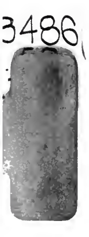


Die goldene Fratze
Novellen
von
Jakob Schaffner






S F

Die goldene Fratze

Novellen

von

Jakob Schaffner

S. Fischer, Verlag, Berlin
1912

Inhalt

Die Hündin

Durch das nordwestliche Halbvillenquartier der Stadt trabte eines Vormittags im Juli ein Wolfshund weiblichen Geschlechts; er kam vom Wald her und strebte nach dem Stadtinnern. Ein Zug düstern Heldentums ging von ihm aus, der für ihn einnahm, und der in seinem Unglück bestand. Er war verkommen und herrenlos. Seine Rute hing; sein Trab war ohne Freudigkeit. Grau und verdrossen standen ihm die Augen im Kopf und bezeugten mit ihrem untergrabenen Licht die bittere Strenge des Hungers. Seine Hüftknochen starrten anklagend in den Raum auf; die Weichen hatten sich von ihnen zurückgezogen wie von zwei verworfenen Unglücklichen. Und er war räudig; an seinem rechten Bug hatte die Krankheit zwei Hände breit Fell zerstört. Das bedeutete für einen Hund von etwelcher Kraft und Rasse geradezu ein tragisches Erleben. Wenn ein kleiner Kläffer aus einer Gartentür herausfuhr und ihn anbellte, so wich er ohne Widerspruch von den bewohnten Häusern, deren Duft ihn anzog, auf die Straße hinaus. Vor der Ausfahrt einer Droschkenanstalt blieb er stehen und witterte gierig hinein. Er hob eine Vorderpfote und stellte die Ohren. Er verbesserte seine Haltung; ein Schein seiner früheren

Schönheit verklärte ihn flüchtig. Über den Hof ging eine Frau mit einem Topf; diese Form und ihre Bedeutung kannte er von seinem Umgang mit Menschen. Er begann zu zittern, sank im Kreuz ein und erlitt stumm die peinliche Verschärfung seines Hungers und jenes tiefen, gefährlichen Grolles, mit dem die Kreatur den Mangel erträgt. In einer Tür verschwand das schöne Phantom. Die Hündin atmete auf, schluckte trocken und wandte sich mit einer neuen Brutalität des Lebens belastet herum, um ihren vergeblichen Weg fortzusetzen.

Sie kam zum Magazin des Allgemeinen Konsumvereins. Der Hof stand offen; es roch daraus nach Spezereiwaren, Südfrüchten und Käse. Aus einem Winkel schwebte im warmen Wind eine aufrechte Wolke von Abfall- und Kehrichtduft vor und bewegte sich voller Verheißung wie eine Lichterscheinung über den Platz auf das offene Tor und die elende Hündin zu, die gerade daran vorbei wollte. Sie nahm sie mit der Nase wahr und erbebte. Ihr Blick wankte und trübte sich; es kam ein sehnsüchtig reuevoller Schein hinein wie bei einem Gefangenen, der an die kleinen nackten Füße denkt, die abends zu Hause bei seiner lieben Frau im Schlafzimmer herumpatschen. Trotzdem sie deutlich Arbeiter im Hof sah, setzte sie sich tollkühn in Bewegung auf den üppigen Winkel zu. Ihre Blicke gefroren vor Entschlossenheit. Die wilde Art, mit der sie den Kopf nach den Arbeitern wandte, konnte ebensowohl Furcht erwecken, als sie solche ausdrückte.

Die Arbeiter beluden einen Wagen mit Körben voll Kirschen und kehrten ihr den Rücken zu. Sie ging im

Schritt, damit ihre Marke nicht klingelte, und näherte sich schon dem Winkel, als ein Arbeiter sie entdeckte und mit dem Ruf: „Da ist ein räudiger Hund im Hof!“ eine Latte ergriff und auf sie losging. Die andern Arbeiter taten dasselbe; alle liefen von ihrer Arbeit weg. Die Hündin wich stumm und trotzig vor ihnen zurück, sprang notdürftig vor den Steinen zur Seite, die sie nach ihr warfen, und lief immer einmal zwischen sie hinein, wenn sie sah, daß sie in Gefahr stand, eingetrieben zu werden; dann prallten sie aufeinander und stießen sich zur Seite, und die Jagd ging von vorne an. Schließlich trat ein junger Mann in den Hof und bot den Arbeitern fünf Franken, wenn sie ihm das fremde Tier einfingen, ohne ihm weh zu tun, und es ihm übergäben. Wie alle Metaphysiker der Verzweiflung hatte er seine angeborene Hoheit an die Kreatur verloren, von welcher er sich fortwährend herausgefordert sah. Mit den Menschen war er auf jede Weise fertig geworden; entweder sie hatten ihn, oder er hatte sie enttäuscht. Nun sollte es sich zeigen, ob er nicht an einer kranken, verhungerten und heimatlosen Bestie seine sittliche Überlegenheit zu beweisen vermochte. Er wollte sie wieder zu einem schönen, freudigen Tier machen, und sie sollte vor ihm herspringen und für ihn zeugen. Eine Spur echten Erbarmens wirkte immerhin in seinem Entschluß mit und verlieh ihm einen leisen, zärtlichen Wert; die gesamte Menschheit war dadurch sozusagen nun an dem Experiment beteiligt.

Die Arbeiter warfen ihre groben Waffen beiseite und trieben die Hündin in eine Ecke. Weil die keine

Stangen und Knüppel mehr sah, so ließ sie sich fangen. Sie banden ihr eine dicke Schnur an das Halsband, übergaben sie dem jungen Herrn und nahmen ihre fünf Franken in Empfang, nicht ohne einige verlegene Redensarten. Dafür bezahlt zu werden, daß man, statt eine Roheit auszuführen, zu einem planvollen Unternehmen benutzt worden ist, macht nicht jeder ohne Wimpernzucken mit.

Hans Dornacher, wie der junge Mann hieß, bewohnte bei einer Witwe zwei Zimmer; dahin wandte er sich mit der Hündin. Er trat unterwegs in einen Bäckerladen und kaufte eine Anzahl alte Brötchen. Nachher erschien er noch in einer Metzgerei und trug daraus zu seiner Bäckerdüte ein Paket Fleisch und Knochen davon. In seiner Wohnung angekommen, band er das Tier los, sprach zu ihm, um sein Vertrauen zu erwecken, und gab ihm für den Anfang die Hälfte eines Brötchens; der andern Hälfte ließ er ein Stück Fleisch folgen und erklärte dann gemessen, daß es damit für die erste Viertelstunde genug sei. Er griff nach dem Lexikon, um darin beim Buchstaben R die Hundsräude aufzusuchen. Unter den angegebenen Verfahren zu ihrer Bekämpfung entschied er sich für das persönlichste, klingelte seiner Hausfrau, verlangte ein Pfund Schmierseife, warmes Wasser, einen Schwamm und eine Flasche Karbolsäure, und verabfolgte der Hündin nach Verlauf einer Viertelstunde versprochenermaßen noch ein Brötchen und ein Stück Fleisch. Darauf brachte er sie wieder an die Schnur, führte sie in den Garten und band sie am Zaun fest.

Die Wirtin kam mit dem warmen Wasser, und Hans goß Karbolsäure hinein. Er zog den Rock aus, streifte die Hemdärmel hoch und begann mit dem Schwamm langsam und vorsichtig die kranken Stellen abzutupfen, wusch und schwemmte ihre nähere Umgebung, und trug dann Schmierseife auf, um die Borke zu erweichen. Er empfand bereits eine Befriedigung von seinem Unternehmen, wie sie ihm von keiner noch so beschwerlichen Lebensverneinung und Menschenverleugnung zuteil geworden war. Bewegt dachte er: „Der einzige Mensch, der mit Segen verleugnet werden kann, ist man selber," und bedauerte, daß das Tier nicht noch ein paar Geschwüre und alte, eiternde Wunden hatte. Er betrachtete es nun überhaupt genauer, fand es nicht übel gebaut und machte sich daran, es auch auf der andern Seite herunterzuwaschen. Dabei entdeckte er eine Anzahl parallel mit den Rippen verlaufender Schnittwunden von allen Heilungsstadien; einige waren noch ziemlich frisch, andere halbverharscht, und daneben lagen weiße Striche, die er als Narben erkannte. Er kam zur Überzeugung, daß er hier einen wissenschaftlichen Versuchshund vor sich habe. Da er die exakten Wissenschaften haßte und die problematischen verachtete, so überfiel ihn diese Entdeckung mit der Kraft einer göttlichen Zustimmung zu seiner selbstgewählten Einsamkeit. Bestand nicht die erste Christengemeinde auch nur aus einem? Aber er war hier bereits mit einem Hund versammelt im Namen des Elends, und glaubte mit ihm und für sich an eine Erlösung vom Übel, vom Kummer des Hungers und der Räude, und vom bittern Leid der

allzubewußten Persönlichkeit. Leider wich die Hündin seinem beseelten Blick aus und legte mürrisch die Ohren zurück. Sie hatte ihn noch nicht erkannt; er war also immer noch allein.

Trotzdem schien ein dauerndes Verhältnis aus dem Zufall dieser Begegnung entstehen zu wollen. Schon am dritten Tag hatte Hans nicht mehr nötig, die Hündin an der Leine in den Garten zu führen; sie folgte ihm frei. Ihre Krankheit besserte sich zusehends; an den Rändern der zerfressenen Stellen wuchs schon wieder Haar. Hans schloß daraus, daß sie Wert auf einen guten Pelz lege; das gefiel ihm. „Wir werden uns prächtig vertragen," prophezeite er. Er sprach überhaupt viel mit ihr, um ihr seine Menschheit ins Gefühl zu bringen. Sie äußerte zwar kaum ein Zeichen des Verständnisses dafür; vielleicht war ihre Art überhaupt karg und durch Erfahrungen ungläubig, und dann mußte Hans sich gedulden. Aber eine reine Güte schafft sich wie ein Einbrecher durch Panzerwände hindurch. Und Hans durfte in Wahrheit behaupten, daß er das düstere Tier liebte, wie er noch nie jemand geliebt hatte, und daß er sich auf eine für ihn ganz unerhörte Weise nach dem ersten Ausdruck von Anhänglichkeit und Gegenliebe sehnte. Das Geheimnis dieser Regung bestand darin, daß er auch noch nie jemand von der Straße weggerettet, gepflegt, gewaschen und vom Aussatz befreit hatte.

Am achten Tag ging er zum erstenmal mit der Hündin aus. Die Wunde war bis auf den letzten Rest geheilt; nur noch eine kleine Lichtung im Pelz verriet

die überstandene Krankheit. Hans freute sich; sie hatte sich unter seinen Händen auf jede Weise verschönt und erholt. Ihr Trab federte wieder. Ihre Augen blickten aufmerksam und fast streng ihren Weg voraus; doch lebte ein Schein von Würde darin und machte den Blick sympathisch. Sie wich vor niemand mehr zur Seite. Es kläfften sie keine kleinen Hunde mehr an. In ihre Weichen war wieder Ansehen und Vertrauen eingezogen. Es würde wohl nie kommen, wie Hans gehofft hatte, daß sie freudig bellend vor ihm hersprang und für ihn zeugte. Dafür gab sie ihm einen äußerst wertvollen Anblick durch ihre wiedererlangte Haltung und Hoheit, die ja so oder so ihm ins Guthaben geschrieben werden mußten. Und so zeugte die Hündin doch für ihn.

Aber in der Nähe des Bürgerspitals wurde ihm der Zeuge untreu. Es kam Hans ein Mann mit einer schwarzen Brille entgegen, und dem lief die Hündin zu. Sie trat ihm in den Weg, beroch ihn, wedelte mit der Rute und sah erwartend an ihm hinauf. Der mit der schwarzen Brille blieb stehen, murmelte etwas und bückte sich zu ihr nieder. Er tastete ihr mit unsichern Händen über das Fell, auf der Seite, wo die Schnittwunden waren, wie Hans feststellte, bückte sich noch tiefer, um durch die schwarzen Gläser sehen zu können, und erhob sich verwirrt und ratlos. Er wandte unbehaglich das Gesicht hin und her, als ob man ihm brennenden Schwefel davor hielte, nahm den Hut ab, zog ein farbiges Taschentuch hervor, mit dem er seine Stirn und dann das Schweißleder des Hutes abtrocknete, setzte

diesen wieder auf und sagte endlich vernehmlich und mit gebrochener Stimme: „So komm halt, du Satan; jetzt bist du mir doch ausgekommen.“ In diesem Moment trat ihn Hans an.

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ sagte er kampfbereit: „Gehört die Hündin Ihnen?“ Der Mann mußte schon wieder an seinen Hut greifen. Er hob ihn nur leicht und unbedeutend; trotzdem konnte Hans sehen, daß er eine Kolonie sonderbarer Beulen auf dem Kopf hatte, die sich auch über den Körper fortzusetzen schien, wenigstens bemerkte Hans trotz des umgebundenen Tuches an seinem Hals zwei oder drei weitere. Übrigens erschien er schlank, von zartem, anmutigem Wuchs, durch Unglück etwas gebeugt, und offensichtlich von Gram und Bitterkeit dem Leben und der Gemeinschaft der Menschen entfremdet.

„Zu dienen, jawohl, mein Herr,“ erwiderte er abweisend. „Ich will nicht hoffen,“ setzte er scharf hinzu, brach auf eine Art schluchzend ab und sank wie entmutigt im Kreuz ein. Er seufzte und wollte sich an Hans vorbei in Gang setzen; die Hündin folgte seiner Bewegung, ohne einen Blick nach ihrem Wohltäter zu wenden. Hans vertrat ihm den Weg; der Mann blieb ergeben stehen, und das Tier mit ihm.

„Sie müssen wissen, daß ich auf die Hündin auch ein Anrecht besitze,“ erklärte er mit bestimmtem Ton. „Ich habe sie vor Mißhandlungen gerettet, ihre Räude mit eigenen Händen kuriert, und sie aus einer dreiviertels verhungerten und ganz verkommenen Kreatur wieder zu einem ansehnlichen Tier gemacht. Sie werden

zugeben, daß sie mir dadurch in sittlicher Hinsicht notwendig irgendwie verpflichtet sein muß, sofern es überhaupt eine immanente Sittlichkeit gibt."

Der Mann machte eine ungeduldig abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Sagen Sie das dem Hund selber, mein Herr," entgegnete er verdrießlich. „Was kümmert mich Ihre immanente Sittlichkeit? Habe ich Sie geheißen die Bestie retten und kurieren? Warum inserierten Sie sie nicht? Ich habe jeden Tag in der Zeitung nachgesehen; das mußten Sie sich doch denken. Weshalb wollten Sie den Hund behalten? Das ist kein Hund für junge Leute. Wer sind Sie überhaupt?"

Obwohl mehr Klage als direkter Vorwurf aus seinem Ton laut wurde, fühlte sich Hans doch getroffen, und er vermehrte seine Entschiedenheit. Er griff in seine Brusttasche und überreichte dem Unbekannten seine Karte, die der entgegennahm und zu sich steckte, ohne sie anzusehen.

„Sie machen mir den Eindruck, als seien Sie nicht in der Lage, sich über die Heilung Ihres Hundes zu freuen," erklärte er dann mit der Ruhe des Geheimpolizisten. „Das ist natürlich Ihre Sache. Aber wer gesunde Augen hat, kann nicht umhin, zu sehen. Das Tier hat etwa acht parallele Schnittwunden aus älterer und neuerer Zeit an der rechten Brustseite. Es sind keine Zufallsverletzungen. Sind Sie —" Er erregte sich plötzlich und verlor an Sicherheit. „Sind Sie vielleicht ein Gelehrter, ein Forscher? Stellen Sie Experimente an? In diesem Fall möchte ich Sie bitten

— ich meine, ich möchte Sie darauf aufmerksam machen —"

Er brach ab, weil ihn das Gebaren des Mannes mit der Brille beunruhigte. Seine ganze schlanke, sympathische Gestalt schien von Konvulsionen oder unterdrückten Krämpfen erschüttert zu werden, die offensichtlich ungemein schmerzhafter und aufreibender Natur waren. Hans war bereit, ein Vermögen dafür herzugeben, wenn er die Augen des Unbekannten hätte sehen dürfen. Er hustete nicht und stöhnte nicht, nur ein gewissermaßen unterirdisches Ächzen ging von ihm aus, das Hans die Lebensnot und das Todesleid aller Gewesenen und Seienden erschütternd in den Sinn brachte. Er trat mit einer spontanen Regung des Mitleids an ihn heran, hob sprechend die rechte Hand und fragte teilnehmend und hilfsbereit: „Fehlt Ihnen etwas?"

Der Unbekannte winkte ab; es sah dringend, ängstlich und zugleich geringschätzig aus. Er war noch nicht wieder Herr über seine Hände.

„Fehlt Ihnen nichts, mein Herr?" fragte er dann zurück, nachdem er wieder Luft bekommen hatte. Er lachte leise und spöttisch, doch mit einem ergreifend schmerzlichen Nebenklang. „Ich wünsche Ihnen gute Gesundheit, mein Herr. Ihnen zu dienen, ich bin kein Forscher. Und Gelehrte gibt es nicht bei uns; die leben nur in Indien. Wir sind alle Scharlatane, Dummköpfe. Auch Sie sind ein Scharlatan, Sie Amateursamariter. Warum mengen Sie sich in fremde Angelegenheiten? Es geht Ihnen jämmerlich, mein Herr. Bitten Sie Gott, daß sich niemand über Sie erbarmt.

Hören Sie recht: niemand! Niemand! Vergessen Sie es nicht; es ist wichtig. Adieu, mein Herr, auf Nichtwiedersehen!"

Der Fremde ließ Hans in seiner Verwirrung stehen und ging mit der Hündin davon. Er bewegte sich mit seiner zerstörten Anmut traurig und gegen Gott aufgebracht die Straße hinauf. Es fiel Hans irgendwie auf, daß er keinen Stock zum Gehen benutzte. Seine Hände hielt er auf dem Rücken verkrampft; es sah aus wie eine Verzweiflung, die über sich selber verzweifelt. Hans blickte ihm nach, bis er zwischen den Bäumen des Petersplatzes verschwand. Dann seufzte er und fuhr sich mit der magern braunen Hand übers Gesicht. Wenn er jetzt sein Leben auf die Zunge bekommen hätte, so würde er es ausgespuckt haben. Was war eigentlich geschehen? Er war von einer Hündin verlassen worden, und eine Stimme aus einer andern Welt hatte ihn getroffen. Das reichte, ihm das Kreuz einzustoßen? Er nahm sich scharf zusammen; es kam jetzt darauf an, richtig zu reagieren. Er wollte sich nichts vorlügen; aber er lehnte es auch ab, sich in sentimentalen Selbstanklagen zu ergehen. Freilich hatte er sich unter die Hündin erniedrigt, aber es war nicht um des Tieres willen geschehen, sondern seinetwegen. Er wollte auferstehen; das war ihm mißlungen. Die Hündin verweigerte ihm das Zeugnis, und er war abermals übrig geblieben. Herrgott im Himmel, war es denn nicht möglich für einen ernsthaft wollenden Menschen, sich selber loszuwerden? Wieder dachte er an den Mann mit der schwarzen Brille. Plötzlich bekam er einen Ein=

fall. Er ging gegen das Spital und läutete dem Portier. Ob der Herr mit der schwarzen Brille etwa hier herausgekommen und vielleicht ein entlassener Patient sei? Es verhielt sich so, und Hans verließ erschreckt und auf eine Art verschüchtert das Gebäude. Wie groß war nun das Vergehen, dessen er sich dem Mann gegenüber schuldig gemacht hatte?

Am andern Morgen brachte ihm die Post einen Brief und damit die Antwort auf die Frage. Neben dem beschriebenen Bogen lag seine eigene Visitenkarte und die Photographie des Unbekannten; es waren mit Tinte schwarze Brillengläser auf die Augen gemalt. Der Brief lautete:

„Geehrter junger Herr! Ich habe Ihnen bereits wissentlich gemacht, daß Sie sich in fremde Angelegenheiten gemischt haben; Sie schienen es nicht zu ahnen. Warum mußten Sie sich über meine Hündin hermachen? Seien Sie verdammt dafür, wenn Sie überhaupt Talent haben, verdammt zu sein. Sie sehen zwar intelligent aus; leider haben Sie den Trieb zum Dilettantismus der Nächstenliebe. Sie fragten nach den Schnittwunden. Ich habe sie der Hündin selber beigebracht. Sie finden das empörend. Ich wollte meine Krankheit auf die Bestie abladen. Ich wollte sie hinsiechen und verenden sehen mit meinen kranken Augen an meiner Krankheit. Sie müssen wissen, daß ich sie mit meinem Krankheitsstoff impfte. Eine Krankheit, die keine Seuche ist, hat Ein Opfer, nicht mehr. Sie ringt sich mit ihm zu Tode und stürzt mit ihm ins Grab. Wenn ich einen andern mit ihr

für mich ins Grab stürzen lassen kann, so bleibe ich im Licht. Sie haben die Hündin kuriert und ich habe keine Zeit, noch einmal vorne anzufangen. Ertragen Sie das, wie Sie können. Ich verspüre keine Nötigung, es Ihnen leicht zu machen. Sie mißfallen mir mit Ihren breiten Backenknochen und Ihren dünnen Lippen; Sie werden selber wissen, warum. Ich ersuche Sie um die Güte, der Polizei mitzuteilen, daß ich irgendwo im Bruderholz erhängt aufzufinden bin. Die Hündin können Sie jetzt haben; ich vermache sie Ihnen. Sie heißt Asta. Vielleicht tut sie Ihnen den Dienst, um den Sie mich betrogen haben. Vielleicht betrügt man auch Sie. Werden Sie dann den Mut finden zu behaupten, Sie hätten es besser verdient? Leben Sie so wohl, als Sie können. Ich grüße Sie im Zeichen der Schlinge."

Hans sah ein, daß es hier vorläufig nichts zu bedenken und zu philosophieren gab. Gestern hatte man seiner sittlichen Persönlichkeit das Kreuz eingebrochen; heute waren ihr die Arme abgeschlagen worden; gleich würde man ihr auch noch den Brustkasten einrennen. Er nahm den Brief und ging damit auf den Polizeiposten. Die Stadtpolizei lehnte die Aktion ab, weil der Wald zur Landschaft gehörte. Er fuhr in die Landschaft wie ein trauernder und bestürzter Angehöriger und wollte die Dorfpolizei mobil machen, wurde von ihr gefragt, ob er den Toten gesehen habe, und mit dem Bescheid entlassen, daß man hier in der Landschaft nichts auf Vermutungen gebe. Da machte er sich auf, um selber auf die Suche zu gehen. Er stieg den Hügel

hinan, trat an einer Ecke in den Wald und durchstreifte ihn in der ganzen Länge, ohne etwas zu finden. Er verließ die Wege und fing an, kreuz und quer zu pirschen. Er spähte mit erhitzten, furchtsamen Augen zwischen die Bäume hinein, meinte hundertmal den Toten zu sehen, atmete tief auf, wenn er merkte, daß er sich getäuscht hatte, und suchte unter erneutem Herzklopfen weiter. Er fror in der Waldkühle vor Aufregung und vor Nüchternheit — er hatte heute noch nichts gegessen — und begann Halluzinationen zu sehen.

Bald hing an jedem Baum eine Leiche; wohin er sich wandte, stieß er an Füße in Stiefeln oder grauen Socken und sah er wilde, anklagende Augen auf sich herunterstarren. Das ging so weit, daß er müde und vernichtet seine Taschen nach einer Schnur abfühlte, um mit sich auch ein Ende zu machen. Immer tönte ihm in den Ohren die Liedzeile: „Du fändest Ruhe dort! Du fändest Ruhe dort!“ Sie wiederholte sich bis zur Bewußtlosigkeit und enthielt doch nicht die kleinste Verheißung. Aber er raffte sich zusammen; schließlich wollte er doch nicht auf diese Weise mit sich ins reine kommen. Um andere Eindrücke aufzunehmen, trat er vor den Wald hinaus. Beklommen atmend blickte er über den sonnigen Hügel, grüßte bleich und gemartert die fernen Berge und hörte es plötzlich hinter sich knicken und dann rascheln. Er fuhr herum, konnte jedoch wegen seiner Erregung und wegen des zu raschen Lichtwechsels nichts wahrnehmen und verharrte so eine halbe Minute doppelt geblendet und wehrlos vor den Schauern des Todes und der Ungewißheit. Als er endlich, nahe daran zu

schreien, auf einen Bewegungsreiz hin den Blick senkte, stand die Hündin da und schaute ruhig und wissend zu ihm auf; sie wedelte leicht mit dem Schwanz. Fast im selben Moment hob er die Augen und sah plötzlich den gesuchten Unbekannten aufrecht und unselig im Halbdunkel zwischen den Baumkronen schweben und mit seinen schwarzen Brillengläsern auf ihn herabstarren. In den Gläsern spielte ein purpurner Schein; es war, als ob sie bluteten.

Hans dachte zertrümmert: „Jetzt bekomme ich seine Augen doch nicht zu sehen," und nahm mit zitternder Hand den Panamahut ab. Lange schaute er zu der heillosen Leiche hinauf, füllte seine Seele bis zur Vernichtung mit dem verzweifelt doppelsinnigen und so zynisch eindeutigen Elend des Seins, und taumelte endlich, erwarteterweise mit eingebrochenem Brustkorb, unter Blutstürzen der Lebensreue und der Erlösungssehnsucht über den sonnigen Hügel der Stadt zu. Er dachte nicht mehr an die Polizisten; er dachte nur noch Gedanken, die Endgültigkeiten darstellten. Die Hündin ging ihm nach; er merkte es nicht. Er kam in die Stadt, ohne es zu wissen. Er trat in seine Wohnung, leer, außer sich, und dachte verlassen: „Es ist nicht zu ertragen! Das braucht man sich nicht bieten zu lassen!" Und dann sang die Liedzeile wieder: „Du fändest Ruhe dort." Eine Viertelstunde stand er inmitten des Zimmers, wühlend, grübelnd, bettelarm, verloren und immer weiter blutend. Seine sittliche Persönlichkeit lag in den letzten Zügen. Sie röchelte entsetzlich mit ihren Lungenfetzen, und ihr Herz war nur noch eine zuckende Beule des

Jammers. Die Hündin hatte sich vor das Sofa auf die Vorlage gelegt, die die vorigen Tage ihr Platz gewesen war, und wartete.

Hans bewegte sich. Er nahm den Hut ab, legte ihn auf einen Stuhl und fuhr sich mit der magern, braunen Hand einsichtig übers Haar. Er machte eine Viertelswendung nach rechts, ging auf die Kommode zu, zog die oberste Schublade auf und brachte daraus eine Browningpistole ans Licht; die untersuchte er sorgfältig, fand sie mit vier Schüssen scharf geladen und nickte. Dann überlegte er; immerhin war er seiner Mutter ein Abschiedswort schuldig, eine Erklärung; aber wie sollte er das erklären? Nein, es dauerte viel zu lange.

Hans setzte die Pistole an die Schläfe und legte den Finger an den Drücker. Da, in diesem leidvoll überspannten Augenblick fiel sein Auge von ungefähr auf die Hündin, und er befremdete sich tief. Er starrte sie an wie eine Erscheinung aus einer andern Welt und ließ langsam die Waffe sinken. Vor dieser entschlossenen, kalten Kreatur wich das flutende Licht seiner metaphysisch erfühlten, abstrakten Todesbereitschaft zurück, und diese begründete sich noch einmal konkret durch die Erinnerung an alle bittern Erlebnisse, die ihm das Tier eingebracht, und durch die Vorstellung der anklagenden Situation, die er im Wald verlassen hatte.

Aber wen klagte sie eigentlich an? „Weiter," sagte eine innere Stimme, „auch dazu ist es jetzt nicht mehr Zeit." Hans sah wieder die schwarze Brille bluten, sagte sich aufs neue auf den Kopf zu, daß

er die Augen nun doch nicht zu sehen bekam, und erhob die Pistole zum zweitenmal. Die Hündin legte den Kopf quer auf die Vorderpfote und sah an ihm vorbei. Das traf ihn, als empfange er einen Schlag auf den Arm: sollte die Bestie übrig bleiben? Aber schon war er mit seinen Gedanken hundert Meilen weiter. Er dachte traurig: „Nur der Sterbende hat klare Sinne; das Leben ist Trübung des Sachverhalts."

Trotzdem bewegte er sich bereits wieder dieser Trübung zu. Der unter allem Schutt der Ereignisse tiefbegründete Wunsch der Lebenden, zu leben, brachte ihm rechtzeitig die Schriftzüge des Erhängten vor die Augen; aus Buchstaben und Zeichen rekonstruierte sich ihm wie von Geisterhänden ein Satz aus dessen Brief: „Wenn ich einen andern für mich ins Grab stürzen lassen kann, so bleibe ich im Licht." Auch er wäre also im Licht geblieben, wenn er gekonnt hätte.

Hans sah rastlos denkend die Hündin an. Sie mißfiel ihm. Er trat ihr abgeneigt näher, um sie genauer zu betrachten. Im Grund war sie ein bedenklich fremder Organismus. Sie lag auf dem Teppich mit dem Kopf über den Vorderpfoten, blickte an ihm vorbei ins Ungewisse, hatte Wünsche und Instinkte, die er nicht teilte, und Symbole, an die er nicht glaubte. Oder vielmehr, er hatte eine ganze Reihe Symbole mit ihr gemein; sie war nur kürzer, sozusagen knurriger darauf eingestellt. Ein Wesen vom andern Geschlecht bedeutete ihm genau so ein Symbol, wie der Hündin. Der Hunger, die Nacht, der Morgen, Leiden, Zärtlichkeiten, Krankheiten, Muskelkraft, Geistesfrische: alles

waren ihr sicher gültige Symbole. Wieso war sie also ein fremder Organismus? Wie wenig fehlte, so konnte man sie mit ihm verwechseln! Desto besser! Jedenfalls schien sie also sehr dazu geeignet, an seiner Statt ins Grab zu stürzen.

Eine warme Freudenwelle überströmte ihn. Er umfaßte die Hündin mit einem reinen, sehenden Priesterblick. Er erhob die Pistole, sah ihr fest und hoffnungsvoll in die Augen, zielte und drückte ab. Das Geschoß drang ihr über dem rechten Auge ins Gehirn; sie war sofort tot.

Die drei Träume

Der elsässische Seidenfabrikant Heinrich Schlumberger in Mülhausen, ein guter Alemanne, der sich aber in Lyon als Henry Schlômberschee vorstellte, hielt neben seiner Frau eine Pariser Mätresse, obwohl er im Grund kein Bedürfnis dafür hatte. Am liebsten hätte er sich ganz seiner schönen und klugen Frau zugeeignet, welche er aufrichtig liebte und deren stolzen Sinn er heimlich verehrte. Aber da diese Art Torheit zum Landesgebrauch gehörte und er in seinem französisch geölten Schädel eine wirre Idee von Pariserstil pflegte, brachte er nicht den Mut auf, sich zu seinem eigenen Geschmack zu bekennen, der von allen Tugenden diejenigen am höchsten schätzte, die er nicht übte und welche er auch in seiner Umgebung nicht üben sah: männliche Würde und Vernunft. Seine Frau war eine früh verwaiste und in Basel bei mütterlichen Verwandten erzogene deutsche Offizierstochter. Der ererbte feudale Sinn ihres alten Geschlechts unterhielt mit der republikanischen Lebensart ihrer Erzieher eine sehr persönliche Verbindung, welcher sie wertvolle und erfrischende Unabhängigkeiten verdankte. Daneben war ihr so viel französische Kultur mit der Basler Luft angeflogen, daß ihr preußischer Adelstitel sie nicht hinderte, einen Elsässer zu heiraten, dem andrerseits gerade ihre germanischen Vorzüge die Phantasie erregten, um sie zu werben.

Als diese junge Dame Mutter geworden war und nach so erlangter fraulicher Vollkommenheit ihre Herrschaft endgültig gefestigt glaubte, stieß sie auf die Rivalin.

Georges Schetty, ein Lebemann und Jugendfreund ihres Mannes, der sich eine gute Stunde bei der schönen Frau verdienen wollte, richtete ihr die Augen auf die kleine erotische Persönlichkeit. Sie erbleichte und antwortete lachend: „Sieh da, das hätte ich ihm gar nicht zugetraut.“ Auf der Stelle bemerkte ihr freier Blick den doppelten Fadenschlag von Gemeinheit, den der gefällige Kavalier zugleich um seinen Freund und um eine junge Frau, die in seinen Augen nun für die pikante Liederlichkeit aller mit allen reif geworden war, geworfen hatte, und sie erbitterte sich gefährlich gegen die ganze verwelschte Honorität. Sie hatte bisher der Umgebung zulieb ihren dunkelblonden Schopf auf Pariser Manier breit seitwärts heraus gestellt; jetzt kämmte sie ihn zornmütig links und rechts vom Scheitel über die Ohren herunter und legte die Zöpfe urdeutsch rund um den Hinterkopf. In dieser Zeit redete sie ihren Mann mit Vorliebe „Henry“ und „Schlömberschee“ an, und legte einen so eiskalten Klang in das Wort, daß er sich darüber verwunderte. Außerdem verschaffte sie sich aus Schmerz, Sehnsucht und Trotz eine englische weiße Bulldogge, mit der sie bald ein bedeutsames Wesen trieb, und die sie lieb gewann. Und endlich entschloß sie sich, ihre Nebenbuhlerin mit eigenen Augen zu sehen.

Das geschah bei einem Basarfest, wo die kleine Pariserin als Waldfee Blumen verkaufte. Herta Schlumberger ging in einem großen meergrünen Kostüm am Arm ihres Mannes von Stand zu Stand, hoch aufgerichtet, sprühend vor Zorn und Übermut. Schlumberger war stolz und just so glücklich, als es ihm der Stachel des

schlechten Gewissens erlaubte, und das war immerhin weniger, als er wünschte. An der Feengrotte seiner Freundin suchte er Herta vorbei zu ziehen, aber sie sagte unter aufleuchtenden Augen: „Nein sieh, wie hübsch!“ und schritt mit ihm geradeaus auf den Stand zu. Die Pariserin erblaßte. Sie konnte sich in ihrem schmalen Kopf nichts anderes denken, als daß es jetzt einen Skandal gebe. Sie war ein zartes, graziöses Weltstadtwild mit einem vollen roten Mund und zwei großen, traurigen Nachtaugen, auf deren Grund die einfache tierische Liebenswürdigkeit dämmerte; und die Lippen waren geschminkt. Ihr kurzes Haar, das sie mit einem goldenen Reifchen um den Kopf zusammenhielt, stand ihr wie eine Pagenfrisur knabenhaft auf den weißen Schultern auf. In ihrer Höhle hinter ihr saß der Lebemann Georges Schetty und führte ihr die Kasse.

Herta begriff den Zustand auf einen Blick. „Diese Liebe ist eine elsässische Kindsköpfigkeit,“ dachte sie und atmete heimlich auf; „sein Herz ist nicht dabei.“ „Das finde ich delikat,“ sprach sie die Pariserin auf Französisch an. „Ich wußte nicht, Mademoiselle, daß Ihresgleichen in der menschlichen Sozietät auftritt, und gleich bei voller Beleuchtung. Was treibt die Feen in die Stadt? Langweilen Sie sich im Wald?“

Die Pariserin erholte sich. Sie bog ihren schmalen Körper leicht vor und neigte den Kopf auf die rechte Seite: „O Madame,“ erwiderte sie und zog die Brauen in die Höhe; es sah sorgenvoll aus: „O Madame, die Toleranz der menschlichen Gesellschaft ist heute so groß, daß selbst ein heidnisches Wesen wie ich zu einem christ-

lichen Zweck beitragen kann. Dürfte ich Sie fragen, welche Blume Sie bevorzugen?"

„Nicht übel," dachte Herta. Laut sagte sie: „Die Marschall-Niel-Rose, bitte. Darf ich Ihren Namen wissen? Feen heißen immer so reizend."

Die Pariserin lächelte überrascht; ihre Augen irrten einen Moment fragend bei den Personen herum. „Natalie," antwortete sie dann zaghaft; es war ihr eigener Name.

Georges Schetty grinste ungeniert hinter ihr; Herta warf ihm einen grimmigen Blick zu. „Wenn wir zufällig auf der andern Seite des Rheines wohnten, so müßte mein Mann sich mit Ihnen schlagen," rief sie eisig unter ihren dunkel glühenden Augen, nun auf deutsch. Er vergaß das Grinsen und öffnete verblüfft den Mund. Sie wandte ihr zornig lachendes Gesicht von Schetty weg und schleuderte es gleichsam ihrem Mann hin. „Trotz seinem gewichsten Franzosenschnauz sieht er hilflos aus, wenn er nicht weiß, wie er daran ist." Und endlich wieder zu Schetty, diesmal ohne das Lachen: „Was tun Sie in der Höhle? Spielen Sie hier Wolf im Schafspelz oder den Bock im Wolfsfell? Fee Natalie, Sie machen mir den Eindruck, als ob Sie nicht viel von Menschen wüßten, obwohl Sie aus dem Pariser Wald kommen. Ich warne Sie vor dem Kavalier mit den großen Ohren. Ihnen führt er die Kasse und mir lächelt er zu."

Darauf fiel ihr ein, daß sie Partei nahm, wo sie ursprünglich Sünden rächen wollte, und darüber nun doch etwas betreten, griff sie leicht errötend nach der

Marschall-Niel-Rose, die Schlumberger inzwischen erstanden hatte, und steckte sie in den Gürtel. Als sie gehen wollte, hielt sie Schetty auf. „Pardon, Madame," sagte er auf eine gewisse anzügliche und freche Weise, weil er Angst hatte: „Wollten Sie mir nicht mitteilen, warum nach Ihrer Ansicht Ihr Mann sich mit mir schlagen müßte?"

Er fixierte ihre Gestalt dreist; sie sah über ihre schöne Schulter weg an seiner geschmückten Taugenichtserscheinung hinunter. „Weil Sie ihm Luft wegnehmen, wenn Sie atmen," erwiderte sie spöttisch, „und die verderben, die Sie ihm lassen. Das ist übrigens eine Erfahrung, die wir alle mit Ihnen machen." Sie nickte der Fee zwiespältig zu und wendete sich am Arm ihres Mannes herum. „Komm, Schlömberschee, wir müssen noch viel Geld ausgeben," sagte sie und verließ mit ihm den Platz. Mit der Rose im Gürtel trug sie einen Stachel im Gemüt davon; ihre Laune blieb den Abend sprunghaft, und im Grund war sie schwermütig.

Schlumberger hatte dem Auftritt aufmerksam und befremdet beigewohnt. Er sagte sich richtig, daß etwas zwischen seiner Frau und dem Freund geschehen sein müsse, und entschloß sich, diesen morgen sofort zur Verantwortung zu ziehen. Zu seinem Glück zog es Schetty aber vor, schon am nächsten Tag für einige Zeit nach Paris zu verreisen, wodurch eine theatralische Veräußerlichung des innerlichen Prozesses vermieden und Schlumberger bei seiner fruchtbaren und heilsamen Unruhe festgehalten wurde. Auch gegenüber seiner Frau sah er sich aufs Abwarten angewiesen; sie zeigte ihm eine

solche Miene, daß er es für rätlich hielt, die Dinge ruhen zu lassen, bis sie sich bei ihr für die Mitteilung frei schafften. Sie verlor an Farbe, aber nichts an Haltung. Seine Fee sah er während der ganzen folgenden Zeit nicht, viel weniger aus Furcht, als weil er dort wirklich nichts mehr meinte zu suchen zu haben; doch schickte er ihr pünklich am Monatsersten das gewohnte Fixum.

Etwa drei Wochen nach dem Basarfest, nachts, lag Herta wach in ihrem Bett. Der Mond schien ihr ins Gesicht; sie hatte schwer geträumt. Nun dachte sie, seltsam beunruhigt, unter leicht zusammengezogenen Brauen über den Traum nach. Daneben horchte sie in die Frühlingsnacht hinaus. Der Wind sauste leise in den Bäumen; die Fenster standen handbreit offen. Vor der Tür auf ihrer Matte lag die Bulldogge. Herta hörte sie schnaufen; ein Gefühl von Zärtlichkeit durchdrang sie. Sie lächelte und dachte: „Der Hund ist treu und schuldlos." Dann erinnerte sie sich an ihren Mann und an die kleine Französin, und ihr Gesicht nahm einen grübelnden Ausdruck an. „Sie sind schuldig," dachte sie weiter, „obwohl etwas in mir für sie spricht. Ich muß mit ihnen zu einem Ende kommen."

In diesem Moment stöhnte Schlumberger neben ihr und warf sich herum; dann stöhnte er zum zweitenmal, und sie griff, etwas erschreckt von dem gequälten Laut, nach seiner Brust, um ihn zu wecken. Er schrie auf, setzte sich im Bett hoch und wußte lange nicht, wo er sich befand. Endlich erkannte er seine Umgebung wieder und kam zu sich. „Danke, Herta," sagte er, noch ganz unter

dem Eindruck seines Traumes, und blickte unruhig nach dem hellen Fenster. „Habe ich dich geweckt?“ fragte er darauf und kehrte ihr mit verhaltener Erregung das Gesicht zu.

Ihre Augen forschten in seinen Zügen, die jetzt hell beschienen über ihr im Mondlicht schwebten. „Auch er ist still geworden,“ fuhr es ihr durch den Kopf; „es wird Zeit.“ „Nein, ich lag wach,“ erwiderte sie. „Was hast du geträumt?“ Draußen winselte die Dogge, weil sie die Stimme ihrer Herrin hörte; sie stieß die Schnauze an die Tür. „Ich habe kein festes Bild,“ entgegnete Schlumberger nach einem augenblicklichen Zögern. „Es ging um eine Gefahr, die uns bedrohte. Wollen wir nicht die Rouleaus herunter lassen? Das viele Licht scheint auch dir den Schlaf zu stören.“ Sie fühlte, daß er ihr auswich, aber zugleich, daß er litt; vor ihren Augen ging eine Tür zu ihm auf. Nachdem sie eine kleine Zeit über seine Antwort hatte hingehen lassen, sagte sie einfach: „Heinrich, ich glaube, du mußt nach Natalie Durand sehen gehen. Ich bin besorgt, daß ihr eben jetzt ein Unglück zugestoßen ist.“

Schlumberger erschrak nicht sehr; es erschütterte ihn nur, daß sie seinem Traum bereits begegnet war. „Ich weiß nicht,“ begann er endlich tastend zu sprechen, „wie weit deine Kenntnisse gehen. Aber je tiefer du siehst, desto besser ist es für uns. Hast du einen Begriff davon, wie stark oder wie wenig stark ich engagiert bin?“

Sie nickte in ihrem Kissen gerade vor sich hin. „Das hilft mir natürlich nicht davon, daß du beleidigt

bist," fuhr er fort. „Darüber müssen wir noch reden. Ich träumte von Natalie, als du mich wecktest. Sie schüttete dir Vitriol ins Gesicht. Du standest blind und wund auf der Straße und griffst mit den Händen nach einem Halt um dich. Dabei faßtest du mich an der Brust, und das war so unbegreiflich schrecklich, daß ich schrie. Nachher merkte ich, daß du in Wirklichkeit nach mir getastet hattest. Natalie sah zerstört und auf furchtbare Weise unglücklich aus. Ich war seit dem Basarfest nicht mehr dort.

„Du mußt wissen, wie ich mit ihr bekannt wurde. Sie fiel mir in Paris eines Tages wie eine Lerche vor dem Habicht in die Wohnung und flehte um Rettung. In einem Juwelengeschäft hatte sie ein Bijou entwendet; der Händler, der den Verlust sofort merkte, hetzte ihr die Gendarmen auf die Fersen. Als sie sich verfolgt sah und nicht weiter wußte, lief sie ins erste beste Haus, flog eine Treppe hinauf und stürzte auf die Tür zu, die ihr gerade in die Augen fiel; das war meine. Gleich hinter ihr kamen die Gendarmen. Ich tat ihnen einen Schritt entgegen; sie kroch mir auf den Knien und mit gefalteten Händen nach; du kennst sie nun und kannst dir ungefähr ein Bild davon machen, wie das ausgesehen hat. Sogar die Gendarmen waren betreten. Ich sagte, was in diesem Fall zu sagen ist: ich kenne die junge Dame, verbürge mich für sie, und so; das nahmen die Gendarmen an, und auch der Juwelier war nachher mit dem Arrangement zufrieden.

Aber Natalie, die immer einer fixen Idee nachlebt, setzte es sich nun in den Kopf, daß sie für die empfangene

Hilfe meine Geliebte werden müsse. Den Schmuck, den ich ihr gleich damals schenkte und der immerhin mehrere hundert Franken kostete, schloß sie nicht in ihre Gründe zur Dankbarkeit ein; sie trug ihn jeden Tag, aber ihre Liebesargumente lagen ganz in der idealen Sphäre. Das Gefühl unsrer Zusammengehörigkeit entschied sich jedoch erst durch einen kleinen, merkwürdigen Vorfall.

Eines Tages nämlich bat sie mich plötzlich, meine bisherige Wohnung aufzugeben. Am nächsten Tag wiederholte sie die Bitte dringender, und am dritten ließ sie nicht mehr nach mit Tränen, Seufzern und Bezeugungen ihrer schweren Angst um mich, bis ich ihr nachgab und noch am gleichen Abend ein anderes Logis bezog, einigermaßen neugierig, worauf die Sache hinauslaufen würde. Für die Wahl der neuen Wohnung interessierte sie sich entgegen meiner Erwartung nicht im geringsten. Im Lauf des andern Tages vernahm ich, daß während der vergangenen Nacht in meinem alten Quartier eingebrochen und die Wirtin am Morgen geknebelt und ohnmächtig aufgefunden worden war; meine Sachen, die noch zum größten Teil in Schubladen und Koffern erst halb verpackt lagen, hatte man heraus gerissen, auf den Boden zerstreut und geplündert. Erst jetzt befragte ich Natalie, warum sie auf den Auszug gedrungen habe. Sie erwiderte müde und beunruhigt, sie wisse es nicht. Aber laß sie selbst in irgendeiner Verbindung mit den Verbrechern gestanden haben, so bewies sich auch dadurch nichts anderes, als daß sie mir ergeben und treu war.

„Nach vierzehn Tagen wurde ich nach Hause ge-

rufen, weil mein Vater im Sterben lag; ich nahm sie mit. Nach einem Jahr lernte ich dich kennen, mit der ich noch keine Geschichte hatte, während mich mit Natalie doch eine mindestens eigenartige Vergangenheit verband. Kannst du das verstehen? Was freilich jetzt wir miteinander erleben, ist mehr als eigenartig, es ist wichtig und entscheidend."

Schlumberger schwieg. Die Fensterflügel bewegten sich leise unter einem Windstoß. Die Bäume rauschten mit ihrem jungen Laub, das silbern durch die Scheiben schimmerte. Die Bulldogge winselte bittend; sie hörte fortwährend reden und glaubte, sie müsse dabei sein. Herta atmete tief und langsam.

„Du hast eins nicht gesagt, Heinrich," erwiderte sie: „Daß man es auch heute noch mit einem verfolgten Menschen zu tun hat, den wir nicht auf die Straße hinausstoßen dürfen. Aber davon und von allem andern reden wir noch. Ich kann mir nicht helfen, je länger du sprachst, desto größer wurde meine Sorge. Ich träumte gerade, bevor du anfingst zu stöhnen, die Zimmerdecke sei über Natalie hereingebrochen und habe sie unter sich begraben. Zwei Gipsengel stürzten voraus und der Lüster brach nach. Darauf erhob sie sich als ihr eigenes Gipsstandbild, fest in eine weiße Kruste eingeschlossen, und begann zu wandeln. Aber ich sah deutlich, daß sie gar keine Gelegenheit hatte, Luft zu schöpfen, weil Mund und Nase tief verschüttet waren, und so erwachte ich. Laß uns diesmal lieber einem Aberglauben nachgeben, als einer guten Regung widerstehen. Zieh dich an und sieh nach ihr; du hast ja

wohl die Schlüssel zu ihrer Wohnung. Stecke einen Revolver ein und nimm den Hund mit.“ Sie brach ab, weil sie eine letzte kleinmütige Anwandlung von Groll niederzukämpfen hatte.

Schlumberger tat, was seine Frau wünschte; schon nach fünf Minuten verließ er das Haus. Der Hund ging mit, nachdem er rasch die Nase in die Hand seiner Herrin gesteckt und sich von ihr verabschiedet hatte. Noch auf der Treppe wackelte er in Gedanken an sie mit dem kurzen Schwanz; dann schnob er munter und aufmerksam in die Nacht hinaus. Er stellte die Ohren und zog die Stirne in Falten, und wenn irgend etwas kam, was ihm verdächtig erschien, trabte er breitspurig vor seinen Herrn hin, um ihn mit seinem Leib zu decken.

Schlumberger bemerkte schon von der Straße aus, daß Natalies Fenster erleuchtet waren. Höchst beunruhigt drehte er unten den Schlüssel, eilte die Treppe hinan, öffnete droben, betrat den kleinen Vorplatz und stieß rasch die Tür nach ihrem Salon auf. Da sah er sie unter dem vollen Schein des dreiarmigen Lüsters im Nachtkleid auf dem Sofa sitzen und schluchzen; aber die beiden Gipsengel an der Decke hielten lächelnd eine Girlande in den Händen. Sie erschrak jämmerlich, als er sie berührte und ansprach; sie hatte ihn nicht kommen hören. Der Hund schnupperte eilig die ganze Wohnung ab, dann beroch er die kleine Pariserin, und endlich setzte er sich mit offenem Maul und hängender Zunge vor sie auf den Schwanz und paßte auf, damit sie nicht fortlief.

Natalie warf sich vor Schlumbergers Gesicht weg über die Sofalehne und weinte heftiger; sie fand darin mit dem Scharfblick der Liebesfurcht alle ihre Besorgnisse bestätigt, und wußte schon, daß sie verlassen war, bevor er ihr's sagen konnte. „Warum kommen Sie her und sind kalt?“ klagte sie. „Warum schicken Sie mir Geld, wenn ich nicht mehr Ihre Geliebte bin? Das ist grausam, es ist unmenschlich. Ich weiß alles; ich las es am Fest in den Augen von Madame Schlumberger, daß sie entschlossen war, den Kampf mit mir aufzunehmen. Wir sind verraten. Ich habe Monsieur Schetty einen Korb gegeben; ich liebe nur Sie. Aber jetzt bin ich gestorben, und ich werde noch tausendmal sterben; jede Erinnerung an Sie wird mir ein neuer Tod sein.“ Plötzlich setzte sie sich aufrecht und sah ihm tränenblind und voll Angst ins Gesicht. „Gehen Sie nach Hause. Warum sind Sie nicht bei Madame Schlumberger? Mein Gott, wie ist das schrecklich!“ Sie rang die kleinen Hände und schlug sie dann vor die Augen. „Ihr Haus brennt. Madame flieht als ein Flammenmeer von einem Raum in den andern. Sie kann nichts sehen und findet nicht den Weg hinaus. Ich habe das Feuer angelegt; dafür darf ich nun nicht mehr schlafen. Ich versuchte Madame zu hassen und ich muß sie verehren; sie kennt mich und verachtet mich doch nicht, obgleich sie an mir leidet, und mein kleines Herz kann nicht entsagen. Wir müssen beide sterben; Madame verbrennt im Feuer und ich erfriere im Eis, weil Sie es so wollen. Kein Mann erträgt, daß die Damen, die er liebt, auch einander lieben. O, wie bin

ich so einsam! Ich zähle erst zwanzig Jahre und muß schon sterben."

Nach diesen Worten wurde sie, hauptsächlich vor Erschöpfung, rasch ruhiger, ließ sich von Schlumberger auf das Sofa betten und hörte ihm mit verweinten Augen und ganz zerstörter Schönheit entgegen, was er ihr zu sagen hatte. Er nahm ihre kalte linke Hand in seine rechte — in der andern hielt sie ein parfümiertes Spitzentaschentuch umklammert —, und es ging ihm flüchtig durch den Sinn, daß das ganze zärtliche und duftende Persönlichkeitchen ein Geschenk von ihm an sich selber war, das man ihr um jeden Preis erhalten mußte.

„Natalie," sagte er einfach und herzlich zu ihrer liebesfrommen Hinfälligkeit: „Madame Schlumberger schickt mich zu Ihnen. Da Sie selber ihre große Seele erkannt haben, werden Sie verstehen, daß diese Nacht uns allen zum Glück werden kann. Madame ist nicht in Gefahr; ich komme im Augenblick von ihr. Zwar brennt sie wirklich, aber vor Mitleid mit Ihrem Kummer und vor eigener Sorge, es möchte Ihnen etwas zugestoßen sein. Sie träumte, die Zimmerdecke sei auf Sie herabgestürzt, und so lebhaft ist sie mit ihrem Geist bei Ihnen, daß sie sogar die beiden Gipsengel an der Decke gesehen hat. Auch ich war in ängstliche Träume verwickelt; aber ich gehe mit der kleinsten Ehre aus dieser seltsamen Nacht hervor. Madame Schlumberger wünscht nun, daß Sie sich wieder zu Bett legen und schlafen. Sie dürfen das um so lieber, als das Feuer, das Sie anlegten, uns alle verklärt, ohne uns

ein Haar zu krümmen. Madame wird morgen nach Ihnen sehen kommen und entscheiden, was weiter zu Ihrem Heil geschehen soll."

Natalie war bei Erwähnung des Traumes von der Zimmerdecke noch einmal in Tränen ausgebrochen. Jetzt lag sie still und nachdenklich da. Endlich richtete sie eine Frage an Heinrich.

„Madame Schlumberger kann nicht wissen, daß ich mich außerhalb des Bettes befinde. Wie dürfen Sie sagen, Madame wünscht, daß ich dahin zurückkehre?"

„Madame und ich," erwiderte Heinrich, „haben von jetzt an Sie betreffend nur einen Willen, Sie recht bald wieder gesund und froh zu sehen. Wir sind überzeugt, daß Ihr wahres Glück noch auf Sie wartet."

In diesem Moment erhob sich der Hund, ging auf Natalie zu und stieß sie freundlich mit der Schnauze an. Sie wandte ihm grübelnd das Gesicht zu und besann sich weiter. Als er es sah, drängte er seinen dicken Kopf eng an ihre Seite, wühlte sich damit ein wenig unter ihren Arm hinein und gruchste einladend, wozu er den Schwanzstummel hin und her bewegte. Diese Zärtlichkeit eines fremden Tieres erschütterte ihre Fassung wieder. Sie warf sich leidenschaftlich aufweinend herum, schlug ihren Arm um den Hals des Hundes und zog ihn an sich, so daß er sich zuerst von ihrem Ungestüm verblüfft frei machen wollte. Aber als sie ihn mit der andern Hand zu streicheln und liebkosen begann, wandte er einen tief verständigen Blick nach seinem Herrn, stellte sich noch näher zu ihrer Hand und fing an zu schnaufen.

Inzwischen erhob sich Schlumberger, um zu seiner Frau zurückzukehren. Er fragte Natalie, ob ihr der Besuch Hertas um Elf angenehm sei, und sie nickte wortlos. Aber dann brach das Abschiedsleid über sie herein, und zu allem Überfluß stellte sich heraus, daß Hertas Traum von der stürzenden Decke in ihrem prophetischen Kopf Wirklichkeitsformen angenommen und sich da festgesetzt hatte. Sie weigerte sich, nun für ein dunkles Gefühl eine Begründung findend, in ihr Schlafzimmer zurückzukehren; in ihrer Verwirrung verlegte sie den Schauplatz des Unglücks aus dem Salon dorthin. Daneben flehte sie Heinrich an, nicht von ihr zu gehen, und bat ihn, zugleich einsehend, daß er ihr Verlangen nicht erfüllen konnte, ihr den Hund da zu lassen. Da er überlegte, weil das Tier seiner Frau gehörte, beschwor sie ihn bei allen Zeichen der vergangenen Liebe und bei der schuldigen Courtoisie des abschiednehmenden Liebhabers, und unterdessen fand er die Freiheit, über das Tier zu verfügen, und schenkte es ihr. Da sah sie doch wieder in dem schönen Abschiedsgeschenk vor allem nur den Abschied, verweigerte ihm die Hand und wollte nichts mehr hören, und er verließ sie in einem völlig haltlosen und ziemlich bedenklichen Zustand. Während er allein die Treppe hinunter stieg, hörte er droben die Dogge lärmen und an der Tür kratzen.

Er erstattete seiner Frau Bericht, wie er alles gefunden hatte, und lag schon wieder im Bett, als er an den Hund dachte und ihr kurz erzählte, er habe ihn Natalie zum Abschied geschenkt. Dann schwieg er und wartete. Das Licht war aus. Er vernahm mit hoch-

gespanntem Ohr die überraschte Wendung ihres Kopfes auf dem Kissen, und hörte die tiefe Befremdung in ihrem Schweigen. Der Mond war von den Betten weg gegen den Spiegelschrank hingerückt; dort in der Ecke stand die Helligkeit in Säulen aufgerichtet, aber hier herrschte eine kämpfende und bedrängte Dämmerung, in der Heinrichs Herz langsam anfing, rascher zu pochen. Herta schien sogar den Atem zu verhalten; sie hatte sich noch einmal mit der letzten Spur ihres großartigen Wesens von ihm zurückgezogen, und er hing jetzt ganz und gar im Ungewissen, ob er sie für immer verloren habe, oder ob er sie für immer wieder gewinnen werde.

Draußen rauschte der Nachtwind weiter. Der Spiegel des Schrankes leuchtete wie ein strenges und unnahbares Wunder. Auf dem benachbarten Werkhof schlug ein Hund an. Plötzlich empfand es Heinrich schmerzhaft, daß die Dogge nicht vor der Tür lag, und im gleichen Augenblick glaubte er nicht mehr, daß Herta über die leere Stelle hinweg den Weg zu ihm finden werde. Er schloß im Zudrang eines unendlich bittern Leides die Augen; zwischen seinem Befinden und dem des verratenen Tieres bei Natalie war jetzt wenig Unterschied. Aber da atmete Herta tief und entscheidend auf. Gleich danach fühlte er ihre Hand auf der seinen; die Berührung durchfuhr ihn, wie die gnädige Flamme Gottes den vom Tod Erwachten, aber er wagte sich noch nicht zu regen.

„Du hast recht getan, Heinrich," sagte sie endlich; in ihrer Stimme zitterte noch der erlebte Schreck nach,

der sie heute zum letztenmal auf sich selber zurückgeworfen hatte. „Wenn ich je einmal an deiner Liebe zweifeln sollte — es wird nun nicht mehr geschehen — jedoch wenn ich geisteskrank würde und es geschähe doch: dann erinnere mich daran, wie du heute so stark in mir warst, daß du über mein Tier verfügen konntest. Das wird meinen Geist wieder hell machen."

Heinrich Schlumberger regte sich. Er erfaßte zugreifend ihre Hand und warf sich zu ihr herum. „Bist du wieder meine Frau, Herta?" fragte er und sah ihr mit aufleuchtenden Augen ins Gesicht. Sie nickte ihm wie ein Wöchnerin zu: „Ja, Heinrich, darauf kannst du dich verlassen."

Als Herta am andern Morgen, später als sonst, die Augen aufschlug — Heinrich schlief noch —, hörte sie die Dogge vor der Tür winseln und in die Ritze schnauben. Sie erinnerte sich an die Geschichten der Nacht und erschrak; gleich weckte sie auch ihren Mann und sagte ihm, daß der Hund wieder da sei. Heinrich stand rasch auf und ließ die Dogge herein. Während sie begeistert an ihm in die Höhe sprang, bemerkte er an ihrem Halsband ein Zettelchen; er schnitt es ab, entfaltete es und fand, daß es an Herta adressiert war. Herta las: „Madame, ich entdecke eben, daß der Hund, den mir Monsieur Schlumberger schenkte, Ihren Namen am Halsband trägt; daraus ermesse ich mein Unglück, welches so groß ist, daß Monsieur mir Ihr Tier schenken darf und ich unwiederbringlich sein Herz an Sie verloren habe. Sie haben gesiegt und mir ist nichts geblieben. Ich weiß sehr wohl, daß ich meine Schwachheiten nicht

mit Ihren Vorzügen vergleichen soll, aber es tut doch allen Geschöpfen auf dieselbe Weise weh, das Liebste zu verlieren, was sie besitzen; im Schmerz sind wir einander gleich. Ich werde Sie nicht wieder sehen. Ich packe meine Koffer, um mit dem ersten Zug dies Land zu verlassen, in dem ich so glücklich war und wo ich so arm wurde. Leben Sie wohl. In Verehrung und mit Schmerzen gedenkt Ihrer ewig Natalie Durand."

„Wir müssen sie sofort überraschen," sagte Herta. „Sie machte mir nicht den Eindruck, als ob sie imstande wäre, in wenig Stunden eine ganze Station abzubrechen." Die Dienstboten bestürzte sie durch die fertige Frage: „Was ist mit dem Hund geschehen?" und erfuhr, daß man ihn am Morgen gegen drei Uhr vor dem Haus habe bellen hören; niemand könne sich erklären, wie er hinaus gekommen sei. „Ja, bei euch geht alles mit Wundern zu," erwiderte sie mit Laune und entließ sie. Nach dem Frühstück trat sie mit ihrem Mann aus dem Haus auf die Straße, um Natalie aufzusuchen. Die Eheleute schritten Seite an Seite durch die frische Morgenluft und freuten sich, daß sie einander wiedergeschenkt waren. Zugleich besprachen sie die Frage, was mit Natalie nun eigentlich geschehen solle, und Schlumberger schlug vor, ihr in Straßburg einen kleinen, exquisiten Seidenladen einzurichten, aber Herta entsetzte sich lachend über die Idee und fand sie bizarr. Sie einigten sich dahin, zuerst die kleine Person wieder auf die Beine zu bringen, und dann weiter zu sehen.

Sie fanden Natalies Wohnung offen und niemand in ihrem Puppensalon, als einen Sonnenstrahl, der wie

eine Elfe der Länge nach auf dem Sofa lag. Dagegen vernahmen sie Stimmen aus dem Schlafzimmer; als sie sich ihm näherten, ging die Tür auf; in ihrem Rahmen erschienen die Wirtin Natalies und ein bekannter Arzt. Herr Schlumberger stellte sich und seine Frau als Freunde der Mademoiselle Durand vor, und beide erfuhren zu ihrem Leid, daß man die Französin vor einer halben Stunde kalt und tot auf dem Teppich des Salons gefunden habe, und zwar, wie die Wirtin aussagte, in der Linie von der Tür zum Sofa, mit dem Kopf gegen das Schlafzimmer hin. Sie müsse in den ersten Morgenstunden gestorben sein; alle Anzeichen deuteten auf einen Herzschlag. Der Gaslüster brannte noch mit allen Flammen.

Die Eheleute traten ins Schlafzimmer ein. Natalie lag auf ihrem Bett wie jemand, der tief und aufmerksam, aber ein wenig ängstlich schläft. Ihre Lider waren noch vom Weinen gerötet, und ihre rechte Hand hielt ein nasses Spitzentaschentuch fest umklammert. Die linke und beide Oberarme lagen sehr nahe bei ihr in den Falten des Nachtkleides verborgen, als ob sie fröre oder sich noch im Tod vor der Verlassenheit fürchtete. Schlumberger sagte mit einem verhängten Blick, hinter dem aber Licht flutete, zu Herta: „Sie hat gerade den Hund heraus gelassen und die leere Stube wieder betreten, da brach deine Zimmerdecke über sie herein.“ Herta nickte. Als sie sich von der Toten trennte, seufzte sie. Am Fuß der Treppe blieb sie einen Moment stehen und wandte ihrem Mann langsam das Gesicht zu, auf dem ein scheues und vergessenes Lächeln lag; sie war wieder zu

ihrem Anfang zurückgekehrt. Darauf errötete sie, und so gingen die Eheleute nach Hause; man sah sie noch eine Weile in ihrem Garten auf und ab schreiten und im Schein der Frühlingssonne ernsthaft und freundlich miteinander sprechen. Der Hund lief neben ihnen her und konnte nicht begreifen, daß ihn heute niemand beachtete.

Der Fuchs

Heinz Martinach war ein vermögender, gutgewachsener und talentvoller junger Mann, den die Frauen nicht ungern sahen; aber er litt ruhelos daran, daß er nicht wußte, was das Leben sei. Er hatte schon eine bunte Menge Unternehmungen auf die Beine gebracht, um dies Geheimnis in seine Wissenschaft zu locken, ohne bis jetzt klüger geworden zu sein, als seine Mutter war. Sein neuster Handstreich zur Eroberung und Einnahme dieser uralten Zentralfestung des heidenmäßigen und durchaus rätselhaften organischen Seins bestand darin, daß er eine badische Jagd pachtete, um einmal wirklich Herr zu sein über Leben und Tod von einer Gemeinde beseelter Kreaturen. Es war nach seiner Überzeugung unmöglich, zum Beispiel ein Leben auszulöschen, ohne als metaphysisch geladener Mensch, der man war, über die fertige, nicht wieder gut zu machende Tat eine Quittung vors Gesicht oder ins Gefühl zn bekommen.

Heinz jagte einen Herbst und einen Winter durch, lernte einen großen, fremden Wald wie sein Elternhaus kennen und lieben, und schloß zu den gesetzmäßigen Zeiten seine Spezialjagden, ohne ein einziges Tier erlegt zu haben, nicht weil er ein schlechter Schütze gewesen wäre, sondern weil der psychologische und sozusagen moralische Moment bis jetzt noch nicht zugleich mit dem Wild aufgesprungen war. Er jagte nicht, wie ein zünftiger Jäger, aus einer halb erotischen Liebe zum schönen Wild, auch nicht wie ein Neuglobetrotter aus der Begeisterung über die mythischen Beziehungen

zwischen der versunkenen Existenzform eines Bibers und dem fortgeschrittenen Kulturdasein des Menschen, sondern er wollte ein einzigesmal töten mit vollem Wissen der Kreatur und aus dem heißen, weltdurstigen Willen, den Riß im Leben des Opfers in seiner eigenen Seele zu empfinden. Er kannte nun bereits die scheue und stolze Einsamkeit des Rehes und hatte die Hoffnung aufgegeben, aus dessen Flucht den ersehnten Schmerz zu gewinnen. Ebenso wußte er um die feige Todesangst des Hasen und um den schnöden Durchbruch des Schwarzwildes; es stand ihm klar vor Augen wie eine prophetische Offenbarung, daß es bei diesem bedeutsamen Unternehmen nicht mit Unwürdigkeit zugehen durfte. So war es Sommer geworden, bis ihm endlich die erste Aussicht winkte, seinem Zweck näher zu kommen.

Eines Tages ging er dem entrückten Ruf eines Kuckucks nach, der ihn lange blind unter seiner grünen Seligkeit in der Irre umher führte. Darüber kam er in das Gehege von nistenden Waldtauben, hörte verwundert, wie weltmännisch das gedämpfte Läuten des Kuckucks in die quellenhafte Mitteilung der Täuberiche klang, vernahm das Klopfen und Jodeln der Spechte, das ferne Predigen eines Pirols, das schuftige, gottesleugnerische Geschrei der Raben, und rings von allen Bäumen den hundertfältigen Tropfenfall der Finkenlieder. Als er einige Schritte weiter tat, klang dicht vor seinen Füßen ein trockenes, lakonisches Gebell auf. Darauf rauschte es in einem Dickicht, und Heinz sah einen Fuchs mit auffällig zögernden und grilligen Sprüngen durch das Niederholz brechen und weiterhin gewissermaßen unschlüssig zwischen

den Baumstämmen verschwinden. Es schien Heinz, als solle ihm damit etwas gesagt sein. Er besann sich, daß der Fuchs als der wissendste Kopf des Waldes gilt, und folgte von einer dunklen Hoffnung bewegt dem Tier tiefer in das Holz hinein. Unter einer Eiche fand er das Wild sitzen und warten. Als er vortrat, warf es sich herum und übernahm die Führung wieder. Die Situation unter dem Eichbaum wiederholte sich noch zweimal. Endlich sah Heinz den Fuchs vor einer Tannenschonung vorbeistreichen und verschwinden. Er umging die Schonung, ohne etwas anderes als junge und alte Tannen und dazwischen einen flüchtigen Igel zu erblicken, und trat schließlich verstimmt und müde den Heimweg an.

In der Nacht träumte er den Vorfall ziemlich getreu, aber die seltsame Beleuchtung, in der er ihm erschienen war, steigerte sich zu einem weissagenden, ahnunsvollen Zwielicht. Einmal sah er ganz deutlich die gelben Augen des Tieres mit ihren schmalen, senkrecht gestellten Pupillen zwischen den Baumstämmen aufleuchten; es öffnete den Mund und sagte etwas zu ihm, das ihn höchlich erstaunte: „Vergessen Sie die wichtige Frage nicht, mein Herr!“ Es verschwand im Traum, wie es im Wald verschwunden war.

Am anderen Vormittag hatte Heinz Korrespondenzen zu erledigen. Nachmittags nahm er seinen Hund an die Leine und suchte eine andere Gegend des Forstes auf. Dort stieß die Rüde auf eine Schwarzwildfährte und zog Heinz witternd und läutend hinter sich her. Er folgte ihr halb willenlos und neugierig, dachte: „Ich muß das Schwarzwild neutral, außerhalb des Problems, schießen; die

Bauern haben einen Anspruch darauf," und merkte, daß er die Orientierung verloren hatte.

Aber nach weiteren tausend Schritten befand er sich wieder im Bereich der Waldtauben. Er vernahm heimlich gespannt das Gurren und Heulen der Täuberiche, das Predigen des Pirols, und rings von den Bäumen den klingenden Tropfenfall der Finkenlieder. Noch ein paar Hundelängen bewegte er sich von der Stelle, da ertönte, fast zu seinen Füßen, das lakonische Bellen des Fuchses. Es rauschte im Gebüsch; darauf sah er das Tier wie gestern durch das Knieholz steigen und zwischen den Baumstämmen verschwinden.

Die Rüde gab aus vollem Hals Laut; ihre Augen glühten erregt. Heinz nahm sie kurz zur Hand und folgte. Er fand das wunderliche Tier unter der Eiche sitzen und warten, halb abgewendet, doch lebhaft gespannt, wie ihm schien. Hastig erhob es sich und führte weiter, wartete noch zweimal und verschwand bei der Tannenschonung.

In der Nacht träumte Heinz abermals den Traum mit allen Nebenumständen, die ihn zuerst begleitet hatten, dem weissagenden Zwielicht, den gelben Augen des Fuchses, und seiner kurzen, bellenden Ansprache: „Vergessen Sie die wichtige Frage nicht, mein Herr!"

Früh am Morgen nach der vierten, ganz gleich verlaufenen Begegnung erwachte Heinz und fand sich von einer etwas unruhigen, aber ernsthaften Gewißheit erfüllt, die ihn bestimmte, seinen kleinen Handkoffer zu packen und zu verreisen. Er löste im Bahnhof der nächsten Station ein Kilometerheft, setzte sich in einen Zug und fuhr nordwärts

in der Richtung nach Lahr davon. Aus dem Provinzzug kam er in den D-Zug, von Lahr nach Baden-Baden, von da nach Karlsruhe und Heidelberg, und über die badische Grenze hinaus ins Hessische und nach Wiesbaden und Frankfurt. Er frischte seinen Begriff vom Treiben der Welt auf, nahm hier einen Einblick und bekam dort eine Eröffnung, und bereicherte seine Menschenkenntnis durch Eisenbahn- und Hotelbekanntschaften. Wie allen Reisenden kam es auch ihm vor, daß er mit gewissen im großen mitfliegenden Gesichtern an den verschiedensten Punkten seiner Tour wieder zusammentraf.

Ein wegen seiner Ungleichheit bemerkenswertes Paar wurde ihm durch die zuverlässigen Begegnungen, die er damit hatte, nahezu unentbehrlich. Es reiste gerade so unstet wie er; wenn ein Tag verging, ohne daß er es irgendwo sah, so buchte er es am Abend ausdrücklich als Verlust. Die Dame erschien leise rauschend in einem rohseidenen Reisemantel und einem großen weißen Schleier, der ihr Kopf und Hut einhüllte, zärtlich, mittelgroß, liebenswürdig, nicht mehr allzu jung, ohne Verlorenheit sündig, und unter ihrem Mantel von gedämpfter Eleganz und tiefdurchdachter Leibeskultur. Der Mann, ein angehender Dreißiger, war etwa fünf Jahre jünger als sie und gehörte den geringern Ständen an; er trat wohlgebaut, unternehmend und gutwillig auf, doch etwas bitter, und manchmal mit einem grübelnden, verfolgten Ausdruck in den sonst offenen Zügen. Seine Kleidung war einfach bürgerlich, sein Schuhwerk neu, die goldene Uhrkette, die seine graue Sommerweste zierte, unzweifel-

haft ein Geschenk der Liebe. Im Gegensatz zu ihrem blonden Haar hatte er einen dunkelbrünetten Schopf und Bart, und er trug einen graubraunen steifen Hut.

Heinz sah das Paar zum erstenmal im D-Zug zwischen Lahr und Baden-Baden, und an diesem Ort gleich noch einmal auf der Kurpromenade. In Karlsruhe bekam er mit ihm das Großherzogliche Schloß gezeigt. Sie verhandelten zwischen den Programmpunkten eine nachdenkliche, sichtlich wenig fröhliche Angelegenheit. Der Mann schien geplagt und aggressiv; die Dame redete ihm zu, tröstete und litt. In Darmstadt gingen die Ungleichen im Entree des Hotels Britannia an ihm vorbei; sie waren einen Zug später als er angekommen. Die Verhandlung schwebte noch, und das Licht über ihnen hatte abgenommen. In Frankfurt endlich stiegen sie kurz vor der Abfahrt des Wiesbadener Schnellzuges ziemlich eilig zu ihm ins Coupé. Heinz dachte: „Die Dame gehört zur lieben Schwesternschaft der Säumerinnen," und rechnete es ihr zu wie ein Adelsprädikat. Sie sprachen nichts auf der Fahrt, außer daß der Mann ihn, der an der Wagenwand saß, bat, in Rücksicht auf seine Dame das Fenster zu schließen. In Wiesbaden begegnete er ihnen dann nicht mehr, und er nahm an, sie setzten ihre Reise rheinabwärts fort.

Heinz selber fuhr die gleiche Strecke, die er hergekommen war, nun in fünf Bahnstunden zurück, verließ auch auf der Station Lahr den Zug nicht, grüßte im Vorbeifahren seinen Wald, stieg in Müllheim nach Badenweiler um, und hielt sich dort einen Tag auf. Dann entschloß er sich ziemlich plötzlich für die Heimreise. In Freiburg

erstand er eine neue Flinte für seinen sibyllischen Fuchs, unter derselben stillen Empfindung, mit der eine Braut ihrem Bräutigam einen Westenstoff kauft. Als er darauf im Bahnhof, die Büchse mit dem Riemen an der rechten Schulter und den kleinen Koffer an der linken Hand, auf seinen Personenzug wartete, fuhr mit Sturm und Donner der sommerliche Nord-Süd-Expreß vor und hielt. Heinz sah gewohnheitsmäßig in die offenen Fenster, an denen die Reisenden hintereinander gestaffelt saßen und standen. Fast alle befanden sich auf der Fahrt nach den Schweizer Bergen, und viele waren schon ganz tourenmäßig gekleidet und mit Bergstöcken ausgerüstet. Aber zwischen allem robusten alpinen Wesen erblickte Heinz plötzlich einen zarten weißen Schleier und daneben einen graubraunen steifen Hut, und unter einem raschen Aufpochen seines Herzens erkannte das ruhelose, ungleiche Paar wieder. Die Reisenden schienen auch ihn zu erkennen; wenigstens ließ der Ausdruck ihrer Mienen darauf schließen. Es kam Heinz vor, als habe sich der bittere Zug im Gesicht des Mannes noch tiefer begründet; seine Augen wühlten zwischen den Menschen auf dem Perron; sein Mund war leidend geschlossen. Die Dame sah blaß, ermüdet und besorgt aus; sie hatte nichts von ihrer schwebenden Liebenswürdigkeit eingebüßt, aber viel von ihrer Frische und Sieghaftigkeit, und ihre Sünde hatte ihren Heiligenschein verloren; sie schien nicht mehr unbefangen. Heinz wünschte den beiden Umgetriebenen eine Zuflucht und eine frische Gnade Gottes, und bestieg seinen Zug, der inzwischen auch vorgefahren war.

Noch am selben Abend ging er mit seiner neuen Büchse in den Wald, allein, gekräftigt, frei von unkontrollierbaren Spannungen, schicksalbereit. Der Wald schwieg durch alle Bezirke. Heinz empfand eine Regung von Devotion. Er dachte an die mütterlichen Wurzeln in der lichtlosen Tiefe, und trat ehrfürchtig auf. Zwei Frösche schleuderten sich nacheinander über den feuchten Waldweg. Eine Ringelnatter glitt flüchtig neben ihm her. Amseln raschelten in den Dickichten. Auf dem einen und andern Baumstamm glühte ein Sonnenfleck. Darauf gab der Fuchs Laut. Heinz sah ihn mit zögernden, grilligen Sprüngen aus dem Busch brechen, unter der Eiche warten, sich herumwerfen, vor ihm her durch den zwielichten Grund streichen, und endlich bei der Tannenschonung aus der Sichtbarkeit verschwinden. In der Nacht erklärte sich das weissagende Doppellicht näher und erschien nun als Gewitterschein. Heinz erwachte am Morgen nachdenklich, etwas gespannt, und wieder in Stimmungen eingesponnen. Nichtsdestoweniger blieb er entschlossen den Handel mit dem überklugen Tier zu verfolgen, bis er ihn zum Austrag bringen und dem Fuchs seinen Schuß zustellen konnte.

Damit begann ein heimliches und tiefsinniges Ringen zwischen der Kreatur, die mehr als ein Tier, und dem Menschen, der kein Jäger schien. Heinz sah und fühlte an hundert stummen, teils ängstlichen, teils herausfordernden Zeichen, daß das Opfer über seinen Willen unterrichtet war und unruhig hin und her irrte zwischen der angebornen wilden Lebenslust und dem Zwang zur Todesbereitschaft, den die Hypnose des menschlichen Ge-

dankens unausweichlich über seine Seele bringen mußte. Heinz ließ keinen Tag vergehen, ohne den Umgang mit dem Fuchs gemacht zu haben. Bald kam er allein, bald mit seinem Hund, bald morgens in der ersten Frühe, bald abends kurz vor dem Zunachten: immer war der Weise aus dem Wald zur Stelle. Einmal ließ Heinz von der Rüde die Tannenschonung durchsuchen, dann das Gebüsch, ohne Aufklärungen zu erhalten; eine Fuchshöhle schien nicht in der Gegend zu sein. Ein andermal postierte er den Hund vor dem Antritt des Umgangs jenseits der Schonung unter Seitenwind, und dachte den Fuchs auf diese Weise aus seiner Position zu werfen; der Hund schlug nicht einmal an, und Heinz hatte nur das Opfer beleidigt. Aber am nächsten Morgen klang das bekannte Gebell neben ihm auf, und der Fuchs führte den gewohnten Umgang an. Heinz ließ die Rüde auf ihn los; nach einer halben Stunde kam sie erschöpft, schweißtriefend und keuchend zu ihm zurück, unverrichteter Sache, wie er erwartet hatte; er wollte mit der Maßregel auch nicht den Fuchs fangen, sondern seine Macht über ihn prüfen. Den folgenden Tag brachte er fast bis zur Neige in andern Gegenden seines ausgedehnten Revieres zu und erschien erst am späten Abend unter den Taubennestern, diesmal wieder ohne den Hund. Er brauchte nicht lange zu warten, so rauschte es neben ihm im Dickicht; der Fuchs rief ihn an und brach durch das Niederholz. Heinz wandte sich bedrückt auf den Heimweg. Trotzdem er todmüde war, bekam er eine fast schlaflose, traurige und dunkelbedrängte Nacht. Er begann sich neuerlich vor

seinem Schlaf zu fürchten wegen des monotonen dreifarbigen Traumes, der sich mit der unheimlichen Pünktlichkeit einer fixen Idee Nacht für Nacht bei ihm einstellte. Das grelle Gelb der Fuchsaugen erregte in ihm eine pathologische Abneigung gegen alle Messinggegenstände, die ihm vor den Blick kamen. Die senkrechten, schmalen Pupillen starrten ihn in jedem unbewachten Moment an wie Schießscharten der Ewigkeit. Seine Seele war bereits ein Teil des weissagenden, ahnungsvollen Gewitterscheins geworden und das unbewußte, verständnislose Echo der Aufforderung: „Mein Herr, vergessen Sie die wichtige Frage nicht!“ Heinz hielt es in vorüberhuschenden klaren Augenblicken für möglich, daß er nervenleidend sei mitten in allem Tannenduft. Manchmal ahnte er, daß der Fuchs ihn mystifiziere, statt daß Heinz ihn mit seinem Willen vom Leben abtrieb und zur Kapitulation zwang. Aber dann verfiel er wieder dem heillosen Zauber.

Indessen eines Morgens raffte er sich auf und nahm sich vor, der Sache ein Ende zu machen. Der Horizont hing weiß und gespannt hinter den schwarzen Wäldern; der Barometer war über Nacht rapid gefallen. Heinz versah sich mit Schrot von allen Nummern und begann, sobald er im Freien war, gewissermaßen zum Auftrieb, zu schießen und zu morden, was ihm vor den Lauf kam. Zuerst stäubte er einen Hagel Feinschrot zwischen einen Spatzenschwarm hinein. Dann schoß er eine Krähengesellschaft an; fünf oder sechs der schwarzen Taugenichtse blieben auf der Strecke liegen. Am Waldrand erlegte er ohne Befriedigung und ohne Mitgefühl

einen Hasen. So im großen Stil tötend drang er gegen das Revier vor, in welchem der Fuchs saß, schoß um so seltener, je näher er ihm kam, und hing schließlich die Büchse grob geladen am Riemen an die Schulter. Aber sein Gemüt war voll Kummer und Unglauben; er wußte nachgerade nicht mehr sicher, wer von beiden Gegnern nun eigentlich der Jäger und wer das Wild sei.

Er kam zum Gebüsch und wartete etwa eine Minute. Es rauschte. Dann erklang das trockene, lakonische Gebell, und er sah das unselige Wild mit hohen, grilligen Sprüngen durch das Niederholz brechen. Heinz nahm das Gewehr von der Schulter und ging dem Tier nach bis zur ersten Station. Als er es unter der Eiche sitzen sah, hielt er an, willens, es diesmal nicht weiter gehen zu lassen; heute wollte er es mit seinem Blick an den Boden festnageln und martern, bis es den letzten Widerstand aufgab und ihm sein Leben offen darbot. Machte es einen Versuch, zu entkommen, so schoß er es zusammen wie eine Krähe.

Aber der Fuchs hielt ihm Stand. Er hatte sich erhoben, in der Meinung, den Umgang weiter zu führen; aber als er merkte, daß der Jäger sich nicht bewegte, wartete er, trat dann eine Weile verlegen hin und her, und setzte sich. So blickte er Heinz entgegen, erregt durch das offne Maul atmend, und mit hellgelb glühenden Augen, in denen Heinz heute zum erstenmal die schmalen, senkrechten Pupillen unterschied; das Tageslicht fiel hinter ihm durch die Baumkronen ein, so daß er das Tier im Licht hatte. Damit begann eine Belagerung, die nur nach Viertelstunden zählte, die aber alle Bitternisse,

Leiden, Trotze, Grausamkeiten und Todesnöte einer großen Zernierung in Destillation enthielt. Der Tag lag glühend und rauchend über dem Land. Die Büsche brüteten. Wo der Blick durch die Baumkronen drang, fiel er in flimmernde, zitternde, überhitzte Luft. Der Wald war voll von einem ahnungsvollen Vorgewitterschein. Heinz bemerkte ihn und zuckte leicht zusammen; jetzt fehlte nur noch, daß das Tier anfing zu reden.

Heinz mochte etwa dreiviertel Stunden dem Fuchs gegenüber gestanden haben, als dieser den Kopf nach rechts drehte und witterte. Er wiederholte nach kurzer Zeit diese Gebärde, erhob sich und blieb unschlüssig stehen. Es hieß so viel, wie: „Es tut mir sehr leid, mein Herr, wir werden gestört." Jetzt meinte Heinz auch eine Stimme zu vernehmen. Gleich darauf tauchte aus dem Gewitterschein, der zwischen den dunklen Stämmen braute, ein graubrauner steifer Männerhut auf, stand einen Moment über einem Busch, verschwand hinter einem Baumstamm und erschien endlich mit der ganzen Gestalt eines Mannes in der Lichtung. Statt des steifen Hutes schwebte nun ein weißer Schleier hinter dem Gebüsch auf; dann schob das weissagende Zwielicht eine Frau neben den Mann auf die Szene vor. Die zwiefache Erscheinung traf Heinz in diesem gespannten Augenblick wie ein Wetter. Eine Minute lang sah er nichts als das versunkene Paar; es schwebte leer im offenen Raum vor seinen Augen. Zugleich schlug eine seltsam bellende Stimme an sein Ohr: „Vergessen Sie die wichtige Frage nicht, mein Herr!" Er blickte bestürzt nach der Eiche; der Fuchs war ver-

schwunden. Es begann zu donnern; die ersten Feuerscheine flogen durch den Wald.

Das Paar trat zögernd, schrittweise, gegen die Rampe der verdunkelten Lichtung her. Heinz dachte: „Sie sehen verloren und heimatlos aus; elend sehen sie aus, wie Leute, mit denen es zu Ende geht." Er empfand Furcht und Mitleid für sie, sonderlich weil er sah, daß sie in fremden Händen waren. Der Mann starrte mit blassen, leidvollen und etwas entstellten Zügen vor sich hin und ging gebückt unter der Last seines Grames oder Grolls. Die Frau schwankte von allen Engeln verlassen zwischen ihrem Jammer und ihrem angeborenen Stolz kämpfend hinter ihm her und sagte ihm gute und liebreiche Worte nach; aber es war nicht mehr die Stunde dafür, und die Worte gingen verloren. Nebenher wischte sie sich die Augen mit ihrem Taschentuch. Sie tat das gehalten, voll unsterblicher Güte, und ohne Furcht oder Hoffnung. Obwohl sie nicht den Eindruck eines Schuldbewußten erweckte, sagte sich Heinz doch sofort, daß es um die Dame nicht gut stehe. Dann fuhr ihm schattenhaft der Gedanke durch den Kopf: „Der Tod geht im Wald um!"

Plötzlich wandte sich der Mann nach der Frau zurück und ließ sie ankommen. Er faßte sich mit beiden Händen an der Brust und stieß kurz und hart ein paar Worte hervor, die wie eine grundentscheidende Frage klangen. Er beugte sich vor und starrte ihr wühlend ins Gesicht, während nun eine schöne, aufwärtsstrebende Bewegung durch ihre Gestalt ging. Sie stieg im Gewitterschein auf wie eine Opferflamme, es sah fromm

aus. Ihre angeborene Liebeshoheit umgab sie wieder mit aller zärtlichen Sündigkeit, und in ihrem Gesicht erwachte jenes Lächeln, vor dem selbst dem Richter der Welt der Mut entsinkt. Sanft mit einer seltsamen Bedeutung erhob sie ihre beiden Hände zu den Baumkronen, alle zehn Finger freigiebig ausgespreizt, und Heinz hörte ihre Stimme verzweifelt wie eine Glocke durch den murrenden Wald klingen: „Mehr als ich Finger an den Händen habe, Dietrich. Bin ich denn eine Nonne?" Aber ihr Lächeln gerann zu einer tödlichen Blässe; die Augen fielen ihr zu, und nach einer übermenschlichen Anstrengung gaben ihre Knie den Dienst auf. Heinz sah die zarte Erscheinung wie einen armen Geist vor den Bäumen niederschwanken. Jedoch auch in die Gestalt des Mannes war Bewegung gekommen. Er warf die Arme seitwärts heraus und schrie, daß der Wald klang: „Heilige Marie, bin ich ein Hirsch, so will ich auch spießen." Fast zugleich sah ihn Heinz mit einer grenzenlosen Bewegung auf sie zutreten, sie in den linken Arm reißen, und mit dem rechten eine hastige Kreisbewegung durch die Luft ausführen. Ein Blitzschein blühte großblumig durch den Wald auf. Die Stämme erdröhnten hölzern unter dem rasch folgenden Donnerschlag. Der Regen schluchzte breit herab. Als Heinz wieder sehen konnte, stand der Mann allein und aufrecht mit dem Hut im Genick wie eine Schildwache im zertrümmerten Zwielicht und blickte mit weiten Augen vor sich nieder. Die Frau vermochte Heinz erst zu sehen, als er einige Schritte vortrat; sie lag zusammengesunken am Boden zu den Füßen des Mannes. Gerade unter-

nahm sie den letzten Versuch, sich auf einer Hand zu erheben, sank stumm und zärtlich auf ihre linke Schulter und Wange nieder, und regte sich nicht mehr.

Heinz, als er den Sachverhalt begriff, dachte doch nicht daran, daß ihm hier der Tod selber sein Problem vorgelöst hatte; ein menschliches Mitgefühl ließ ihn diesmal nicht zum Denken kommen. Der Anblick der geschehenen Brutalität stürzte ihn in den grimmigsten Jammer. „Jetzt gibt es nur die Wahl: er oder ich!“ dachte er erschüttert, und er trat unter der vollen Empfindung seines Schicksals vor, um im Namen des Lebens mit dem Menschen abzurechnen.

Als der das Geräusch der Schritte vernahm, hob er das Gesicht. Einige Sekunden sah er dem jungen Mann bleich und unbewegt entgegen, dann erkannte er ihn. Mit einem dornenvollen Lächeln nickte er ihm zu: „Aha, da sind Sie auch wieder; Sie wollen wohl Ihren Anteil?“ Heinz wunderte sich, wieviel Haltung der Mensch in seinen bescheidenen Kleidern bewies; aber nur einen Moment, dann bemerkte er, daß die gemeine Furcht des Entdeckten in seinen Augen aufflackerte, und schon bewegte sich der Mörder hinter umgestürzten Blicken ihm entgegen. Auf einen Hieb, völlig unerwartet, schlug er ihm das Gewehr aus dem Arm und stieß es mit dem Fuß beiseite. „Wer hat denn Sie geheißen, immer dabei zu sein, wenn es zwischen uns etwas gibt?“ fragte er heiser. „Das mußte Ihnen doch einmal das Genick brechen. Sie werden einsehen, daß Sie nicht übrig bleiben dürfen, wo sie tot ist.“

Wenn er den Sinn einer Situation nicht durch Phantasie übertreiben und umdeuten konnte, sondern diese von Hause aus genug Gefahr enthielt, bewies Heinz viel natürliche Einsicht und Entschlossenheit. Als der verratene Mensch auf ihn eindrang, überschaute er mit einem hellseherischen Blick den vorhandenen wirren Lebensplan. Angesichts der fortdröhnenden Waldbäume, der trübsinnig lächelnden Leiche darunter, und dieses unbelehrten Totschlägers seiner Seele wuchs er zu seiner eigenen Größe auf, hinter der er im gewöhnlichen Leben so weit zurückblieb. Er führte eine Handbewegung aus, die das unvernünftige Vordringen des Mannes sofort stellte.

„Darüber können wir nachher diskutieren, mein Herr; eben war ich noch selber Ihrer Meinung," erwiderte er höflich. „Aber es gibt noch eine wichtigere Frage." Seine Augen wurden zu Abgründen. „Da Sie das doch einmal taten — Gott verzeihe es Ihnen —: haben Sie nun wenigstens den Atem Ihrer Geliebten getrunken?"

Heinz sah mit Teilnahme und Zuneigung, wie dies Wort dem andern seinen schlechten Mut aus den Händen schoß. Bestürzt blickte er zur Leiche nieder, rekapitulierte in Gedanken, und begann zu zittern. Er faßte sich wieder mit den Händen an der Brust, biß die Zähne zusammen, und konnte es doch nicht verhindern, daß die wilde Starrheit seiner Gesichtszüge sich in Trauer und Reue zu lösen begann. Aber noch versuchte er sich der Regung zu erwehren.

„Sie hat Liebhaber neben mir gehabt," grollte er

vor dem Meer der Verzweiflung her, das hinter der Anklage heraufschwoll, und sah Heinz hilfeflehend an.

„Dann haben Sie sie unachtsam aus dem Herzen verloren," erwiderte dieser ernst. „Sie haben den Tod Ihrer Freundin selber verdient."

Diese Aussage brach dem verwaisten Liebhaber Knie, Rücken und Herz. Er sank in sich zusammen mit einer endgültigen, lebensfremden Bewegung, die erschüttert verkündete: „Hier ist ein Kopf verwirkt." Das war alles, was Heinz vom Seelenvorgang zu erleben bekam; die verschlossene und im tiefsten keusche Natur dieses Menschen verbot ihm die Erleichterung der Tränen, Bekenntnisse und Selbstanklagen. Er bat nur Heinz, ihm die Leiche bis zur nächsten Siedlung transportieren zu helfen und ihm dann ein Gefährt zu verschaffen. Darauf versank er in eine schwere, verzweifelte Schweigsamkeit, aus der ihn auch nicht der Gang des gleichmütig erwarteten Gerichtes aufrüttelte. Einzig zu denken gab ihm anscheinend, daß man völlig vergeblich der Erklärung der unglücklichen Frau die vielen Liebhaber betreffend nachforschte, obwohl dergleichen nicht unbemerkt zu bleiben pflegt. Die Richter kamen einstimmig zu Heinz Martinachs Überzeugung, daß sie aus der Luft gegriffen sei, vor Kummer und um ein Ende zu machen. Seitdem die Dame neben dem grauen Hut aufgetreten war, hatte sie nie jemand mit einem andern Mann betroffen. Dem Leben entfremdet und schweigend empfing der Unglückliche sein Urteil.

Indessen löste Heinz sein Problem. Unter dem Gewicht des Erlebnisses im Wald fielen alle mystischen

Lichter von der Verhandlung, die er mit dem Fuchs führte. Drei Tage später stöberte er ihn einfach auf und schoß ihn unter der Eiche zusammen.

Eine Woche später geschah ihm folgendes. Er kam gelegentlich eines Streifzuges nach Damhirschen, die in der jagdlosen Zeit verwildert waren und auffällig in die Felder ausbrachen, unter den Tauben vorbei und blieb kurz bei dem Gebüsch stehen. Eben wollte er sich weiter bewegen, da klang fast zu seinen Füßen das bekannte trockene, lakonische Gebell auf. Gleich darauf sah er einen Fuchs mit hohen, grilligen Sprüngen durch das Niederholz brechen und gewissermaßen unschlüssig zwischen den Baumstämmen verschwinden.

Nachdem Heinz das kleine, flüchtige Frösteln überwunden hatte, erriet er das Rätsel. Er ging dem Tier nach und fand es wartend unter der Eiche sitzen; statt ihm weiter zu folgen, jagte er ihm eine Ladung Rehposten in die Rippen. Am nächsten Tag lieh er sich die Förstersrüden aus und suchte mit ihnen noch einmal den Grund ab. Etwa fünfzig Schritte die Senkung hinunter entdeckten sie einen Fuchsbau mit drei verwaisten Jungen darin. Das seltsam scheinende Spiel, das die Alten im Wechsel mit ihm aufgeführt hatten, war zum Zweck unternommen worden, die Aufmerksamkeit des Todes von der zarten Jugend abzulenken. Das Weltbild lag jetzt wieder klar vor des Jägers Anschauung da. Statt den Riß der Vernichtung in seiner Seele nachzuempfinden, hatte er einen Blick in das kluge Auge des Lebens getan.

Die Wahrsagerin

Der Schreinergeselle Peter Schäublin aus Böckten im Kanton Baselland, dem sogenannten Baselbiet, faßte den Gedanken, zu seiner Ausbildung nach Zürich zu gehen; er wollte ein braver und tüchtiger Möbelmacher werden, der seinen Schrank zu bauen verstand. Als er schon vier Wochen in dieser schweizerischen Metropole lebte, mußte er im Auftrage seines neuen Meisters mit der Straßenbahn nach einer anderen Stadtgegend fahren, um messingene Beschläge einzukaufen; und weil die Arbeit eilte, machte er den Rückweg ebenfalls in einem elektrischen Wagen. In der Bahnhofstraße nun, als der Führer auf einer Haltestelle zu früh wieder anfuhr, bemerkte man eine hübsche Dame, die zur Wagentür wollte, durch die Wirkung des plötzlichen Ruckes den Stand verlor und dem kleinen Handwerksgesellen seitwärts an die Brust fiel; Peter hätte eine kleine unschuldige Freude davon haben können, aber bei der Gelegenheit verletzte sie ihn mit ihrer zufällig hervorstehenden Hutnadel am Auge. Die so betroffene Elegantin, durch Peters leise klagenden Schmerzensruf und die Sensation unter den mitfahrenden Herren aufmerksam gemacht, erkannte jedoch nur eben das Mißgeschick, als sie sich schon des Verletzten annahm, die Glockenleine zog und entschlossen ein leer vorüberfahrendes Privatauto anrief. In der dritten Minute nach dem Unfall befand sie sich mit Peter nach einer Augenklinik unterwegs, die man ihr genannt hatte; sie hielt sich nur vorübergehend als Gast des Stadttheaters in Zürich

auf, und war eine bekannte und beliebte deutsche Sängerin.

In der Klinik machte man zuerst verwunderte Gesichter, das Weltkind mit dem pockennarbigen Schweizerknaben anfahren zu sehen; aber dann wandte sich schnell die Aufmerksamkeit nach diesem, als der berechtigten Hauptperson. Dem Auge war durch alle Gemütstüchtigkeit nicht mehr zu helfen; der Arzt erklärte es nach kurzer Untersuchung für verloren. Dagegen erlebte der kleine Schreinergeselle, daß ihm die große Dame mit ihrer welterfahrenen und verwöhnten weißen Hand über die tränennasse Wange strich und ihm Mut zusprach. Außerdem verpfändete sie ihm ihre drei Abendgagen am Theater und hinterlegte eine runde Summe für Pflegekosten in der Klinik. Am Abend sang sie so siegreich und spielte so berückend wie immer, und außerdem brachte ihr die anständige Handlungsweise an dem kleinen Schreiner, die sich rasch herumgesprochen hatte, eine Extrahuldigung ein.

Nach drei Wochen verließ Peter Schäublin die Klinik, um ein Auge ärmer und um einige tausend Franken reicher. Außerdem war er in die schöne Sängerin verliebt und fühlte sich über alle Schreinergesellen der Welt bedeutsam herausgehoben. Sein erster Gang war nicht zu seinem Meister, sondern nach der Haltestelle, an der sich das glückhafte Unglück zugetragen hatte. Dort stand er lange, dachte an die deutsche Schönheit und suchte sie sich vorzustellen, während sein lebendiges braunes Auge einem elektrischen Wagen nach dem anderen träumerisch folgte. Aber immer erblickte er auf den Plattformen nur einen schwarzen Federhut mit großen, stolz-

gebogenen Straußenfedern und einen langen schwarzen Samtmantel, der oben mit braunem Pelz besetzt war; das Gesicht schien aus aller Pracht wie herausgestohlen. Traurig wandte sich Peter ab und kam sich jetzt zum erstenmal wirklich geschädigt vor; er glaubte, daß die Erinnerung just im andern Auge aufbewahrt sei, das man ihm herausgenommen hatte. Aber dann dachte er daran, das er dafür ein kunstvolles Glasauge besaß, welches niemand von einem wirklichen unterscheiden konnte, und das machte ihn stolz.

Da die Sachen nun einmal so bei ihm standen, konnte er nicht in die Werkstatt seines bisherigen Meisters zurückkehren, um seine unterbrochene Ausbildung fortzusetzen, und weil er sich ebensowenig zu denken vermochte, was er sonst anfangen sollte, beschloß er, vorderhand einmal in die Welt hinauszureisen; irgendwo würde ihm schon eine Idee begegnen. Vorher stellte er sich bei einer Wahrsagerin ein, um zu erfahren, wie es ihm ungefähr gehen werde. Diese Weise trieb zurzeit ein halb wissenschaftliches Wesen als Medium in einer Meßbude, in die man durch Bezahlung von vierzig Rappen Zutritt erlangte. Zuerst fand eine allgemeine Vorstellung statt, in deren Verlauf das Phänomen des zwanzigsten Jahrhunderts, eine müde, blasse Frau, mit verbundenen Augen Namen, Besitztümer, Gedanken und Eigenschaften von anwesenden Leuten aussprach. Es war der bekannte telepathische Vorgang, aber Peter Schäublin kam er zauberhaft vor. Vollends als er selber aufgefordert wurde und dem Budenbesitzer, einem dicken, heftigen alten Kerl, sein Glasauge zeigte, lächelnd und mit hochroten Backen, ver-

gaß er seine ganze profane Umgebung. Die blasse Frau erriet auch diesen ungewöhnlichen Gegenstand, zwar mit einiger Mühe, aber endlich doch richtig. Nun konnte er es kaum erwarten, bis die Vorstellung zu Ende war und er über das Podium hinweg in die Privatkammer treten durfte.

Dort hörte er von der Frau, die nun den Schlucken hatte, was man regelmäßig in diesen Umständen zu hören bekommt, und es erschien ihm alles nur immer sonderbarer, lockender und unbegreiflicher. Er fragte, wie es aber denn mit der Dame beschaffen sei, die ihm zum Glasauge verholfen habe, und erhielt den Bescheid, daß sie noch sehr unglücklich werden müsse. Daran anschließend erkundigte sich die Frau, wie es bei diesem Verlust zugegangen sei, und er erzählte ihr die ganze Sache voll Stolz und Genuß. „Ich hoffe aber doch, daß es der Opernsängerin nicht gar zu lang schlecht gehen wird," sagte er. „Es wäre unrecht, mein Seel; sie hat sich nobel benommen; das stand in allen Zeitungen." Die Frau erwiderte: „Wissen Sie nicht, daß die Schlechten das Glück allein haben? Wenn die Dame so schön an Ihnen gehandelt hat, so wird sie ganz bestimmt vom Unglück heimgesucht werden, so sicher wie der naß wird, der im Regen geht."

In diesem Augenblick schrie der dicke alte Kerl nach der Wahrsagerin. „Kassandra, arbeiten; das Zelt ist voll!" Sie senkte flüchtig die Augen. Es schien Schäublin, daß sie müde sei und am liebsten sitzen bleiben und ein wenig plaudern möchte. Dazu kam ihm vor, als ob sie einen Gram habe und ihn nur nicht merken lassen wolle, weil sie

als Frau vor einem jungen Grünspecht stolz sein mußte. Endlich wandte sie ihm wieder das Gesicht zu und sagte: „Bleiben Sie noch hier; wollen Sie? Ich komme bald zurück.“ „Ja, gern,“ antwortete Schäublin gutmütig. „Aber wenn Sie wieder einen Kerl mitbringen, der geweissagt haben will?“ Sie stand auf. „Das geschieht nicht so oft,“ sprach sie lächelnd und verschwand durch die Portiere, während der alte Hitzkopf im Gang polterte und wieder zu schreien anfing.

Peter Schäublin war vierundzwanzig Jahre alt. Die Pockennarben bedeckten sein ganzes treuherziges Gesicht und gaben ihm jenes erfahrene und gründliche Ansehen, das die Pockennarbigen immer haben. Er sah sich mit seinem lebendigen Auge in der Kammer um und suchte darin die wahre Existenz der blassen, mutlosen Frau. In der Kammer war eine dicke und stockige Luft, weil nirgends eine Öffnung hinausging; man konnte sie nur auf dem Weg über das Podium verlassen. Ein kleiner Rohrtisch und zwei eiserne Gartenstühle machten das ganze Mobilar darin aus. Auf dem Tisch lag ein Spiel französischer Karten. An einem Haken hingen die Straßenkleider der Wahrsagerin und ein Kopftuch, sowie der steife Hut des Alten. Peter hörte ihn in der Bude schreien: „Medium, wieviel Augen hat die Dame geworfen? Beeile dich; die Herrschaften wollen sehen und hören; sie haben ihre Zeit nicht zum Verlieren. Du kannst heute nacht wieder schlafen.“ Peter ärgerte sich über den zornmütigen grauen Lümmel und wünschte ihm einen Possen spielen zu können. Darauf wurde geklatscht. Nach zwei Minuten trat die

Wahrsagerin wieder in die Kammer. Sie ließ sich wie verwirrt auf dem zweiten Gartenstuhl nieder; ihr Blick war leer, ihr Kopf vollständig ohne Gedanken. Sie stützte das Kinn auf eine Hand und sah mit einem verwüsteten und halb verwunderten Gesichtsausdruck nach dem steifen schwarzen Hut am Haken. Dann erschien in ihren Zügen ein schmerzlich zweifelndes Lächeln, von dem ihre Augen nichts wußten; zugleich bekam sie, wie nach jeder Vorstellung, den Schlucken.

Der Baselbieter hielt dies erbärmliche Spiel nicht länger aus. „Frau Kassandra," sagte er hingenommen, „mir kann man alles sagen. Ich habe auch mein Teil durchgemacht. Und wenn ich wie ein dummer junger Hund aussehe, so kommt es nur davon her, weil mir die Blattern den Bart zerstört haben. Warum machen Sie dem alten Poltrian den Pudel? Sind Sie seine Frau?"

Sie wandte den stillen Kopf nach ihm und schien sich zu besinnen. „Ich bin seine Tochter," erwiderte sie mechanisch und blickte ihn neugierig an.

„Dann laufen Sie ihm doch einfach draus," schlug er vor. „Sie sind wahrhaftig volljährig; er kann Sie an keinem Zipfelchen halten."

Kassandra wurde aufmerksam. „Das ist nicht leicht," erwiderte sie belehrend. „Ich bin seine Profession."

„Was sind Sie?" fragte der Schreiner.

„Sein Geschäft. Ich bin krank und nervös und sollte operiert werden, weil ich ein Leiden habe. Aber es kostete etwa sechs Wochen, bis ich wieder arbeiten dürfte, und er will nur Geld verdienen mit mir. Wenn er mich ruiniert

hat, setzt er mich auf die Straße. Ich kann viel mehr, als er ahnt; aber ich halte es geheim, sonst bin ich in einem Monat schon fertig. Was ich Ihnen vorhin wahrsagte, ist alles Dummheit. Nach der nächsten Vorstellung will ich Ihnen richtig Ihr ganzes Leben darlegen, daß Sie sich wundern sollen. Mir selber ist prophezeit, daß mein Unglück nicht mehr lange dauern wird; wahrscheinlich sterbe ich bald. Manchmal habe ich Schmerzen, während ich den Leuten wahrsage. Dann geht es langsam und er schimpft mich vor dem Publikum."

Peter blinzelte erkenntnisreich. „Haben Sie jetzt auch Schmerzen?" fragte er, und sein rundes pockennarbiges Gesicht sah sie teilnehmend an.

„Ja," gestand sie betreten. „Warum fragen Sie."

„Einfach. Er schimpfte vorhin," erwiderte er.

„Ach so," machte sie erleichtert und lachte leise. „Ich dachte schon, ich hätte Gesichter geschnitten."

„Es dauert diesmal länger, bis Sie gerufen werden," stellte Peter, der auf alles achtete, fest.

„Ja, es regnet nicht mehr," gab sie zur Antwort; „der plötzliche Regen trieb die Leute in die Buden." Aber gleich darauf polterte es wieder im Gang und der Alte schrie: „Kassandra, arbeiten. Das Zelt ist voll." Sie nickte dem Schreiner zu und ging.

Als sie wieder kam, hatte sich Peter um einige Schreinerzoll gestreckt. Während nämlich drinnen der Alte immer weiter schrie und die arme Frau mit Worten und mit der Stimme peitschte, war ihm ganz einfach eingefallen, wie ihr zu helfen sei. Diesmal brachte sie Tränen in den Augen aus der Vorstellung zurück; aber bei Peter

erkannte man nun sehr deutlich, was Glas und was gewachsen war; das Gewachsene überblitzte das Glas wie Kristall einen Kieselstein. Er wartete kaum, bis sie sich unter der lumpigen Portiere hindurch gebückt hatte; da stand er schon auf seinen Baselbieterfüßen vor ihr.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Frau Kassandra," erklärte er in ihre Tränen hinein und ergrimmte darüber: „Hier sind wir nicht in Preußen oder in Rußland, sondern in der Schweiz. Da ist der Mensch frei. Sie kommen aus Deutschland und sind es nicht gewöhnt. Ziehen Sie Ihre Fastnacht aus, die Sie anhaben, und legen Sie das richtige Kleid an, das am Nagel hängt. Besinnen Sie sich nicht lang; nachher gucken wir weiter. Die Opernsängerin hat mich ausgestattet; so kann ich auch einer Wahrsagerin ein bißchen helfen. Ich kehre mich jetzt um und zähle auf hundert; dann müssen Sie angezogen sein. Eins — zwei —"

Die überraschte Frau wollte Einwendungen machen, aber er hörte sie nicht an, sondern zählte gemessen und fest: „Drei — vier — fünf." Ihr schwindelte vor Verwunderung über den kleinen Schweizerknaben, der eine so große Haltung einzunehmen verstand, sowie vor Schreck angesichts des Glückes, das er ihr zu bereiten entschlossen schien. Sie griff sich fragend an den Kopf, ob auch sie, Kassandra, das Phänomen des zwanzigsten Jahrhunderts, diese Geschichte wirklich erlebe, bejahte die Frage und lachte wieder. Wenn Peter gesehen hätte, wie hübsch und jung sie dabei drein blickte, so hätte er sich sicher verzählt; aber er hielt sich die Augen zu, aus Gewohnheit auch das gläserne, und numerierte ohne

Wank weiter: „Neun — zehn — elf." Da riß sie sich mit fliegenden Händen das Fähnchen vom Leib, warf ihr Straßenkleid über, schlüpfte in ihre Lederschuhe, und ehe Peter bis hundert gekommen war, legte sie eine ihrer magern Prophetinnenhände auf seine linke Schulter und nickte ihm aus dem schwarzen Kopftuch mit leichtgeröteten Wangen zu. Er guckte sie erstaunt an und vergaß weiter zu zählen. Dann freute er sich, nahm seinen Hut vom Tisch und sagte lachend: „Also fort mit Schaden."

Es kam genau so, wie Schäublin voraussagte; der alte Sklavenhalter konnte gegen den Willen einer mündigen Person nichts ausrichten. Es gab einen Tumult in der Bude, in dessen Verlauf Peter dem dicken Halunken, dem Publikum und der Polizei den Sachverhalt klar machte. Die Polizei bestätigte Peters Auffassung von der Freiheit des Menschen in der Schweiz, und alle Schweizer freuten sich über die erregten Proteste des tschechischen oder polnischen Ehrenmannes. Der Baselbieter schritt mit schiefgerücktem Hütchen hinter der blassen Frau her an der Kasse vorbei ins Freie. Soviel Manns war er sein ganzes Leben noch nicht gewesen. Die Empfindungen seiner gesunden Brust gefielen ihm außerordentlich gut. Sein gewachsenes Auge blitzte unternehmend in den Zürcherischen Tag hinein, aber das gläserne glinzte traurig und zänkisch vor sich hin. Sobald man aus dem Gedräng heraus war, rief er, wie damals die Sängerin, ein Automobil an, zwar nur eine Droschke, aber es ging auch damit sehr rasch. Voll Stolz fuhr er die fremde Frau zur Augenklinik,

in der er gelegen hatte, und es machte ihm nichts, daß er dort ausgelacht und zu einer andern Adresse geschickt wurde.

Die Operation ging glücklich vorüber; die Rekonvaleszenz brachte keine jener gefürchteten Überraschungen. Nach drei Wochen verließ Kassandra das Spital, um nach dem Rat des Chirurgen sich in einer Sommerfrische völlig zu erholen. Schäublin bezahlte die Rechnung und fuhr mit der verehrten Frau nach Churwalden in Graubünden. Dort nahm er im Hotel Krone Quartier. Er bewegte sich trotzig und geringschätzig zwischen Engländern, Franzosen und Deutschen, führte die noch recht zarte Genesende auf ihren kleinen Spaziergängen, hütete ihren Schlummer, wenn sie auf einem Liegestuhl im Garten ruhte, und verliebte sich bis über die großen Ohren in ihr wiedererwachendes Frauenleben, das auf ihren Wangen freundlich kam und ging und schon ziemlich unverhohlen aus ihren blauen Augen leuchtete. Nur selten unternahm er einen Ausflug auf eigene Rechnung ohne sie, und dann rannte er so wütend die Berge hinauf und herunter, daß er immer zwei Tage nachher Herzstiche und wunde Zehen hatte.

Eines Nachmittags kam er von einer solchen Gewaltstour verbrannt und halb verdurstet zurück und fand einen fremden Menschen bei seiner Kassandra stehen, einen eleganten Herrn mit schwarzen, ölglänzenden Haaren, schweren Augendeckeln, bleichen, frauenhaften Zügen und knallroten Lippen. Kassandra stellte ihn Peter mit schüchternem Lächeln vor: „Carlo Bomelli aus Italien,“ und sagte dazu, daß er sich für ihr Fach

interessiere und selber schon viel darin gearbeitet habe. „So," erwiderte Peter, sonst nichts. Sein gewachsenes Auge funkelte den Italiener herausfordernd an. Der Mensch erfüllte ihn auf den ersten Blick mit einem unabweislichen Verdacht, und ein urwüchsiges Leid um Kassandra erschütterte ihn auf dem Platz bis in die Knochen hinein. Später kam seine sonderbare Seele, welche die reine Natur war, zu Einsichten. „Der Lump ist für die noble Schurkerei begeistert," schoß es ihm hellseherisch durch den Kopf, und er trauerte heftig darüber, daß die Hellseherin selber hier ein Brett vor den Augen zu haben schien. Aber dann beschloß er, nicht zornig zu sein, sondern mit seinem einzigen Auge doppelt aufzupassen. Er tat es und erlebte wenig Freude davon, denn er sah deutlich, wie sie nach dem Italiener ausblickte, wenn er nicht neben ihr saß, und mit was für Augen sie an seinem gewichsten Schnurrwisch hing, wenn er mit ihr über die Geister redete. Zwar erkannte er richtig, daß das neue Licht darin viel weniger irdisch verliebt, als überirdisch gebannt flackerte, aber er blieb insofern doch im Recht, daß es ihm geradeso zuwider war, sie an den geölten Schwätzer zu verlieren wie an die bleichen Gespenster. Endlich gestand er sich's zu, daß es keine Besserung gebe, bevor entweder der noble Feind von ihr oder sie von ihm entfernt sei.

Um mit allen Fragen auf einen Schlag aufzuräumen, erklärte er eines Tages Kassandra, während der Italiener mit Bergstock und Tirolerhütchen auf eine Damenalp hinaufkletterte, daß es jetzt seiner Meinung

nach Zeit werde, das Quartier in Churwalden aufzuheben und, wie der Arzt es verschrieben habe, noch einige hundert Meter höher zu steigen. Er habe da einen sehr schönen Platz ausgefragt, den er aber noch nicht verrate; er wolle sie damit überraschen. Ob es ihr recht sei, in drei Tagen den Ort zu räumen? Er erwartete, sie werde Einwände machen; doch zu seiner großen Zufriedenheit stimmte sie seinem Vorschlag augenblicklich zu und schien darüber sogar erleichtert und irgendwie besonders erfreut zu sein. Sie spürte seine Eifersucht und noch etwas tiefer seine treue Liebe in der Anordnung, und die rührte sie.

So kündigte er beim Portier die Zimmer, kaufte Andenken, und am letzten Tag war er seiner guten Sache so sicher, daß er die lange ersehnte und immer verschobene Partie auf das Parpaner Rothorn ausführte. Er bekam einen prachtvollen Ausblick. Am Himmel ging gerade so viel einzelnes Gewölk, um die umfaßbare Höhe über der ganz klaren Bergwelt räumlich und begreiflich zu machen, und diese selbst durch jene bekannten und lieben Erscheinungen mit seiner jungen Seele in Verbindung zu bringen. Obwohl er nur ein Baselbieter war, jodelte er aus vollem Hals und lobte Gott für die schöne Welt, die er erschaffen hatte. Aber als er wieder ins Hotel kam, mußte er hören, daß seine Kassandra inzwischen mit dem Italiener abgereist sei. Der Portier überreichte ihm ein Briefchen von ihrer Hand.

Sie schrieb mit steilen, etwas geisterhaften Buchstaben: „Lieber Freund, verzeihen Sie einer armen Be-

sessenen, daß sie so ohne Abschied von Ihnen fliehen muß; Sie haben Besseres um mich verdient. Aber wie soll ich Abschied von Ihnen nehmen! Alles, was meine Kunst und die Geister mir übrig gelassen haben, gehört Ihnen. Ich liebe Sie, weil Sie gut sind. Aber ich habe den Befehl erhalten, Sie zu verlassen. Warum durfte ich nicht länger bei Ihnen bleiben? Hier war ich glücklich. Sie schenkten mir die schönste Zeit meines Lebens. Haben Sie tausendfachen Dank für alles Gute. Und wenn Sie, wie ich fest glaube, so unschuldig sind, wie Sie mir scheinen, dann muß (das folgende war unterstrichen) das Bewußtsein Sie heben und trösten, daß ich immer an Sie denken werde, als den edelsten und liebsten Menschen auf der Erde. Ich weiß auch, daß Sie den Herrn hassen, mit dem ich in die Welt hinausgehe. Vielleicht wird er mich mißbrauchen, wie jener andere Mann, der nicht mein Vater war, (ich mache Ihnen dies Geständnis zum Zeichen meiner fortdauernden Freundschaft) mich mißbraucht hat; aber ich m u ß ihm folgen. Verstehen Sie das? Er wird mein Impresario sein. Mein Talent ist jetzt vollständig rein und frei. Aber immer bin und bleibe ich Ihre dankbare Kassandra. N. B. Es droht Ihnen ein Unglück durch Hosenträger. Suchen Sie sich zu schützen; oft können wir uns einem Geschick durch Klugheit entziehen. Tragen Sie jedenfalls keine solchen Hilfsmittel, sondern Gürtel. Was wäre ich ohne Sie. K."

Peter merkte wohl, daß der Brief in großer Erregung verfaßt war und daß Kassandra dabei geweint hatte. Er wußte auch, oder glaubte zu wissen, daß ein

Dutzend Worte von ihm imstand gewesen wären, sie völlig zu beruhigen und ihre Tränen zu trocknen; er traute sich nicht mehr wenig zu. Aber jetzt war der Italiener Meister geworden und Kassandra fort. Nachdem er das gründlich eingesehen hatte, packte er seine Siebensachen und verschwand aus der Gegend. Er suchte sich in den Menschen zurückzuverwandeln, der er vor Kassandras Dazwischenkunft gewesen war, und trat die große Reise an, die er damals im Sinn gehabt hatte.

Zuerst fuhr er nach Basel, sah den Rhein und das Münster und besuchte den Zoologischen Garten. Dann kaufte er eine Fahrkarte nach Straßburg, wo er vierzehn Tage blieb, obwohl er sich fortgesetzt langweilte und Sehnsucht litt; die Sehnsucht zog ihn so schmerzlich rückwärts, daß er zunächst nicht weiter vorwärts konnte. Aber darauf tauchte er plötzlich in Köln auf und ließ sein gewachsenes Auge den schönen Dom hinanfliegen. Er bemerkte zufrieden, daß man ihm überall mit Sympathie entgegenkam, und verbesserte seine Haltung. Später erschien er in Aachen, Hamburg, Berlin, München, Wien und Budapest, immer anschauend, rückwärts gezogen und innerlich ratlos. In Belgrad gab er seine letzte Krone aus, ohne sich dadurch nötigen zu lassen, seine frühere Lebensart wieder aufzunehmen. Er wollte lieber ein fahrender Handwerksbursch und Vagabund werden, als wieder wie ehedem unbedeutend und ganz ohne Verklärung irgendeinem gleichgültigen Meister für Geld Bretter hobeln.

Jedoch glücklich machte ihn auch das Landstreicher-

leben nicht. Wenn er den Schmerz um Kassandra scheinbar zu verwinden anfing, so wich dieser nur, um dem andern über eine verdorbene und mißratene Existenz Platz zu machen. Sah er in einem städtischen Schaufenster seine verlumpte und herabgekommene Gestalt vorbeischleichen und erinnerte sich daran, wie gut er sich früher trotz seiner Pockennarben immer darin gefallen hatte, so faßte ihn eine bodenlose Trauer und Wut, und als er nur einmal eingesehen hatte, daß der Vorfall mit der deutschen Sängerin auf dem Straßenbahnwagen den Angelpunkt seines Unglücks darstellte, begann er diese zu lästern und zu verfluchen und wünschte, daß ihr Kassandras Prophezeiung recht kräftig in Erfüllung gehen möge. Aber nun trat plötzlich zu seiner Verwunderung dasselbe Gesicht, das ihm früher auf keine Weise erscheinen wollte, stolz und ruhig vor sein übrig gebliebenes Auge, um ihn aus seiner unreinen Wut in die Reue und Scham zu werfen und ihm seine hoffnungslose Niedrigkeit zu weisen.

In einer solchen verzagten Stunde erinnerte er sich der seltsamen Warnung Kassandras vor den Hosenträgern, und es wurde ihm klar, daß sie in einer Beziehung zu seinem Ende stand. „Denn mit Hosenträgern kann man sich aufhängen," dachte er, und sah den Einfall lange Zeit fest und aufmerksam an. Er sagte sich, daß sie die Möglichkeit vorausgesehen habe, und erkannte ohne Widerrede einen Schicksalsspruch darin! „Wenn die Zeit kommt, hänge ich mich an meinem Hosenträger auf." An einem Wintertag im Januar machte der arme Bursche, dem Hunger', Kälte, Jammer

und Läuse vereint zusetzten, einen ernsthaften Versuch, den Spruch auszuführen. Er stand schon hemdärmlig mit dem Hosenträger um den Hals unter einem Bäumchen im Wald, da trat ein neuer Mensch in seinen Weg und gab diesem, zum viertenmal, eine andere Richtung. Es war ein mittelgroßer Herr in den dreißiger Jahren, an dessen selbstgefälligem rotwangigen Gesicht ein gekräuselter brauner Backenbart wie angeklebt hing und ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit gemalten preußischen Freiheitshelden verlieh. Er tauchte unbefangen neben Peter auf, betrachtete durch seine Lorgnette interessiert dessen Todesvorbereitungen, besah diesen selber, und richtete endlich das Wort an ihn.

„Sofern nur Hunger und Ungeziefer die Ursache Ihrer tristen Absicht sind, werter Herr," ließ er sich vernehmen, „so könnte ich Ihnen eine einträglichere Verwendung Ihres schätzbaren Daseins vorschlagen. Sind Sie sonst gesund?"

Unsre seltsamsten Zustände sind unsre glaubhaftesten Erlebnisse. Peter fand den ganzen gespreizten Kerl selbstverständlich. Er ließ, kaum etwas verwundert, die Hände sinken, und weil ihm in Wahrheit sein Leben immer noch lieber war, als sein Tod, gab er Antwort. „Ja, Herr, gesund bin ich. Womit kann ich dienen?"

Es begann zu schneien; der Fremde klappte die Lorgnette zu und spannte seinen Schirm auf. Die Bäume standen kahl und winterlich um ihn herum. „Haben Sie die Güte, Ihren Rock wieder anzuziehen," erwiderte er gehalten. „Es hört sich frierenderweise nicht aufmerksam zu. Wenn Sie mit mir arbeiten wollen, werde



ich Sie binnen zwei Stunden neu einkleiden. Ich bin ein Künstler. Ich schleudere kupferne Messer mit unfehlbarer Sicherheit. Sie brauchen nur jeden Abend fünf Minuten an einer Wand zu stehen, die ich um Sie her mit Dolchen spicke; sonst sind Sie ein freier Mann und haben auskömmlich zu leben. Mein bisheriger Kompagnon fängt mit seinem ersparten Geld eine Handlung an."

So wurde Peter nun auf eine ganz andere Weise das Ziel von Messern, während gleichzeitig mit dem Wiedereintreten seines Wohlbefindens die moralischen Dolche aus seinem Fleisch zurückwichen, und er an seinem neuen Beruf vor den Augen eines schaulustigen Publikums innere Fassung gewann. Seine ausgehöhlten Backen füllten sich mit Blut und rundeten sich auf, und wie er seinen Herzschlag an die fliegenden Messer vor seinem Gesicht gewöhnte und zu blinzeln aufhörte, begann er desto interessierter wieder nach dem Leben zu blinzeln, von dem er so lange ausgeschlossen gewesen war, um damit frische Fühlung zu nehmen. Er machte Späßchen mit den Chansonetten, kniff die Dienerinnen in die Wangen, wenn sie jung waren, und bewies jetzt in seinem Umgang alles in allem eine nette, liebenswürdige Verdorbenheit. Diese war während der Zeiten seines Elends wie Wasser zwischen Steine in seine Seele gesickert; die Liebenswürdigkeit aber flog ihm von allen Seiten aus den Kulissen und Ankleideräumen zu. Er war nun ein anderer Peter Schäublin, als der einst ein Auge an die deutsche Sängerin und das ganze Herz an die Wahrsagerin verloren hatte. Er wußte, wie der

helle Tag und wie die wilde Nacht aussieht. Weil er weder hier noch dort auf seine Rechnung meinte gekommen zu sein, bekannte er sich mit halbbewußter Gemeinheit zum Zwischenlicht, als ein gefallener Mann, den er jetzt vorstellte.

Peter hatte alle weise Überlegung so gründlich verabschiedet, daß er dem Boden, auf dem er stand, genug Festigkeit zutraute, um ein bürgerliches Glück darauf bauen zu können. Er verband sich ein kleines Wiener Mädchen, an dem alles rund war, und das ihm wie eine lustige Strumpfkugel ins Gesichtsfeld und sofort zwischen die Trümmer seines Herzens hineinrollte. Diese seine dritte Frau lernte er kennen als die Zofe einer berühmten Tänzerin. Sie sofort poussieren, sich in ihre behaglichen Reize verlieben, das Persönchen verführen und seiner Herrin abspannen war das Werk von zwei kurzen Wochen, und er tat sich nicht wenig zugut auf den Streich. Er kam sich jetzt künstlermäßig vor, aber er liebte wie ein gefühlvoller Hamster, tänzelte und spreizte sich wie sein Herr, und tat alles, was er von jenem sah und hörte; er versuchte ihm mit seinem tiefen Baselbieterrachen sogar das gezierte und schwebende Hochdeutsch nachzusprechen.

In seltenen Stunden brach bei ihm seine treuherzige angestammte Natur durch, und trieb seine handwerkerliche Gemütstüchtigkeit plötzlich irgendeinen völlig grund- und nutzlosen Existenzbeweis an den Tag hervor. Aber spielerisch, wie er sich seine dritte Frau ausgesucht hatte, nahm sie solche Gelegenheiten als Kegelstände, zwischen die sie mit ihrer putzigen Wienerkugel hineinfahren konnte;

und da er sich dann selber der unartistischen Regung schämte, verleugnete er sich und lachte mit seiner Frau. Am meisten Unfug trieben sie mit ihren natürlichen Hoffnungen. Die kleine Frau führte große Komödien auf von dem Kindchen, das sie aus Liebe zum Wohlergehen vom Leben ausschloß, und nach welchem sich Peter im Grund sehnte, trotzdem er verdorben genug war, ihre Verdorbenheit mitzumachen. Bei solchen Anlässen mußte er sich aufs Hotelsofa legen und Säugling spielen. Sie nahm seinen Kopf auf den Schoß, streichelte und prügelte ihn abwechselnd, gab ihm die Brust und trieb in aller Nettigkeit ein ziemlich entartetes Wesen mit ihm und ihrer beiden Zukunft. Nachher waren sie schwermütig und gingen ins Café, wo sie die illustrierten Zeitschriften lasen und sich wieder als Künstlersleute fühlten. Dabei ereignete sich fortlaufend das Merkwürdige, daß die kleine Verderbnis ihrem Mann treu blieb und mit andern Herren auch nicht einmal mehr kokettierte. Dies Wunder bewirkte der gesunde Schweizer Faden an ihm, der ihn anders und in ihren Augen wertvoller machte, als alles, was sie sonst von Mann kannte.

An Kassandra dachte Peter nicht mehr oft, seiner Frau gegenüber sprach er nur in allgemeinen renommistischen Ausdrücken von seinem Abenteuer. In Leipzig wurde er jedoch unerwartet an sie erinnert und zugleich, das konnte auf die Dauer nicht ausbleiben, durch den Vergleich mit jener schönen und phantasievollen Zeit auf seine gegenwärtige flache Verkommenheit hingewiesen. Eines Nachmittags im Kaffeehaus, als bereits der Aufenthalt seines

Herrn in jener Stadt dem Ende zuging, las er das nachfolgende Halbmonatsprogramm, und entdeckte unter den Namen, die er zum großen Teil nun schon kannte, plötzlich auch den seiner blassen Freundin Kassandra, mit dem neuen Zunamen: Die Seherin von Saloniki.

Diese Begegnung gab seinem Glück einen Stoß. Augenblicks schien ihm alles öde und widerlich, was er gegenwärtig trieb, und nur als eine letzte und widerrechtlich in die Länge gezogene Station vor seinem unausbleiblichen Untergang. Er wurde wortkarg und spielunlustig, und seine kleine Geliebte beschwerte sich über ihn. Am dritten Tag dieses neuen Zustandes, als Peter im Café das Inserat mit dem geliebten Namen wieder und wieder las, begann sie mitten unter allen Leuten zu weinen vor Verlassenheit und Langeweile.

Aber Peter faßte den festen Entschluß, Kassandra wiederzusehen, mochte daraus folgen, was wollte. Er fühlte tief die Notwendigkeit, noch einmal einen Blick in sein besseres Selbst, das sie in ihrem Sein darstellte, zu tun, und noch einmal mit ihr auf dem gleichen Fleck Erde zu stehen. Nachher konnte ihn diese verschlucken oder der Himmel ihn totschlagen. Das Wahrscheinlichste schien ihm, daß er dann die Prophezeiung vom Hosenträger wahrmachte, und er hoffte schmerzlich, dazu noch gut genug zu sein. Zu seiner kleinen Frau sagte er: „Weine nicht Toneli; du verteufelst dir deine Schönheit. Ich habe nur einen verdorbenen Magen; das wird sich geben. Morgen fresse ich dich auf mit Haut und Haaren.“ Das Wort tat seine Wirkung; sie lächelte ihn durch Tränen an und sagte erlöst: „Ich

wünsche dir auch gute Besserung, Peterle.“ Aber als Peter nachher mit seinem Brotherrn und einem Tiroler Schuhplattler Billard spielte, nahm er die Gelegenheit wahr und sagte jenem den Dienst auf, um in Leipzig bleiben zu können. Diese Mitteilung verdarb dem Künstler die Spiellust und zog große und unerwartete Folgen nach sich.

Am Abend desselben Tages, während Peter an seiner Wand stand und der Messerwerfer im Frack und Zylinder mit kupfernen Dolchen spielte, passierte es dem Vielgewandten, daß er, in Gedanken an die unbegreifliche Kündigung seines Gehilfen, ein Messer verfehlte. Er bückte sich rasch danach und fing es in der Luft auf, noch bevor es mit der Spitze den Boden berührte, aber bei der plötzlichen Zerrung riß sich sein Hosenträger aus einer schlecht gearbeiteten Naht; er spürte mit Unbehagen, wie der Gummi über seine Schulter zurückschnellte und der elastische Druck einer öden Leere wich. Dieser Zufall machte ihn noch unruhiger; er wußte nun nicht, ob er bis zum Schluß der Vorführung jenes untadelige Exterieur haben werde, auf das er Gewicht legte. Da er ganz von Äußerlichkeiten abhing und ihnen hilflos preisgegeben war, wurde es möglich, daß der Unfehlbare zum zweitenmal fehlte und nun seinem Kompagnon eine kleine Wunde am Hals beibrachte.

Peter zuckte mit keiner Miene; aber der Artist, der das Versehen bemerkte, erblaßte sofort bis auf die Zähne. Der Vorhang war kaum gefallen, so stürzte er sich auf den Baselbieter, und beruhigte sich erst ein wenig, als

er sich davon überzeugt hatte, daß die Verletzung wirklich unbedenklich aussah. Er zitterte noch an allen Gliedern, während Peter schon mit seiner kleinen Geliebten nach Hause ging. Diese hatte merkwürdig wenig zu dem Vorfall gesagt; sie war nur still geworden. Unterwegs streifte sie immer wieder mit einem scheuen Blick den Verband, der über Peters Kragen heraussah, und das Lachen war ihr ganz und gar vergangen. „Peterle, Peterle", sagte sie ein einziges Mal, guckte ihm mit nassen Augen ins Gesicht, und schmiegte sich eng unter seinen Arm.

Aber infolge einer Infizierung durch metallische Gifte stellte sich bei Peter noch im Lauf der Nacht eine schmerzhafte Schwellung des Halses ein. Am nächsten Tag lag er im Spital. Am Abend dieses Tages trat Kassandra im neuen Programm auf.

Der Messerkünstler ließ sein nächstes Engagement verfallen. Wie alle selbstgefälligen Menschen war er gutmütig und leicht aus der Fassung zu bringen. Er besuchte Peter am ersten Tag dreimal; die übrige Zeit irrte er planlos in der Stadt herum. Die Wiener Frau wich keinen Schritt von Schäublins Krankenbett; sie bewachte ihren Schweizer mit einer zähen, bangen und stumm leidenden Zärtlichkeit. Alles Spielerische und Törichte war von ihr abgefallen; sie dachte eine ganze Anzahl ernsthafter und würdiger kleiner Gedanken.

Peter wurde an diesem Tag zweimal operiert; man trug ihn vor ihren Augen aus dem Zimmer nach dem Operationssaal, und brachte ihn ihr bewußtlos wieder. Man holte ihn noch einmal in der Nacht; am nächsten Morgen sahen die Ärzte, daß ihm nicht mehr zu helfen

war, und fragten ihn, ob er einen besonderen Wunsch habe.

Peter blickte sie eine Weile aus seinem schon etwas überklaren gewachsenen Auge an, und man konnte bemerken, daß er sie richtig verstand; aber zugleich dachte er einen Gedanken, der für ihn eine überaus tröstende und verheißende Macht enthielt. Er lächelte sein altes, treuherziges Schweizerlächeln, und aus dem Berg von Verbänden heraus klang seine Stimme zart und hoffend: „Die Kassandra soll mich besuchen." Er schloß die Augen und fing sofort an zu warten. Toni weinte haltlos auf. Der Artist ging, um Kassandra die Bitte vorzutragen.

Nach einer kleinen Stunde hörte Peter einen bekannten, langsam schwebenden Frauenschritt auf sein Bett zukommen und da anhalten. Er ließ die Lider noch eine Weile geschlossen, um das einfache erfüllte Dasein der verehrten Frau zu genießen; aber sein graues Gesicht verklärte sich, und als er endlich die Augen öffnete, war alle Gewöhnlichkeit und alles Unglück der letzten Jahre aus seinen Zügen weggewischt; der einfache, ehrliche Peter Schäublin aus Böckten im Kanton Baselland schaute befreit daraus zu der berühmten Seherin von Saloniki auf. Auch diese war keine neue Erscheinung, obwohl ein wertvoller Pelz ihre Schultern schmückte und ein schöner Federhut sich mit ihrem blassen Kopf über ihn beugte; das bekannte unveränderte und unveränderliche Weltwunder von Leid, Genie und Glückssehnsucht legte ihm die kühle Hand auf die Stirn und sprach ihn mit vertiefter Stimme an.

„Was für Kummer machen Sie mir, Peter. War es denn nicht möglich, daß Sie an dieser Gefahr vorbeikamen? Gewiß, Sie haben nicht beherzigt, was ich Ihnen damals zum Trost und zur Erhebung schrieb.“

Sein Lächeln dauerte fort; aber es fiel ein Schatten darein; der Tod war unterwegs. Er wollte den Kopf schütteln; das eine Auge wankte ihm vor Schmerzen, und er biß sich hastig auf die Lippe, um nicht aufzuschreien. Aber dann eilte er, damit er sich nicht das letzte Glück verkürzte. Er tastete nach ihrer schmalen Hand und umklammerte sie mit seinen beiden. „Sagen Sie mir's noch einmal!“ bat er mit dünner, kindlicher Stimme, und lächelte sie wieder an.

Erschüttert neigte sie sich über sein zerfallenes Krankengesicht, das ihr gläubig entgegen sah, und sagte langsam und mit Nachdruck: „Sie sind der edelste, beste und liebste Mensch auf der Welt.“ Darauf kamen ihr die Tränen. Sie wollte sich abwenden; er hielt sie mit sanfter, aber dringender Gewalt fest.

„Danke,“ erwiderte er und sein gewachsenes Auge nickte ihren beiden brüderlich zu. „Jetzt wollte ich ja wohl daran vorbeikommen.“

Bald nachher setzte der Todeskampf ein; er dauerte bis zum Abend. Kassandra half ihrem Freund, so gut der Lebende einem Sterbenden helfen kann. Seine kleine Geliebte verstand sich demütig in die Rolle der Handlangerin; sie glitt still und selbstlos hin und her und diente der fremden Frau. Peters Leben erlosch mit dem Tageslicht. Toni weinte ihm nach wie eine lebendige Quelle; sie fühlte sich fürchterlich

verlassen und verarmt. Der Artist war kalkweiß im Gesicht; sein Bärtchen sah noch angeklebter aus als vorher; seine Lippen zitterten. Aber Kassandra übertraf sich den Abend selber. Sie erregte Stürme von Bewunderung, und am nächsten Tag war die ganze Stadt voll von ihrem Genie.

Der Scharfrichter

Die Junisonne fiel durch das einzige Fenster des Raumes ein, der im Reichelschen Hause als Wohn- und Eßzimmer diente, und malte ein verschobenes Quadrat auf den tannenen Fußboden. Auf dem Tisch in der Mitte der Stube war für eine Person gedeckt. Eine offene Suppenschüssel stand unter der Hängelampe, die in feuchtquirlende Dämpfe gehüllt war. Neben dem Teller lag ein gelber Brief. Fliegen spielten um die drei schwarzen Ketten, an denen die Lampe hing. Eine knarrende Treppe hinunter kamen langsame, ungeschickte Schritte, tappten den Hausgang vor und schienen vor der Stubentür in Verwirrung zu geraten. Die Klinke ging herunter, die Tür öffnete sich und Reichel trat über die Schwelle ins Zimmer. Er streifte mit einem ausdruckslosen Blick die durch die Beleuchtung auffällig gemachten Gegenstände und Richtungen der Stube, ohne sie zur Kenntnis zu nehmen, drückte die Falle ins Schloß und bewegte sich auf den Tisch zu.

Reichel war ein wenig über mittelgroßer Mann in der ersten Hälfte der vierziger Jahre, knochig, unbeholfen, von schlechter Haltung, welcher fast alles Selbstbewußtsein fehlte, und umgeben von den Zeichen persönlicher Verwahrlosung, an denen man Junggesellen erkennt. Er hatte schwere Hände und Füße, die er auf besondere Weise nach innen trug und setzte; dadurch erinnerte er an jene großen, traurigen Affen, die wir hinter Eisengittern gefangen zu halten für gut finden. Seine Stirn war breit, an den Schläfen eingedrückt

und in der Höhe vom Haar verlassen. Sein Untergesicht machte einen deformierten, gewissermaßen zertrümmerten Eindruck. Er hatte einen dünnen Schnurrbart von rotbrauner Farbe. Seine Augen blickten blöde, und in den Ohrläppchen trug er kleine goldene Ringe, womit manche Leute einem schwachen Gesicht aufhelfen wollen. Als er die Post erblickte, kam ein ferner Zug von Interessiertheit in seine Miene, obwohl er zum voraus wußte, daß sie den Befehl zur Hinrichtung des vierundzwanzigjährigen Dienstmädchens Hedwig Lahmann enthielt; er hatte dessen Prozeß aufmerksam in der Zeitung verfolgt. In der Frühe des sechzehnten Juni sollte das Urteil durch Wilhelm Reichel an ihrem Hals vollzogen werden.

Reichel blickte flüchtig mit einem dürftigen Licht in den Augen auf den Sonnenfleck unter dem Fenster, machte sich eine Vorstellung von dem Dienstmädchen Hedwig Lahmann, faltete das Schreiben zusammen und griff nach dem Suppenlöffel. Als die alte mütterliche Haushälterin Auguste Milkoweit, die schon seinem Vater gedient hatte, das Gemüse hereinbrachte, teilte er ihr, indem er unsicher zur Seite sah, mit, daß er morgen verreisen müsse. „Die Lahmann?" fragte sie und schob ihre Brille, deren eiserne Fassung im Dampf der Küche verrostet war, in die Stirn hinauf. Ihre Miene erweckte den Eindruck, als hätte sie einem ziemlichen Volk aufzupassen, das durch die Neigung, fortwährend alles verkehrt zu machen, ausgezeichnet war. Er bejahte und blickte wieder nach dem Sonnenfleck auf dem Boden. Sie stützte die linke Hand auf ihre alte Hüfte, fuhr

mit der rechten glättend über das rot und blau gewürfelte Tischtuch und schüttelte den grauen Kopf.

„Die Männer verstehe ich immer weniger," erklärte sie unzufrieden. „Ihr habt ein schlechtes Gewissen und doch kein Mitleid; ich möchte nicht unter euch jung sein. Und der König begnadigt nicht. Was hat euch allen das arme Ding zuleid getan?"

Reichel errötete; er fühlte sich im König mitgetadelt. „Das kannst du nicht verstehen," erwiderte er unter steigender Unruhe. „Recht ist Recht. Sie hat zum Mord aufgestiftet, das Licht gehalten und das Kind erwürgt, das dazu kam. Außerdem bereut sie nicht; wie soll man da begnadigen? Todesurteil muß sein; ein König und ein Scharfrichter muß sein; da soll man uns nicht dreinreden."

Die Greisin zitterte verwundert mit der Unterlippe. „Man weiß nicht so sicher, was sein muß, und was nicht," sagte sie. „Liebe muß sein; in der Bibel steht es. Dein Vater hat mehr in der Bibel gelesen als du, obwohl man in seinen Zeiten doppelt so viel hinrichtete. Gott habe ihn selig, er war ein beliebter Mann, niemand merkte ihm den Scharfrichter an. Laß die Kartoffeln nicht kalt werden. Du hättest heiraten sollen; mit Frau und Kindern lebt sich's fröhlicher." Damit strich sie aus der Stube und ließ Reichel in einer dumpfen und hilflosen Erregung zurück, die er nicht verstand und von der er auch nichts lernte; dazu war er nicht der Mann. Er war nur der Mann, zu leiden, und er litt an der Verbrecherin Hedwig Lahmann, wie die Richter und der König, ja wie alle Männer

des Landes, die paar Gebildeten ausgenommen, gelitten hatten.

Hedwig Lahmann hatte aus Liebe zu einem Knecht und um mit ihm einen Hausstand gründen zu können, ihn verführt, ihre Herrin zu berauben. Weil aber diese auf ihrem Geld schlief, mußte sie zuerst umgebracht werden; dazu leuchtete Hedwig. Auf das Geschrei der Alten kam ein halbwüchsiges Mädchen, das erst acht Tage im Haus wohnte, gelaufen; dieses erwürgte Hedwig eigenhändig vor Angst, von ihm verraten zu werden. Als man sie andern Morgens verhaftete, wußte sie nichts mehr von dieser Tat; der Untersuchungsrichter, der vom reuigen Knecht berichtet war, mußte ihr die Erinnerung wecken. Das Liebesmotiv und der Verrat des Knechtes wären ihr nun als mildernde Umstände zugute gekommen, man hätte ihr sogar nachgesehen, daß sie einige Stunden nach der Bluttat in den Armen des Knechtes verhaftet werden konnte, wenn nicht durch einen unseligen Reporterdiensteifer bekannt geworden wäre, daß sie von vollen Formen, ja, wie der Reporter schrieb, beinah üppig „zu nennen" sei. Diese Nachricht und eine Reihe unfaßbarer erotischer Stimmungen, die durch ihre heidnische Persönlichkeit erregt vom Gerichtssaal in das Land hinaus gingen, wurden ihr zum Verhängnis; sie weckten die Bestie in den Männern und ließen die Frauen heimlich erzittern und offen widersprechen. Die Frauen antworteten in einer einzigen entschiedenen Kollektivform auf den Anreiz, während die Männer sich in zwei Richtungen unterschieden. Die Phantasie der unbewußten Mehrheit

ging den Weg der Bestie, die schaden und zerstören will, wo sie nicht besitzen kann. Die halberwachte Minderheit entsetzte sich vor der feindlichen Elementarerscheinung, die sie längst in sich gebändigt glaubte; diese fühlte das unerbittliche Bedürfnis, sich selber für den Rückfall in der Person der Rückfälligen bestraft zu sehen; hierher gehörten die Richter und der König, sowie die gesamte Presse.

Es kommt bei einem Todesurteil viel weniger auf die Wirkung des Rechts an, als darauf, daß der Verbrecher genügend reizt und beleidigt. Jeder markante Mörder wird hingerichtet; die Begnadigung wird nur den gleichgültigen oder gebrochenen Naturen zuteil. Hedwig Lahmann hatte das Unglück, ohne es zu wollen ein markanter Verbrecher zu sein, den sich die Öffentlichkeit merken konnte. Sie wurde im Verlauf ihres Prozesses der Mittelpunkt eines schwülen, schmerzlichen Aufruhrs der Volksseele, eben jenes Aufruhrs, in dem die Haushälterin Auguste Milkoweit den Scharfrichter Reichel zurückgelassen hatte, in welchem die Richter die Lahmann zum Tod verurteilten und worin der König das Begnadigungsgesuch des Verteidigers, das denselben Aufruhr atmete, abwies. Das Land war krank an Hedwig Lahmann. Die vollen Formen der beinahe üppig zu nennenden Verbrecherin waren die Ursache einer allgemeinen moralischen Hysterie. Von dem sinnlichen, halbirren Lächeln ihrer roten Lippen, das die Reporter meldeten, ging ein teilweiser Wahnsinn ins Land hinaus, der Blut sehen mußte. Einsichtige Männer sprachen ja das alles später öffentlich aus und stachelten da-

durch das soziale Schamgefühl, das die Mutter der wahren Menschlichkeit ist.

Als Reichel gegessen hatte, verließ er die helle Stube, stieg die Treppe hinauf, die er vorhin herabgekommen war, durchschritt droben den kurzen Gang und trat durch die Hintertür aus dem Haus in den Garten. Das Haus war mit der ganzen Reihe, in der es stand, an einen Abhang gebaut; der erste Stock lag nach hinten mit dem Niveau des Gartens und das Erdgeschoß nach vorn mit der Straße gleich; hinter den Häusern lief ein gemauerter Kanal hin, der für die Fenster etwas Luftraum freihielt; aus dem Kanal erstieg man über eingeschnittene Treppen vollends die kleine Hochebene. Reichel ging eine halbe Stunde um die Gemüsebeete herum, die die Haushälterin angelegt hatte. Seine goldenen Ohrenringe leuchteten da und dort zwischen den Bohnenstangen auf. Er sah an einem Apfelbaum hoch, blickte eine Weile über den Zaun weg nach dem andern Stadtteil hinunter, der sich in der Tiefe um den Hügel krümmte, und kehrte ruhelos nach dem Haus zurück, wo er in seine feuchte und dunkle Hinterstube trat. Dort setzte er sich an einen Tisch und nahm seine Beschäftigung auf; er baute aus selbstverfertigten Laubsägereien Burgen und Schlösser, die er als Gehäuse für Weckuhren, Briefladen, Bücherhalter oder Vogelbauer ausgestaltete. Die Vogelbauer waren das prächtigste, was er konnte; er versah sie mit Wetterfähnchen, Balkonen und echten Glasfenstern. Gegenwärtig sägte er nach einer ganz neuen Vorlage die Teile zu einem komplizierten, gewindereichen Mädchen-

schreibzeug aus; diese Arbeiten mußten rot hinterlegt werden. Die Aufmerksamkeit, welche die Hantierung mit der fadendünnen Säge verlangte, lenkte ihn von seiner inneren Erregung ab; dergleichen ist ein Hilfsmittel, das alle pedantischen Naturen in irgendeiner Form anwenden, um ihre gefährdete oder gestörte Selbstgenügsamkeit wieder herzustellen.

Abends packte er seinen schwarzen Anzug in den Koffer, holte die Zylinderschachtel vom Schrank herunter, sah nach, ob die weißen Handschuhe darin lagen, und stellte seinen Wecker auf sechs Uhr. Er schlief mittelmäßig und hatte ein paar mattfarbige, unbestimmt erwartungsvolle Träume, in denen die vierundzwanzigjährige Dienstmagd Hedwig Lahmann vorkam. Am Morgen nahm er die Zylinderschachtel an die linke und einen Cellokasten an die rechte Hand. In dem Kasten lag das Richtbeil; er hatte ihn extra dafür gekauft und eingerichtet und mit gelbem Filz ausgeschlagen. Ein Junge trug ihm den Koffer. Er fuhr neun Stunden nacheinander auf drei verschiedenen Bahnstrecken. Während der Zughalte erweckte er die Aufmerksamkeit der Mitreisenden durch seinen Wecker, den er in den Koffer gepackt hatte und der darin weitertickte. Jemand wollte auf den Cellokasten hin ein Gespräch über Musik mit ihm anfangen; er gestand errötend, er verstehe nichts davon, und sah eingeschüchtert aus dem Wagenfenster.

Nachmittags um fünf Uhr kam er an seinem Bestimmungsort an, meldete sich bei der Behörde, besah das alte Städtchen mit seinen Mauern, Kirchen, Brunnen, Giebeln und Klöstern, speiste im Gasthof zu Nacht und

legte sich schlafen, nachdem er den Wecker auf fünf Uhr gerichtet hatte; die Exekution war zu sechs befohlen. Er hatte ein merkwürdiges zugemauertes Zimmer, das sein Licht durch eine Reihe Fenster aus grünem Tafelglas, die wagrecht in der Decke schwebten, erhielt; man konnte sie an Ketten, welche über kleine Rollen an einer Wand herunterliefen, aufziehen. Der Mond schien auf das grüne Glas und erfüllte das Zimmer während der ganzen Nacht mit einer befremdenden, übergroßen Helligkeit. Reichel schlief infolgedessen sehr schlecht. Er träumte wiederholt zu ertrinken. Einmal lag er auf dem Grund eines grünen Teiches, und die Leiche der Hedwig Lahmann sank mit dem Gesicht nach unten zu ihm herab; sie starrte mit weitoffenen Augen in das Wasser hinein, das sie umgab, und er wollte gerade um Hilfe rufen, da rasselte sein Wecker. Verwirrt stand er auf, um sich zur Hinrichtung fertig zu machen. Ihn fröstelte.

Um halb sechs Uhr trat er frisch rasiert, mit Frack, Zylinder und weißen Handschuhen angetan, aus dem Gasthaus auf die Straße; den Cellokasten hatte er schon am Abend vorher im Gefängnis abgeliefert. Hausknecht und Kellner sahen ihm nach; die wenigen Leute, denen er auf der Straße begegnete, blieben stehen. Man wußte, daß die Lahmann diesen Morgen hingerichtet werden sollte; alle Männer, die die übernächtig feierliche Gestalt erblickten, errieten ihre Absicht und nahmen an ihrer Stimmung teil. Jedermann bemerkte mit dem chronisch ausgehungerten Scharfblick der Kleinstädter die goldenen Ohrringe, die unter dem Rand des

Zylinders in der Morgensonne funkelten. Ohne daß es jemand klar wurde, waren sie das Medium des Bannes, der von dem so grotesk geschmückten unansehnlichen Menschen auf die Leute überging. Er klingelte am Gefängnistor. Man öffnete und er trat in den Hof.

Dort war schon alles bereit. Auf einem niederen Gerüst, zu dem man über drei Stufen hinaufstieg, stand der Richtklotz; daran lehnte das entblößte Beil. Der Block war zweckmäßig hergerichtet, mehr lang als tief, und endete oben in einer handbreiten Schnittfläche. Zu Füßen des Blocks stand der offene Sarg. Auf einem schwarz verhängten Tisch, vom Gerüst etwas entfernt, lag neben einem silbernen Kruzifix und einem Tintengeschirr das Buch, in das die vollzogene Exekution eingetragen werden sollte. Der Staatsanwalt, ein blonder, ziemlich großer, schlanker Mann, der von zarter Gesundheit schien, war bereits zur Stelle. Er begrüßte Reichel sehr ernst und fragte ihn, um etwas zu sagen, ob er hier schon einmal hingerichtet habe. Dabei zitterte er und rieb die Hände aneinander, weil es kühl war; der Flankenturm des Zuchthauses warf seinen Schatten in den Hof. Später erschien der Richter; er sah blaß und erregt aus. Auch Reichel begann wieder zu frösteln; er hatte nicht gefrühstückt. Kurz vor sechs Uhr kamen noch zwei fremde Herren, die die Erlaubnis erhalten hatten, der Exekution beizuwohnen. Sie wechselten einige Worte mit dem Richter und dem Staatsanwalt, warfen einen scheuen und prüfenden Blick nach dem Scharfrichter und verstummten. Der Staatsanwalt sah nach der Uhr. Man wartete, bis es sechs Uhr schlug.

Erst schlugen die Stadtkirchen; dann erklang die kleine Glocke der Zuchthausuhr. Als diese ausgetönt hatte, vernahm man von einem Fenster in der ersten Reihe das Gewimmer einer weiblichen Stimme, begleitet von gedämpft zuredenden Lauten. Das Geräusch schien sich in das Haus zurückzuziehen, worauf es wieder eine Minute lang völlig still war. Der Richter und der Staatsanwalt hatten am Tisch Platz genommen; die fremden Herren traten tiefer in den Hof zurück. Reichel griff nach dem Beil. Die Minute kam allen wie eine halbe Stunde vor. Endlich hörte man die arme Stimme wieder wimmern und zugleich eine Anzahl Füße scharren und trampeln. Aller Augen sahen nach der offenen Armensündertüre des Gefängnisses, aus deren Rahmen sich jetzt von zwei Gehilfen geführt die Gestalt der Dienstmagd Hedwig Lahmann aus dem Dunkel des Korridors löste. Die Gruppe trat in den Morgen heraus und näherte sich rasch der Richtbank. Es sah aus, als werde sich alles in kurzer Zeit erledigen.

Plötzlich hörte die Magd auf zu wimmern; es kam ihr zum Bewußtsein, daß ihre Lungen frische Luft atmeten. Sie stutzte wie ein Tier und hob das Gesicht. Ihre Blicke flogen mit einer geübten Bewegung zum blauen Junihimmel auf, der sich warm und voll Erlaubnis zu leben über den Gefängnishof spannte. Ihre Nüstern schnupperten; ihr Rücken straffte sich unternehmend; ihre Brust wölbte sich über einem tiefen, selbstvergessenen Atemzug vor. Sie hatte ein großes, nicht unschönes, kräftiges Mädchengesicht, das von dicken, dunkelblonden Zöpfen umrahmt war und gerade jetzt viel Leben zeigte.

Ihre Augen lagen stark gewölbt und sehr blau in weit-aufgeschnittenen Lidern; der Mund war groß und sinnlich, ihr Kinn energisch. Ihre Wangen und Schläfen machten einen kindlichen Eindruck.

Eben ergriff ihr Blick das Bild einer sonnenbeschienenen jungen Pappel, die draußen auf dem freien Feld stand. Auf der äußersten Ecke der Mauer, wohin bereits die Sonne vorgerückt war, saß ein Rotkehlchen und sang. Die Delinquentin schien ihm zulächeln zu wollen. Schon begannen sich die Anwesenden über sie zu wundern; die Gehilfen, die zum Weitergehen vorgebeugt mit ihr warteten, sahen fragend nach dem schwarzen Tisch. Da erinnerte sich die Dienstmagd, was ihr bevorstand. Ihre getäuschten Sinne kehrten hastig von dem Gaukelwerk zur Wirklichkeit zurück. Sie erblickte nacheinander die wartende Richtbank, das Beil in den Händen Reichels, den schwarzen Tisch mit ihren beiden Todfeinden, wieder das Beil, die weißen Handschuhe und den Zylinder des Henkers, und den offenen Sarg. Sie empfand heftigen Abscheu und machte eine instinktive Fluchtbewegung; aber die Gehilfen, die darauf gefaßt gewesen waren, packten neu zu und schleppten sie vollends auf die Richtbank.

Sie hofften, nun geschwind das Geschäft vollbringen zu können, bevor die Lahmann wieder zur Besinnung kam, rissen ihr hastig die Bluse von den Schultern und brachen sie in die Knie. Hedwig ließ betäubt vor Entsetzen alles mit sich geschehen. Reichel erhob das Beil über ihr. In sein Gesicht trat beim Anblick der entblößten Schultern und Arme eine fliegende Röte. Es

erklang aber keine Stimme in ihm, um für die jungen Glieder zu bitten; er empfand nur durch den Stil der Axt für sie.

Während jedoch die Gehilfen nun die junge Verbrecherin gegen den Klotz drängten, erwachte sie aus ihrer Willenslähmung. Sie schrie gellend auf und wollte auf die Füße springen; die Gehilfen warfen sie zu Boden. Sie versuchte auf allen Vieren rasch aus dem Bereich des Beils zu kriechen; die Männer schleppten sie dahin zurück und erneuerten die Versuche, ihren Kopf über die Schnittfläche zu stoßen. Als sie endlich den bittern Ernst der Stunde einsah, begann sie ratlos zu wimmern: „Nicht in den Hals! Nein, nein! „Heilige Maria, hilf mir!" warf sich zur Erde und umklammerte, girrend vor Grauen, den Richtklotz, an dem sie sich mit allen Kräften festhielt.

Was jetzt kam, ist so unglaublich, daß nur die wiederholte feierliche Bestätigung der anwesenden Zeugen dem Bericht etwas Wahrscheinlichkeit verleiht. Die Dienstmagd Hedwig Lahmann verwickelte die Gehilfen des Scharfrichters, denen sich noch ein Gefangenwärter beigesellte, in eine Balgerei um ihr verwirktes Leben. Der Kampf wurde von beiden Seiten mit schonungsloser Bitterkeit geführt. Hedwig wehrte sich mit allen Mitteln, die ihr ihre Verschlagenheit und naive Brutalität eingaben. Sie suchte die Männer mit der halb ausgezogenen Bluse wie mit einem Strick einzufangen und zu würgen. Sie gab ihnen gute Worte und flehte in kindlichen Lauten um Schonung. Sie trat sie mit Füßen und Knien, wo sie ihr eine Blöße boten. Sie

schlug blind in die Gesichter, die sich abwechselnd rot und erzürnt über sie beugten. Aber auf die Dauer reichten ihre Kräfte nicht gegen drei Männer aus. Als der Gefangenwärter auf die Idee kam, sich ihrer dicken Zöpfe zu bemächtigen, war sie verloren. Einer der Gehilfen zwängte ihr die Arme im Rücken zusammen, der andere brach sie vor dem Klotz wieder in die Knie und warf sich auf ihre Beine, der dritte sprang mit den brünetten Zöpfen vor und spannte sie straff. So wurde Hedwig für den Todesstreich reif.

Reichel hatte während der ganzen Zeit mit halberhobenem Beil seinen Augenblick abgewartet. Die Sonne war indessen hinter dem Turm hervorgetreten, erst mit einem glühenden Rand, dann zur Hälfte, bis sie frei neben dem Turm im Raum schwebte. Sie beleuchtete mit demselben Strahl das Kruzifix, die goldenen Ohrringe des Scharfrichters und das aufgehobene Beil; in der folgenden Minute schimmerte darin auch die Sicherheitsnadel auf, mit der Hedwig Lahmann den Achselschluß ihres Hemdes über der linken Schulter befestigt hatte, weil der Knopf dort fehlte. Die Männer hoben die Bärte zu Reichel, in der Meinung, er solle losschlagen.

Der Scharfrichter zögerte; die Delinquentin kehrte ihm das Gesicht zu, wie die Männer sie hingebrochen hatten, und lauerte mit den Augen seinem Beil auf. Einer der Gehilfen zuckte auf seinen Blick die Schultern; auf Nebendinge konnte man sich jetzt nicht mehr einlassen. Als er nun hochziehen wollte, fiel ihm die Sicherheitsnadel in die Augen, und er verwunderte sich darüber. Seinem Junggesellenkopf schien sie etwas Wichtiges und

Aufschlußgebendes; sie vermittelte ihm eine vage Vorstellung von Mädchenkunstgriffen und von Weiblichkeit. Aber er zog die Augen davon ab und suchte statt dessen nach seiner Gewohnheit den Punkt im Genick, auf den er losschlagen wollte; zugleich setzte er zum Hieb an, immer unter ihren lauernden Blicken. Da bemerkte er, daß ihr neben dem Genick herunter ein Liebesbuschwerk dunkelflaumiger Haare ziemlich tief in den Nacken wuchs, und sich von da verfeinert zwischen die Schulterblätter verlor, die durch den Doppelgriff des Gehilfen aufgebäumt hart hervortraten. Er erstaunte von neuem, und plötzlich schlug sein Herz; er empfand die Bewegung wie ein Schluchzen und erschrak.

Es war zum erstenmal in seinem Leben, daß die Unschuld einer Form zu ihm sprach; weil er roh und sentimental war, unterjochte sie ihn sofort. In sein Gesicht trat ein leidender Zug, der vielleicht heilig gewesen wäre, hätte er sich nicht an einem so läppischen Ort offenbart. Das Wunder bedeutete nichts, als daß seine armseligen Augen endlich das Weib entdeckt hatten, nachdem es halbnackt und preisgegeben vor ihm auf der Richtbank lag. Der Weg von dem erhobenen Beil bis in den hingedrehten dunkelflaumigen Nacken kam ihm auf einmal weit und unwahrscheinlich vor; nichtsdestoweniger mußte er zurückgelegt werden. Er erinnerte sich an seine Pflicht und verblödete sofort vom hoffnungsvollen Idioten, der er gerade gewesen war, zum gewohnheitsmäßigen Henker. Er zog entschlossen mit dem Beil auf und gab ihm in den Händen den tödlichen Gegenschwung.

Die Dienstmagd, die die Wandlungen in Reichels Haltung gespannt beobachtet hatte, sah ihr Ende kommen und girrte wieder. Im nächsten Moment warf sie sich schreiend dem Beil entgegen; die Männer, die sich über Reichel aufhielten, hatten unbewußt die Gewalt ihrer Griffe etwas gelockert. Reichel suchte das Beil noch im Schwung aufzuhalten; es war zu spät; er milderte nur die Wucht des Hiebes, konnte jedoch nicht verhindern, daß das Beil in die abwehrend vorgeschobene Schulter der unglücklichen Dienstmagd einschlug und zur Hälfte darin verschwand. Die Herren am schwarzen Tisch sprangen in die Höhe. Der Staatsanwalt rief etwas, das Reichel nicht verstand. Er zog hastig das Beil zurück; ein Bach von Blut sprudelte ihm nach. Die Gehilfen ließen die Hände von der Magd sinken, ihre Gesichter waren käsefahl; dem Gefangenwärter schlotterte der Unterkiefer.

Hedwig Lahmann, die der Schlag auf den Klotz zurückgeworfen hatte, wo sie einen Moment ohne Kraft lag, richtete sich auf der unverletzten Schulter in die Höhe und suchte mit den Augen wieder das Gesicht des Henkers. Sie öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch der ungeheure Schmerz verschlug ihr die Worte. In ihrem Kopf war der Gedanke aufgegangen, daß sie jetzt gebüßt habe und man ihr das Leben schenken werde; diesen Gedanken wollte sie zum Ausdruck bringen. Sie wußte nicht, daß ihre Lunge von dem entsetzlichen Beil angespalten und sie so oder so dem Tod verfallen war. Alle Hoffnung und das ganze irre Flehen ihrer Seele sammelte sie in ihren blauen Augen, die

jetzt durch das Licht, das der kindliche Begriff der Gnade, der sie ganz erfüllte, vorahnend darin aufgehen ließ, eine ergreifende Schönheit empfingen. Zwischen ihren entblößten Zähnen floß ein weher Ton des Gebets zu dieser Gottheit aus ihrer Brust hervor, der so zart und werbend klang, daß Reichel verstört das Beil wegstellte und sich mit einer hilfesuchenden Bewegung nach dem schwarzen Tisch umdrehte. Er hob und senkte entschuldigend die Hände, lächelte vor Bestürzung und sank wie selber verurteilt unter dem finstern Blick des Richters und dem unerbittlich klaren des Staatsanwalts in sich zusammen. „Machen Sie fertig, Scharfrichter," sagte dieser mit heller Stimme; „mit Ihnen befassen wir uns nachher." Während er sich zitternd wieder seinem Opfer zuwandte, sah er es unter einem Blutsturz, der ihm aus dem Mund drang, über den Block hinsinken; es schien, daß das Mädchen das Bewußtsein verloren hatte. Einer der Gehilfen trat rasch hinzu und rückte ihr den Kopf zurecht. Reichel griff voll elender Verzweiflung nach dem Beil. Er schlug fast mit geschlossenen Augen zu; die Schneide des Instruments fuhr tief in das Holz ein. Mit einer zögernden, gleitenden Bewegung, in der immer noch Hoffnung zu leben schien, sank die verstümmelte Leiche neben dem Block auf den Boden nieder.

Als Reichel erkannte, daß alles getan war, zog er ernüchtert die Hände von dem Beil zurück; er kam sich getäuscht und verarmt vor. Einen peinvollen, unverstandenen Moment blickte er auf die stumme Anklage herab, welche die kopflose, doppelt blutende Leiche im Korsett

ihm darzustellen schien, und seufzte tief auf. Er ließ die Axt stecken, wandte sich und stieg mit hastigen, kurzen Tritten von der Richtbank herab. Ohne jemand zu grüßen, ging er quer durch den Hof nach dem Tor, das er öffnete, durchschritt und schnell hinter sich zuzog. Die Neugierigen, die draußen sich angesammelt hatten, überflog er mit einem scheuen Blick, in dem noch alle Greuel der Stunde ungereinigt loderten; sie gaben eine Gasse für ihn frei, und er lüftete dankend den Zylinder. Sein zerrüttetes Untergesicht schien vollends zerstört. Seine großen Hände und Füße bewegten sich an ihm, als wären sie ihm angeworfen. Rasch lief er die Straße hinunter, wie wenn er noch eine Reihe von Geschäften in der Stadt zu erledigen hätte, bevor er auf den Zug konnte. Sein Zylinder glänzte an Kirchen und Schulen vorbei. Seine weißen Handschuhe leuchteten verrückt und ungeheuerlich die Gassen auf und ab. Er hatte weder Gedanken noch Wünsche. Sein Kopf war nur von unklaren und flehenden Vorstellungen erfüllt, die einen rettenden Ausweg suchten. Ganz plötzlich und völlig unerwartet steckte er in einer Falle. Man schien ihn irgendwie lebensgefährlich eingefangen zu haben; es war so, als hätte ihn die Dienstmagd Hedwig Lahmann mit ihrer Bluse umstrickt und suchte ihn nun zu erwürgen. Das war alles, was er empfand, aber es war durchaus unerträglich; darüber herrschte bei ihm kein Zweifel. Es war kein Zustand, bei dem er sich beruhigen konnte.

Fünfviertel Stunden lang lief er in den Gassen des Städtchens herum und suchte etwas, ohne in seiner Verwirrung darauf zu kommen, daß das Gesuchte sein Gast-

haus war. Endlich schickte der Wirt den Knecht nach ihm aus; von dem ließ er sich willig heimführen. Er trank den Kaffee, den man ihm vorsetzte, aß die weichen Eier und das Weißbrot, starrte eine Zeitlang den abgegessenen Tisch an, merkte plötzlich, daß von allen Seiten neugierige Gesichter nach ihm blickten, und stand erschrocken auf. Er ließ den Zylinder am Haken hängen und begab sich auf sein Zimmer, wo er sich lange vollständig ruhig verhielt. Als das Stubenmädchen einmal anklopfte, bekam es keine Antwort. Es spähte durch das Schlüsselloch und sah ihn auf den Knien vor dem Bett auf der Vorlage liegen und beten. Ferner ist verbürgt, daß man ihn, immer noch im Frack, vor dem offenen Schrank stehen sah, in den der Hausknecht seine Reisekleider, als sie geputzt waren, gehängt hatte. Darauf hörte man, daß er die Zimmertür abriegelte; man nahm an, er werde sich jetzt umziehen.

In der Tat entkleidete er sich auch bis aufs Hemd. Als er jedoch die Hand nach dem Reiseanzug ausstreckte, fühlte er von oben herein sein Auge von einer Lichterscheinung getroffen und hob dumpf fragend den halb vertierten Blick. In der Decke des Schrankes befand sich ein ovales Loch, aus dem sich vor Alter irgendwann der Astknorren gelöst und verloren hatte. Durch diese Öffnung drang ein Strahl der Tageshelle, welche die Glasplatten der sechs Oberfenster in das Zimmer ließen. Reichel sah lange und unbeweglich das erleuchtete Auge an, und erfüllte seine Seele bis auf den Grund hinab mit einem zärtlich-schmerzvollen Gefühl, das ihn erschütterte und auf seltsame Weise zugleich beruhigte und klärte.



Nach einer langen Zeit tat er einen schüchtern bewegten Schritt auf das Phänomen zu, hob das obere Brett aus dem Schrank, stellte es beiseite und schob seinen Kopf in die Nähe des Astloches, zog ihn aber gleich enttäuscht zurück; in der Entfernung erinnerte es ihn an den letzten verschönten Blick der Hedwig Lahmann; brachte er jedoch sein Auge darunter, so sah er nur helles Tafelglas, auf das die Sonne schien. Er wiederholte das Experiment zu verschiedenen Malen, immer mit derselben Enttäuschung und demselben dumpfen Nachdrang der Sehnsucht. Dazwischen erinnerte er sich an die Sicherheitsnadel, an seine beglückte Verwunderung darüber, und an das dunkelflaumige Liebesgebüsch, das er auf dem Nacken der Dienstmagd erblickt hatte. Sein Herz schlug von neuem auf; er sah wieder nach dem schimmernden Auge und näherte sich ihm mit bittender Gebärde. Seine Sehnsucht nach dem Unwiederbringlichen war bereits zu einer peinigenden Gewalt angewachsen; seine Organe begannen zu zittern unter ihren Griffen. Irgendwie mußte er zu dem Licht, das ihn anzog und neckte, eingehen. Es mußte ein Mittel für ihn geben, in diesem von allem Edelmut der verfolgten Seele erleuchteten Blick zur Ruhe zu kommen.

So fand er den Gedanken, dessen Ausführung der Stadt jene Sommer-Sensation brachte. Man weiß aus den Zeitungen, daß Reichel, nachdem man ihn lange vergeblich gerufen und endlich seine Zimmertür erbrochen hatte, in dem verschlossenen Kleiderschrank im Hemd erhängt aufgefunden wurde. Er hatte seinen Hausschlüssel über das Astloch gelegt, wozu er auf einen Stuhl steigen

mußte, sein Kofferseil darum geschlungen und inwendig herabgelassen, von innen die Schranktür mittels eines eingebohrten und quergestellten Kleiderhakens versperrt, und genau so, wie er es wünschte, unter dem lichten Gnadenblick Ruhe gefunden. Noch nie ist eine Selbstaufhebung mit so viel Liebe und Innigkeit ausgeführt worden. Vielleicht sind das Energien, die in dieser zärtlichen Strenge bloß bei geübten Pedanten vorkommen. Reichels Erlösung ist im Grund eine andere Art von durchbrochener Laubsägearbeit, zu welcher der Himmel die Hinterlage hergab.

Die Geschichte vom Moschus

In Lörrach bei Basel lebte ein Schneidergeselle, der hieß Kurt Wegele. An der einen Hand hatte er eine Braut namens Guste Pumsan, die für ihr Leben gern Moschus roch, an der andern einen Freund, der ein Schmied war und den Namen Georg Lebaus trug.

Guste Pumsan stammte aus Pommern; ihre Eltern hatten sie von dort nach Basel mitgenommen, um in der Schweiz ihr Glück zu machen, aber dem Zug ihres zärtlichen Herzens folgend, war sie in die Nähe ihres Bräutigams nach Lörrach in Baden übergesiedelt, wo sie mit einem Lehrmädchen eine Feinwäscherei betrieb. Sie plättete mit vollendeter Kunst die kompliziertesten zweigeteilten Vorhemdchen der jungen Herren, und verstand sich auch auf das Kräuseln von Spitzen; außerdem behielt sie nie eine Wäsche über den Sonntag, und so ging immer einige Kundschaft bei ihr ein und aus. Aber man hatte an ihr zu tadeln, daß alle Sachen nach Moschus rochen, wenn man sie von ihr wieder in die Hände bekam, und das war die Ursache, daß sie es doch nicht zu einem verläßlichen Geschäftsverkehr brachte, weil immer eben so viel Leute wegblieben, als von ihren blitzblanken Auslagen angelockt neu zu ihr kamen.

Wie mit den Frauen, erging es ihr bei den Männern. Sie war feurig und in Liebessachen großzügig, trotzdem hatte sie bis vor kurzem kein Glück gehabt. Die Handwerksgesellen ließen sich den Moschus wegen des exotischen Reizes gern für ein Jägervergnügen

zwischen Baum und Busch gefallen, aber sonst waren sie für geruchlose Mädchen. Dazu kam, daß sie viel weniger durch angenehme Gesichtszüge als durch Sommersprossen und rote Haare ausgezeichnet war, und auch diese ließen sich nicht unter Umständen wie ein Feuerstrudel um die Faust wickeln, sondern sie saßen der Guste Pumsan zu einem dünnen roströten Kördelchen aufgewickelt auf dem Hinterschädel, und weil sie darunter hervor mit wasserblauen Preußenaugen selbstsicher und unternehmend in den Tag blickte, kam es weder den badischen noch den schweizerischen Jünglingen in den Sinn, daß sie ein besonders schönes Mädchen sei. Sie regte sie auf, weil sie in einer Stunde mehr mit ihr erlebten, als mit einem einheimischen Mädchen in einem Jahr, aber wenn so ein junger Ehrenmann ihre Siebensachen durchgestöbert hatte, wischte er sich das Maul und sah, daß er weiter kam. Den hübschen Schneider jedoch hatte sie mit zarter Gewalt festgehalten, und es war ihr ernsthafter Entschluß, ihn zu ihrem Mann zu machen.

An einem schönen Ostermontag im April, nach dem Mittagessen, trat Kurt Wegele anmutig, brünett und klug in die Dachkammer des Schmiedes Georg Lebaus, um ihn zum Spaziergang abzuholen. Der Schmied war ein Bursche von dreiundzwanzig Jahren, breit, gläubig und ungelenk, und nachgerade dauernd bekümmert, weil ihm immer noch kein Bart wachsen wollte. Wegele fand ihn mit dem Spiegel in der Hand vor dem Fenster stehen und den dicken Kopf schütteln. Er fing sogleich wieder an, dem Freund sein Leid zu klagen, und Kurt

tröstete ihn zum hundertstenmal mit denselben Worten: das komme manchmal auf einen Schlag, und Georg gucke auch so recht ansehnlich und tüchtig drein; er glaube wenigstens nicht, daß einer, der ihn sehe, es im Ernst mit ihm aufnehmen möchte. Dann schlug er ihm vor, sie wollten heut beide seiner Braut eine Freude machen und sich einmal fest mit Moschus einspritzen; man gehe ja ins Freie hinaus, da bekämen sie nicht viel davon zu riechen. Der Schmied hing den Spiegel an den Haken und sagte, es sei ihm recht; er habe ohnehin den Schnupfen. Darauf spritzte der Schneider seinen Freund mit Moschus ein, daß er dampfte.

Nun gingen sie miteinander die Glätterin abholen, welche sie schon erwartete. Sie hatte ein grünes Hütchen auf dem Kopf und eine weiße durchsichtige Mullbluse an; dazu trug sie einen weißen Rock, und in der Hand einen gelben Sonnenschirm, den sie sofort aufspannte, weil die Frühlingssonne besonders auf die Laubflecken wirkt.

Man spazierte den Wiesenfluß hinab Basel zu. Guste Pumsan schnüffelte befriedigt den Moschusduft ein und wurde guter Laune. In den Langen Erlen, einem ausgedehnten Parkgehölz, das den Baslern gehört, pfiff sie den Amseln und Buchfinken nach, die überall über den Waldwegen auf den Bäumen saßen und sangen. Sie sagte, bei ihr zu Hause gebe es nicht so viel Vögel, man habe da hauptsächlich nur Gänse. Das Tirilieren sei hübsch, aber es bringe nichts ein. Immer stramm und praktisch, habe der alte Wilhelm gesagt; dafür seien sie auch die siegreichen Preußen und

hielten die Franzosen im Zaum. Die Freunde sagten nichts zu dieser nördlichen Renommisterei. Der Schmied stank stillschweigend weiter, und Kurt steckte ab und zu die Nase in einen Busch. Er liebte nichts so sehr, als einen Frühling im ersten Trieb, und hatte von seinen Eltern, die überzeugte und tätige Methodisten waren, eine gewisse Innerlichkeit geerbt, die zur Zeit freilich weltlich angehaucht und nach der pfiffigen Gaunerei hingewendet schien.

Die Basler hatten Werktag. Sie arbeiteten in ihren Butiken, die Kinder lernten in den Schulen und sangen, man hing Vorfenster aus und wusch Haustüren herunter, und die Straße gehörte heute fast ausschließlich den badischen und elsässischen Sonntagsbummlern, sowie den schaulustigen Brüdern und Schwestern aus der welschen Schweiz. Nun machte es sich einmal, daß die Lörracher Freundschaft hintereinander gehen mußte, weil das Trottoir schmal wurde, und bei dieser Gelegenheit entdeckte Guste Pumsau, daß Kurt für ihre Nase völlig geruchlos vor ihr hinwandelte, trotzdem der Frühlingswind die Freie Straße herab wehte und nur an seiner Person vorbei zu ihr gelangen konnte. Aller köstliche Duft war einzig und allein im Schmied enthalten, der nun schwermütig hinter ihr drein zottelte und sich darüber betrübte, daß ihm alle Schaufenster unbarmherzig sein nacktes Knabengesicht vorhielten. Gerade kam man zu einer Friseurauslage, und Guste blieb davor stehen, von einem Gedanken überrascht. Sie guckte einen Moment aufmerksam hinein, hieß die Freunde warten, und verschwand durch die Tür. Nach ein paar Minuten trat



sie mit einem kleinen Einkauf am Schnürchen wieder heraus, und ging damit direkt auf den Schmied zu, dem sie das Päckchen freundlich, aber entschieden, in die Hand drückte. „Ihr Mangel ist mir bekannt," sagte sie dazu. „Aber Ihr Angesicht soll bald geschmückt stehen. Gebrauchen Sie dieses mir zuliebe." Sie nickte ihm wohlbewußt zu und setzte sich wieder in Gang; ihren Bräutigam würdigte sie keines Blicks. Georg Lebaus machte ein Gesicht wie der Hund vor dem Igel; aber Kurt tat, als ob er von allem nichts gemerkt hätte. Er hakte sich die Stockkrücke ins Genick und sah wie ein freier Mann nach den welschen Mamsellen, die jetzt in Schwärmen vorbeiflatterten.

Guste Pumsan war weder langsam noch dumm. Sie wußte, was es an diesem Frühlingstag zu bedeuten hatte, wenn der Schmied stank wie ein Moschusochse und immer schwermütiger wurde, während ihr Bräutigam ein heiteres Gesicht machte und nach nichts roch. Sie war vom Kinn abwärts heiß und leidenschaftlich, aber aufwärts stammte sie aus Pommern, stramm und praktisch, und ihre Brüder halfen die Franzosen im Zaum halten. Daher sagte sie auch nur zum Schneider: „Stoße doch nich den Leuten deinen Stock vors Gesichte, wenn ich bitten darf. Überhaupt gehört es sich, daß Herr Lebaus vorn geht, er ist unser geehrter Gast. Und dann muß ich dir sagen: was ich bin, so habe ich nichts dagegen, daß du nach andern Mächens guckst. Treten Sie an die Spitze, Herr Lebaus, wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen."

Der Schmied trat verwundert an die Spitze. Guste

Pumsan erinnerte sich in seinem Dunststrudel an alles, was ihr Kurt Wegele schon von ihm erzählt hatte, und fand es gut. „Man merkt schon, daß Sie aus einem achtbaren Hause sind, Herr Lebaus,“ sagte sie. „Ihr Vater ist doch selber ein Schmied und hat ein eigenes Geschäft. Ich habe die Schmiede immer gern leiden mögen; sie haben einen so hübschen Gang und so feste Arme, was man von die Schneiders nicht immer behaupten kann. Auch sind die Schmiede sparsamer und verdienen viel besser; das hört man überall sagen. Aber der Ruß hebt die körperliche Schönheit.“

Inzwischen wandte man sich den Steinenberg hinunter, und dort konnte man bequem zu zweien gehen. Guste schob sich neben den Schmied vor; der Schneider kam erst hundert Schritte rückwärts. Georg Lebaus wurde es heiß und eng unter der Jacke, aber weil er wegen seines Kummers eine Aufmunterung nötig hatte, fing er nun seinerseits an zu berichten, wieviel er schon gespart habe, daß sein Vater vier Gesellen beschäftige, wie fürchterlich stark er sei, und daß er in der Schule obendrein noch immer auf dem ersten Platz gesessen habe. Guste erklärte, das wolle sie gern glauben, ein so gebildeter Mann, wie Herr Lebaus sei. Im Vertrauen gesagt, so komme ihr der Schneider oft ein bißchen dumm vor; das könne sie gar nicht leiden an einem Herrn; lieber ein wenig lasterhaft. Dem Schmied schlug zwar das Gewissen; aber Guste Pumsan schlenkerte ihr Jäckchen so schneidig mit dem Finger im Henkel neben sich her, daß er sagen mußte, Wegele könne ihm auch nicht imponieren, und er verkehre nur aus Gewohnheit mit ihm.

Darauf fing Guste an, sich selber zu beschreiben. Extra schön komme sie sich nicht vor, aber ein forscher Kerl stecke in ihren Schuhen, und proper sei sie rundum, da brauche sie vor keiner Kaiserin die Augen niederzuschlagen. Auch ziehe sie nicht wie gewisse Kolleginnen am Sonntag Spitzenhemden und moderne Höschens von die Damens an und mache sich damit prächtig; nein, alles sei Eigentum, G. P., davon könne sich jeder überzeugen, der Lust spüre. Fürs Höhere habe sie als kleines Balg schon ein Herz gehabt, aber pommersch: erst die Taube, und dann aber der Storch. Außerdem liebe sie über alles die aufmerksamen Herren, die einer Dame was von den Augen absehen. So spann sie dem Schmied aus seinem eigenen Gestank kreuz und quer duftende Zwirnsfäden über den Kopf, und wickelte den ganzen gläubigen Kerl, wie er stand und ging, in ihr Wohlgefallen ein. Als das Paar am Abend im Lokalzug nach Lörrach zurückfuhr und dort an die badischen Laternen heraus trat, war Georg Lebaus ganz ihr Mann und Paket und der Schneider bereits aus allem Gesichtsfeld verschwunden; man hatte ihn in Basel im Gedränge verloren und sich nicht weiter darüber betrübt.

Inzwischen machte Kurt Wegele zu seinem Vergnügen der Heilsarmee, die gerade ihren großen Tag hatte, einen Besuch; der General Booth war in eigener Person da, um Buße zu predigen. Kurt sah sich aufmerksam die Vorgänge an, die dabei auftraten, hörte erfreut, was zu hören war, und fuhr mit dem letzten Zug voll kluger und überlegener Empfindungen unge-

bessert nach Lörrach zurück. Zunächst erfuhr er nun weder von seinem Freund, noch von seiner Braut etwas weiteres. Beim nächsten ordnungsmäßigen Rendezvous, das er etwas ängstlich, doch korrekt besuchte, erschien sie nicht, und bei seinem Freund ließ er sich nicht sehen. Nach Verlauf von drei Wochen glaubte er, es sei der Zeitpunkt, Guste Pumsan ihren Ring zurückzuschicken. Er schrieb ein paar höfliche und gefaßte Worte dazu: „Geehrtes Fräulein Pumsan, ich lebe des Eindrucks, daß unsere Beziehungen sich verändert haben, und gestatte mir, Ihnen das Beiliegende zurück zu retournieren. Hochachtend Kurt Wegele." Auf seinen Ring wartete er vergebens. Er dachte: „Umsonst ist der Tod," und fing an, nun seinerseits neue Wege zu gehen, die er mit großer Sorge so einrichtete, daß sie nirgends diejenigen seiner ungetreuen Freunde kreuzten. Er brachte es auch fertig, neun Wochen auf dem kleinen Platz beweglich zu sein, ohne mit einem von den letzteren zusammen zu stoßen. Seine Wäsche ließ er von einer andern Wäscherin besorgen, und ein Pferd hatte er nicht zu beschlagen.

Aber an einem Montag Abend im Juni, als er gerade einem kleinen Italienermädchen nachstieg, das in der Filialfabrik der Schokoladenfirma Suchard arbeitete, stand plötzlich der Schmied vor ihm und sagte: „Guten Abend, Wegele." Dem Schneider schlug das Herz, aber er erwiderte den Gruß zurückhaltend, und fügte nur die allgemeine Frage hinzu, wie Lebaus sich befinde. „So, so," entgegnete dieser. „Wir wollen ein wenig miteinander gehen, wenn es dir recht ist. Die kleine

Schwarze kommt dir doch nicht mehr aus; sie schielt nach dir, wenn sie in die Bäume am Weg guckt, daß man meint, die Augen bleiben ihr stehen."

Der Schmied sah etwas strapaziert drein und machte den Eindruck, als hätte er angestrengt zu denken. Auch war er älter geworden, und in seiner Haltung lag etwas von einer begründeten Entschiedenheit. Kurt dachte: „Die Pumsan gibt ihm zu schaffen," und hatte Mitleid mit ihm. „Warum hast du mich nicht vorher gefragt, Georg?" sagte er unwillkürlich. „Ich wußte doch Bescheid in gewissen Töpfen."

Das Wort traf den Schmied; er blieb stehen und faßte sich mit beiden Händen am Joppenkragen. „Schneider," antwortete er traurig, „da war nichts zu wollen. Du weißt, daß ich immer dein lieber Freund gewesen bin. Ohne dich konnte ich gar nicht sein, obwohl du bloß ein Schneider bist. Wir Schmiede sind grob, aber treu."

„Ja, das habe ich gemerkt," spottete Kurt. „Sogar außerordentlich treu warst du mir; das muß man sagen."

Lebaus wiegte seinen schweren Kopf. „Ich weiß nicht, wie es zuging. Du hast ja erfahren, wie sie reden kann. Mit unserer Freundschaft hat das nichts zu tun. Versöhne dich mit mir, Wegele, und sei wieder mein Kamerad." Er hielt ihm die breite schwarze Hand hin, aber Kurt sah vorbei.

„Da ist nichts zu versöhnen," erklärte er stirnrunzelnd. „Das verzeiht kein Mann."

Georg sah seine Hand an und betrübte sich darüber. „Es ist wahr," gab er zu, „ich hab' dir ein Mädchen genommen; aber jetzt bekommst du doch ein schöneres, soviel

ich gesehen habe. Aber ich glaube, mir hat Gott die Guste geschickt, damit sie mich zum Mann macht. Der Schnauz wächst mir wenigstens. Du hast ja nichts bei ihr aufzuheben gewußt; du führtest sie nur immer spazieren. Das verleidet einem Mädchen. Mache mir das Herz nicht schwer, hörst du."

Er hob seinen beschwerten Blick zum Gesicht des Schneiders auf und hatte zwei tiefbekümmerte Hundsfalten auf der Stirn. Jedoch Wegele steckte die Hände mit dem Stöckchen in die Rocktaschen. „Du kannst nicht wissen, was ich noch alles im Sinn hatte mit ihr," erwiderte er hochmütig. „Holla, Glück zu, wahrhaftig. Wenn du dann einmal ein Mann bist und einen Schnauz hast, bringst du ihr vielleicht bei, was Anstand ist, damit sie mir meinen Ring zurückschickt."

Georg ließ den Arm sinken. „Ich habe dich nie so wild gesehen, Kurt," wunderte er sich trübsinnig. „Ich wußte gar nicht, daß du so viel Charakter hast. Aber du bist zu streng. Ich habe gar nichts zu lachen, mußt du wissen. Wir haben viel Streit und Zank; sie ist zu selbstgerecht und zu preußisch für einen Wiesentäler. Ich muß sie, glaub' ich, nächstens einmal am Schopf nehmen; aber von ihr lassen kann ich nicht. Ich habe dir für den Ring die Uhr von meiner Mutter selig mitgebracht, siehst du." Er grub ein altes silbernes Zylinderührchen aus der Westentasche hervor. „Ich dachte immer, ich wollte sie einmal einem lieben Schatz schenken. Mache sie deiner Italienerin zu Präsent, wenn du so weit bist mit ihr. Und vergib mir jetzt; ich hab' es nötig. Wer soll denn so leben."

Er seufzte. Kurt begann zu leiden; er bekam Kopfweh. „Du hast ja jetzt einen lieben Schatz," antwortete er müde; „so laß es gut sein."

Betroffen zog der Schmied die Augenbrauen hoch. „Du mußt dich jetzt nicht über mich lustig machen, Schneider," mahnte er. „Du weißt wohl, daß so was kein lieber Schatz sein kann. Es gibt vielleicht ein liebes Hauskreuz, von Gott geschickt. Man muß es tragen; ich war dafür vorher auch hoffärtig genug. Sie will mein ganzes Geld verwahren und mich Tag und Nacht beherrschen. Und wenn ich mich wehre, so will sie mir immer gleich den Laufpaß geben. Aber das kann nicht sein; so etwas, das muß durchgehalten werden, oder man ist keinen Schuß Pulver wert. Nimm mir jetzt die Uhr ab, daß ich freie Hände kriege."

Wegele wußte selber nicht, was ihm in den Kopf gefahren war. Halb schien es ihm, er sei auf den Schmied eifersüchtig, halb tat ihm dieser leid, und darüber hinaus mußte er fortwährend einem ängstlichen Bestreben gehorchen, sich die Sache nur recht weit vom Leib zu halten. Er wurde geradezu leidenschaftlich. „Nein, merci," rief er. „Wenn ich einem Mädchen ein Geschenk machen will, so kann ich aus eigenem Vermögen etwas dafür leisten. Überhaupt, iß deine Suppe allein aus; ich habe nicht brocken helfen." Darauf errötete er, weil ihm einfiel, daß er jetzt gelogen habe, und Lebaus bemerkte es, aber er meinte, es geschehe aus gekränktem Ehrgeiz, und fing an, sich zu erzürnen. Er trat dicht vor den Schneider hin und faßte ihn am Rockknopf. „Wegele, übertreib's nicht," mahnte er.

Seine Stimme bebte leise. „Man weiß, daß deine Eltern Mucker sind, und du bist ein Duckmäuser. Sei so brav als du willst, aber laß auch andern Platz neben dir. Gib mir ein gutes Wort, und ich geh' durchs Feuer für dich. Aber wenn du mir jetzt nicht vergibst, so haue ich dich im Straßengraben herum, bis du mich um Vergebung bittest. Ja oder Nein?"

Gepeinigt, voll aufrichtigen Kummers und nun selber ratlos, blickte Kurt die Straße entlang, sah sein schwarzes Mädchen um die Wendung des Weges hinter die blühenden Kirschbäume verschwinden, und hatte eine dunkle Ahnung von der Prophetie dieses Vorgangs. Aber störrisch zuckte er die Achseln und erwiderte: „Suche dir einen andern Freund; mit uns ist's aus. Prügle mich nur; es wird mir lieb sein; dann kommen wir zum Ende."

Lebaus warf einen verständnislosen und hilfesuchenden Blick in den offenen Abendhimmel. Schwalben spielten in der lauen Luft durcheinander und stießen eifrige und vergnügte Schreie aus. Hoch über ihnen zog ein Storch seinen heldenmütigen Kreis. Geplagt senkte er die Augen; er konnte jetzt den Frieden dieser Tiere nicht ertragen. „Sie würden mir alle verzeihen," dachte er bitter. „Nur der windige Schneider verzeiht nicht." Unfreundlich betrachtete er ihn und ärgerte sich über sein hübsches und nichtssagendes Taugenichtsgesichtchen. „Er wird es auch nie freiwillig tun," fuhr es ihm durch den Kopf. „Er ist zu eitel dazu." Vor Verzweiflung bekam er Sodbrennen, und er war dem Weinen nahe. Bloß um seine Haltung



zu bewahren, trat er dem Schneider näher und gab ihm, zunächst noch zögernd und unentschlossen, einen Stoß. Wegele taumelte etwas zurück und erbleichte, tat aber den Mund nicht auf. Darüber ergrimmte Lebaus von neuem. „Was ist er auch so eingebildet?“ dachte er voll Haß, und versetzte ihm einen zweiten Stoß. Darauf schlug er ihn leicht auf den Kopf und wartete gespannt, ob er jetzt etwas sagen werde. Kurt biß die Zähne zusammen und ließ keinen Laut hören.

Da machte der Schmied Ernst. Seine Stöße wurden hart und überzeugt, und wenn er dazwischen zuschlug, so meinte er jetzt seinen ganzen gegenwärtigen Jammer damit, den ihm das überwitzige Kerlchen angerichtet hatte. Er ging bis über den braunen Schopf darin unter — sein Hut war ihm vom Kopf geflogen, ohne daß er den Verlust bemerkte — und vergaß vollständig, wo er sich befand. Seine Augen glänzten feucht, weil ihm unausgesetzt die Tränen nahe standen; sein Blick hatte einen spähenden und zugleich trauernden Ausdruck. Er stieß dem Schneider die Faust ins Gesicht und fragte elend vor Hoffnungslosigkeit: „Vergibst du mir jetzt, Kurt?“ Wenn dann Wegele nur halsstarrig den hübschen Kopf schüttelte, seufzte er erbärmlich auf: „Heilige Maria, du mußt halt noch mehr Hiebe haben!“ und schlug von neuem zu. In der leise glühenden Höhe spielten die Abendschwalben weiter und zog der einsame Storch seinen Kreis. Ein Windstoß fuhr in die tausend blühenden Kirschbäume, die mit ihren weißen Kronen wie ein einmütiger See das Tal

füllten, und der See wogte stillschweigend und lächelnd die Berghänge hinauf. Aber auf seinem Grund fuhr der unberatene große Mensch fort, gegen den kleinen Schneider zu kämpfen.

Schließlich wackelte Kurt bloß noch kraftlos mit dem Kopf, statt fest und deutlich zu verneinen, wie bisher, und wenn er solange immer wieder aufgestanden war, nachdem ihn die Faust des Schmieds auf die Straße geworfen hatte, so blieb er jetzt im fünfundzwanzigsten oder dreißigsten Sturz liegen, ohne mehr die Kraft zu finden, sich noch einmal zu erheben. Georg erschrak bis in die Knochen hinein und tat wieder einen verwirrten Blick um sich; er konnte nicht begreifen, warum der Schneider jetzt auf einmal liegen blieb. Plötzlich beugte er sich über ihn. „Schneider, lebst du noch?" rief er ihn bestürzt an. „Steh' auf, ich tu dir ja nichts mehr. Ich bin zu mir gekommen. Gib mir doch Antwort. Ach, lieber Freund, warum bist du ein so hartherziger Satan. He, Schneider! Wegele! Kurtchen!" Aber der Schneider war ohnmächtig.

Ein Bauernjunge kam mit einer Stoßkarre des Weges, worauf ein großer leerer Korb stand. Er hielt bei der Gruppe an und setzte seine Karre ab, um näher hinzusehen, was es da gab. Lebaus sagte ihm aufrichtig, was geschehen war, und der Junge nickte verstehend. „Ich hab' mir doch immer gedacht, was ihr miteinander zu fechten habt," sagte er. „Wir wollen ihn nur nach Hause fahren, denk' ich, damit er ins Bett kommt." „Nein, ins Spital," erwiderte Lebaus überzeugt. „Da wird auf ihn aufgepaßt. Daheim

täte er mir am Ende den Tort an und stürbe." Er stülpte den leeren Korb um, hob mit Hilfe des Jungen den Schneider darauf, band ihn mit einem Strick fest und spannte sich in die Karre.

Auf dem Weg kam Wegele einmal zu sich, aber er tat nicht dergleichen; er hätte nicht gewußt, wie er sich jetzt zu Lebaus stellen sollte. Die Leute, die dem seltsamen Transport begegneten, machten große Augen; der Schmied beachtete sie nicht; er paßte nur immer dem Schneider auf. Der besann sich, was es jetzt geben sollte. Ab und zu tat er die Augendeckel zu einer schmalen Ritze auseinander, um zu sehen, wohin es ging mit ihm. Als er merkte, daß er auf dem Weg zum Krankenhaus war, nickte er unmerklich vor sich hin. Von jetzt an ließ er sich, vor Schwäche halb träumend, fahren und bewachen, ohne sich um etwas weiteres zu kümmern.

Jedoch im Krankenhaus, als eben der Schmied den Ärzten gemeldet hatte, er habe den Schneider so zugerichtet, weil er ihm etwas nicht verzeihen wollte, schlug dieser geschwind seine blauen Augen auf und sagte laut und vernehmlich: „Nein, es war ein anderer." Darauf schien er wieder in Ohnmacht zu fallen. Georg Lebaus ging verwirrt und abermals tief enttäuscht davon. Er trappte verloren durch die Straßen und tastete mit blinden Fingern immer an seinen beiden obersten Westenknöpfen herum. Endlich unter einer Straßenlaterne mitten in der Stadt blieb er stehen und legte zornig die Faust an den Schaft: „Kann denn ein Mensch mit so einem Schneider fertig werden?" dachte er kummer-

voll, und kam sich zum zweitenmal von dem ganz Klugen um sein Recht betrogen vor. Dann erinnerte er sich an Guste Pumsan, und das Elend rannte ihn sozusagen von der andern Seite an. Er hatte es bitter nötig, daß heute abend noch eine Tat von ihm so anerkannt wurde, wie er sie meinte und wollte, obwohl er noch gar nicht wußte, was er in Hinsicht auf Guste Pumsan beabsichtigte. „Sonst haue ich hier alles kurz und klein," flüsterte er. „Ganz Lörrach reiße ich zusammen. Das Wiesental stecke ich in Brand. Wir wollen doch sehen." Er ging direkt zu seiner Geliebten.

Guste bügelte noch, als er eintrat, hatte aber schon die Läden zugezogen und die Lampe brennen. Sie setzte das Eisen in das Gerüst, stützte sich mit der Hand leicht auf die Tischplatte und sah ihm etwas befremdet und forschend und gerade aufgerichtet entgegen. Zwischen seinen Augen gruben sich tiefe Falten ein, und es kam Guste vor, er sei blaß und verhetzt. Es war übermäßig heiß bei ihr, wie in allen Glätterinnenstuben; dazu roch es durchdringend nach Moschus, und in dem Schmied stieg plötzlich eine wilde Verbitterung auf. „Wenn du nur das Rackern nach Feierabend sein ließest," tadelte er. „Du bist hier nicht in Pommern. Wer sich bei uns am Tag daran hält, hat für die Nacht zu leben."

Sie zog die dünnen Brauen ein wenig hoch. „Mein Mächen ist mir wechgeblieben," erwiderte sie ruhig. „Willst du mir plätten helfen, bis ich ein anderes habe?"

„Mächen," äffte er ihr handelsüchtig nach. „Mädchen heißt es. Du bist so sehr fürs Praktische. Es ist nicht

übermäßig praktisch, als Glätterin wie ein Moschustier zu stinken. Duften in Pommern alle so?"

Sie reckte sich ein bißchen auf. „Wenn in Pommern ein Herr erregt ist, geht er nicht zu seiner Dame," erklärte sie wertvoll; zugleich sah sie ihn aus ihren wasserblauen Augen doch etwas betroffen an. „Außerdem kann ich mich erinnern, mein Freund, daß du selber einmal ganz freiwillig nach Moschus rochst, und nicht zu knapp. Damals war dir der Geruch nicht unangenehm."

Es schien, wie wenn Lebaus überhört hätte, was Guste eben sagte. Er starrte abwesend in einen Winkel. Nach kurzem Brüten teilte er ihr ohne Übergang mit: „Ich habe heute abend den Schneider ohnmächtig geprügelt, weil er mir nicht verzeihen wollte." Dann wartete er, was sie darauf entgegnete.

In ihr Gesicht kam ein Zug von Müdigkeit. „Was für einen Wert hat das?" fragte sie, schon halb widerstrebend. „Was sollte er dir verzeihen?"

Er starrte sie wie fragend an. „Er war mein Freund; ich habe ihm seine Braut weggenommen und für mich behalten."

Gustes Augen trübten sich. Sie hatte ganz unvermerkt im Umgang mit dem ehrlichen Jungen, so schlecht sie sich zur Zeit auch mit ihm stand, etwas von jener Lindigkeit des Herzens geschmeckt, die sich überall unter der hochfahrenden oder grobschlächtigen Außenseite dieser alemannischen Ehrenmänner verbirgt, und die eindringt wie Rosenöl, wo einmal ein Tropfen hingefallen ist. Eine so große Rolle ihr Herz in ihren

preußischen Reden immer gespielt hatte, so war es doch Tatsache, daß sie es erst an dem Wiesentälerknaben Georg Lebaus entdeckte, dem es eines schönen Tages an der Nase hing. Mit freudigem Erschrecken erkannte sie: „Das ist mein Herz," und seither war sie dem Schmied in allem dünnhäutigen Dämonismus untertan, so wenig es ihm auch scheinen wollte. Sie wußte und gestand sich: „Er ist meine Schwäche." Worte fand sie nach wie vor für alles. Sie fand auch jetzt Worte, obgleich ihr das kaum entdeckte Herz schon weh tat und sie das Bedürfnis empfand, sich zu setzen. „So geht das nicht weiter," erkannte sie trübe; „ich muß ihn laufen lassen, oder ich reibe ihn auf."

„Das ist nun so, wie es ist," sagte sie nach minutenlangem Schweigen, das dem Schmied bei ihr wie eine Ewigkeit vorkam. „Ich muß ebenfalls um Verzeihung bitten, wie die Dinge stehen, denn ich habe dich deiner edlen Freiheit wechgenommen. Es tut mir sehr leid, edle Freiheit. Wir zu Hause kennen so was. Meine liebe Juste, ick kann nichts mehr vor dir empfinden; mir grauelt's. Nicht wahr, mein Sohn? Nicht mehr dran denken. Ich könnte sagen, der Schneider hat seine Hiebe verdient, und warum; aber so niedrig kann ich mir unmöglich einschätzen. Es war schon lange kein Spaß mehr mit deinem ungebildeten Kopf. In Gottes Namen! Ich hab' mein eigenes Geschäft; ein Mächen wer' ich auch wieder kriegen. Und dann könnte ich noch so vieles sprechen, was dich erschütterte, und es hörte sich sehr schön an; aber wozu. Mein Freund, ich werde immer mit großem Vergnügen an Ihnen denken. Leider



sind Sie zu jung für die Guste Pumsan. Wenn der Mensch Pech hat, so hat er Pech; immer ist einer zu jung oder zu alt, oder zu dünne oder zu klug. Ihr Freund war mir zu klug; Friede seiner Asche. Herr Lebaus, ich danke Sie vor alles Gute, das Sie mir in Ihrem Vaterlande erwiesen haben; vergessen Sie das nicht; es wird Ihnen noch angenehm sein. Gehen Sie jetzt zu den hübschen braunweißen Mächen, die hier so lieblich singen. Aber erzählen Sie keiner wieder, daß Sie wegen ihr jemand um Vergebung gebeten haben; das wer'n se auch hier übel nehmen. Bitte, marschieren Sie ab; ich muß jetzt notwendig alleine sein."

Georg Lebaus wußte noch manchen Tag nicht, wie er aus der Glättestube gekommen war. Er wußte auch nicht, daß Guste Pumsan nachher eine gute Stunde bei ihrem glühenden Öfchen saß und vor Verlassenheit heulte. Sie schwitzte auch dazu, weil es so heiß war, und dazwischen plauderte sie mit einem unsichtbaren Anwesenden. „Du kleenet Pudelken, jetzt kriegste bloß so eine gefallene Mutter und keinen Vater uf der weiten, weiten Welt. Aber ick rate dir, spuck drauf. Ich hätte sagen können: ‚Mein lieber Georg, ich bin jesegnet, wir sind in diesem Momang augenblicklich im Begriff, glückliche Eltern zu werden.' Aber was für einen Zweck hätte es haben sollen? Der Mensch muß seine Freiheit und seinen Stolz besitzen. Immer stramm und praktisch, sachte der olle Willem. Ich kann dir ernähren, und der Herr Paster wird dir taufen. Schluß mit der Liebe; jetzt kommt der Ernst des Lebens."

Trotzdem versaß sie zunächst noch allerlei bittersüße

Stunden bei ihrem Öfchen, weinte, träumte und schwitzte, und litt geduldig an dem wohltätigen Gift, das ihr im Blut spukte, und das auch die derbste Schwitzkur nicht daraus vertreibt. Unvermerkt fing sie dann an, sich damit ihrem Kindchen zuzuwenden, und es konnte die Mildigkeit auch wirklich gut brauchen. Außerdem mußte es mit ihrem Zustand zusammenhängen, daß ihr der Moschusgeruch anfing beschwerlich zu werden; eines Tages warf sie das letzte Fläschchen noch halb voll in den Kehrichtkübel. Von da an nahm ihr Geschäft einen wirklichen Aufschwung; heute macht sie vier Mädchen zu schaffen.

Georg Lebaus unternahm noch ein paar mißglückte Versuche, nach seiner Meinung ein vernünftiges Schlußwort mit ihr zu reden; sie hatte ein neues Mädchen und empfing ihn förmlich. Er dachte: „Sie ist doch kalt," und fing an zu begreifen, daß sie mit ihm fertig war. Immer ging ihm die Redensart im Kopf herum: „So schnell schießen die Preußen nicht," und bitter stellte er fest: „Und sie schießen ganz verdammt schnell." Nach drei Wochen sagte er seinem Meister auf, schrieb seinem Vater in Schopfheim eine Karte, und schnürte seinen Berliner, um noch eine große Reise zu unternehmen. Er wollte nach Norddeutschland, um sich den Schlag einmal am Ort anzusehen.

Am letzten Tag erschien er noch einmal bei seinem ehemaligen Freund im Krankenhaus, um Abschied zu nehmen. Sie saßen eine halbe Stunde schweigend im Spitalgarten beisammen. In der Linde über ihren Köpfen sang eine Amsel. Wegele zog von Zeit zu Zeit

leise schauernd wie Leichenduft den schwachen Moschusgeruch ein, der immer noch aus den Kleidern des Schmieds kam, und beider Gedanken gingen den Weg zurück, der sie miteinander ein Jahr lang einträchtig von einem schönen Sonntag zum andern geführt hatte, ehe der unbegreifliche Irrwisch aus Pommern zwischen sie hineingefahren war. Endlich nahm sich Lebaus zu einer Frage zusammen, die ihn all die Wochen her ruhelos quälte.

„Wegele, magst du mir jetzt nicht sagen, warum du mir damals nicht vergeben wolltest oder konntest? Ich muß es notwendig wissen, sonst komme ich nicht davon weg und werde gewalttätig."

Wegele wurde ein wenig blaß, aber er hielt sich diesmal unerbittlich an die Wahrhaftigkeit. „Lebaus, ich habe dir nichts zu vergeben," sagte er mit leiser Stimme und senkte die Augen. „Die Prügel waren verdient, und ich muß noch obendrein dich um Verzeihung bitten." Jene Innerlichkeit, die ihm seine frommen Eltern vererbt hatten, war in der Zeit seines Krankenlagers wie eine Blume voll in ihm aufgegangen, und er kümmerte sich nicht mehr darum, daß das, was er sagte, gut zu seinem braunen Schnurrbärtchen stand, sondern sah nur noch darauf, daß es mit seiner innern Stimme harmonierte.

Dem Schmied war damit freilich nicht gedient. „Guste Pumsan sagt dasselbe," erwiderte er kopfschüttelnd; „wer soll daraus klug werden! Dann mußt du jetzt aber das Geld für den Ring von mir nehmen." Er sah Wegele gespannt an.

Der Schneider lächelte. „Sie hat mir ihn von selber zurückgeschickt.“

„So, hat sie? Hat sie?“ wunderte sich Lebaus und dachte wieder nach, ob das nun gut oder nicht gut sei. Endlich kam er zum Schluß, es sei gut. „Das ist mir lieb,“ fuhr er fort aufzuklären. „Da darf ich dir auch das Ührchen von meiner Mutter zum Andenken schicken. Verwend's gut. Und dann sag' mir noch eins. Warum wolltest du damals in der gleichen Stunde nicht leiden, daß ich mich selber anzeigte? Du bist doch ein sonderbarer Kerl. Hm?“

Diesmal wurde Wegele nicht blaß, sondern rot; aber er blieb Georg die Antwort schuldig, weil er sie auch nicht wußte. Lebaus seufzte, stand auf und gab Kurt die Hand. „So leb' halt wohl und zürne mir nicht. Ich gehe jetzt zu den Preußen und muß scheint's noch viel lernen. Bleib' gesund!“ Langsam und versunken ging er ab, und Kurt zog noch einmal prüfend und vorsichtig den leisen Moschusduft ein, der in einer lauen, fraglichen Wolke hinter ihm herströmte; aber er bekam keine besondere Einsicht davon.

Als Wegele vollends geheilt war, verließ auch er das Städtchen; er zog nach Basel und nahm dort Arbeit. Zugleich schloß er sich der Heilsarmee an, beichtete, wurde rekrutiert und erhielt die Soldatenweihe. Mit der allgemeinen Innerlichkeit waren auch die Worte und Eindrücke lebendig geworden, die er bei jener Osterversammlung durch den General Booth in sein zärtlich verdorbenes Herz empfangen hatte, und so bestätigte er an sich selber die alte Erkenntnis, daß die menschliche

Schwäche der wahre Nährboden der göttlichen Schönheit ist. Er machte rasch Karriere. Heute ist er Major und kommandiert in Zürich ein Schweizerbataillon Salutisten. Das Ührchen hat er einer hübschen Kapitänin geschenkt, die er dann auch unter den blauroten Fahnen heiratete. Jetzt sieht sie darauf, ob es bald Zeit sei, daß sich wieder ein armer Sünder bekehre; dazu duftet sie gauz leise nach Moschus.

Das verratene Leben

Es gibt neben den äußern eine Reihe innerer Ausschweifungen, die den seelischen Organismus so sicher zugrunde richten, wie jene den physischen. Die bedenklichste davon ist vielleicht die Ausschweifung der idealen Sehnsucht, an der der Dichter Hans Sissacher, genannt Hans Weltschmerz, litt; daneben ist sie die modernste, fortgeschrittenste; sie ist der wahre Inhalt jener Orgien, die die methaphysisch gerichteten Geister in der Kultur der Neuzeit aufführen. Hans Sissacher betrieb seine Sehnsucht rein privat und einsam; er allein von allen brachte es damit so weit, daß er sich eine schwere Melancholie und einen Herzaffekt zuzog und sich vom Arzt Solbäder verschreiben lassen mußte.

Das Bad, für das er sich entschied, lag an einem hübschen Binnensee; nun bewegte er sich verschlossen um das offene Seebecken und sehnte sich weiter. Er sehnte sich nach Gott und der Menschheit, nach dem Leben, nach dem Tod, und nach der Erlösung von allen diesen Symbolen, weil er sich keines davon sicher bringen konnte. Aber am ausdrücklichsten sehnte er sich nach dem Tod, da er ihm als die hoffnungsvollste Größe und als die Pforte zur Erlösung erschien. Zur Zeit suchte er jemand, dem er durch seinen Abgang nützen konnte, entweder, indem er ihm sein Vermögen verschrieb, oder indem er ihn mit sich dem Leid des Lebens entrückte.

Er hatte im Kurstädtchen schon vielfach Umschau gehalten, unter Männern, Frauen, Knaben und Mädchen, ohne bis jetzt zu einem entschiedeneren Resultat gekommen

zu sein, als daß er mit einer jungen Dame, die Else Schröder hieß und eine Einheimische war, anläßlich eines Wohltätigkeitsfestes, das sie durch einen bemerkenswerten Vortrag auf ihrer Geige bestreiten half, eine halbe Stunde lang über Beethoven und die Dinge des Todes reden durfte. Sie sagte dabei aus, daß sie Beethoven über alle andern liebe und verehre und den Tod nicht fürchte, erstens weil er in Beethoven und dieser in ihm enthalten sei, zweitens weil beide im Leben wurzelten und dieses hinwiederum aus ihnen flösse, und weil man drittens nicht so vergebens einen großen Teil seines Lebens unter Krankheiten zugebracht habe, daß man nachher noch mit dem allgemeinen Schrecken geschreckt werden könne. Als er sie daran erinnerte, daß sie eine verlobte Braut sei und meinte, daß sie dann doch wohl nicht richtig erdenmäßig und wie junge Mädchen liebe, sah sie mit einem stillen, erwägenden Blick nach ihrem Bräutigam, der mit einigen Herren sprach, und gab Hans die nachdenkliche Antwort: „Ich weiß natürlich nicht, wieviel oder wenig das ist. Ich weiß nur, daß er alles besitzt, was das Leben oder der Tod mir für ihn gegeben oder übrig gelassen haben." Darauf winkte ihr ihr Bräutigam und sie verabschiedete sich mit einer Neigung ihres ernsten Kopfes von Hans.

Sissacher erblickte im Lauf des Abends noch da und dort ihre zarte, ziemlich hohe und leicht gebeugte Gestalt, hörte sie noch einmal spielen, dachte nachher lange über die wissende Energie ihres Tones nach, der so beunruhigend stark unter ihren magern Fingern hervorbrach, und sah sie endlich an der Seite ihres Bräutigams den Saal ver-

lassen, ohne daß sie das Gespräch mit ihm beendigt hatte. Immerhin erschien ihm diese unbeendigte Unterhaltung in der Dürre seines Kurdaseins als eine Oase von Menschlichkeit. Er erinnerte sich an die halbe Stunde wie an eine Art Liebesnacht. Das Gefühl, das er für Else Schröder hegte, sah der Liebe zum Verwechseln ähnlich.

Else begegnete ihm künftig ab und zu auf der Promenade am Arm ihres Geliebten, in der einzigen Konditorei des Städtchens über einer Portion Eis, oder im Kursaal dem Konzert lauschend, dem ihr Bräutigam als junger Primgeiger und Dirigent vorstand. Hans dachte bitter: „Meine Begegnung mit ihr ist zur Fruchtlosigkeit verurteilt wegen eines braunen Schnurrbartes," und versuchte geringer von ihr zu denken; es tat ihm weh und beleidigte sein Bedürfnis nach Verehrung, und er rehabilitierte sie.

Aber eines Tages stand ein anderer junger Mann auf dem Dirigentenpodium. Hans hörte, daß Else Schröders Bräutigam, man sagte sogar: durch ihre Vermittlung, einen Ruf nach Frankfurt erhalten habe, dem er sofort mit Dank gegen Gott und sie gefolgt sei. Fortan begegnete ihr Hans allein, ohne daß er vorläufig wagte, sie anzusprechen. Zuerst war es ihm zu früh dazu; sie konnte glauben, er wolle des jungen Mannes Abwesenheit ausmünzen. Dann schien sie ihm von soviel Gedanken und Versunkenheiten umgeben, daß er sie darin nicht stören mochte. Mitgehend empfand er die Verlassenheit der Braut als seine eigene und begann daran zu leiden. Es widerstrebte ihm, daß jemand allein sein sollte, der den Willen zum Leben hatte;

warum holte sie der Mensch nicht herüber und erlöste sie und ihn? Endlich erfuhr er, jener habe sich in der freudigen Stadt anders besonnen und ihr einen schonenden Abschiedsbrief geschrieben.

Hans traf ihr Leid mit demselben frechen Schlag, unter dem sie sich winden mußte. Er kalkulierte schwarzsehend: „Die Zeit zur Fortsetzung unseres Gespräches kommt,“ und fing an, sie zu suchen. Aber sie schien sich zu verbergen wie ein kranker Vogel. Er sah sie im Geist einsam weinen und in die Ferne starren, mit dem Taschentuch zwischen den gefalteten Händen. Gespannt fragte er sich, auf welcher Seite des flüssigen Dreiecks: Beethoven — Leben — Tod ihr Kahn nun wohl treibe, und bekam üble Nächte ihretwegen. Sein körperlicher Zustand verschlechterte sich. Es traten wieder Beängstigungen auf; tiefe Gemütsdepressionen überfielen ihn. Und schließlich holte er das Fläschchen Opium, das er sich seinerzeit verschafft und erst neulich in der Meinung, es nicht mehr zu benötigen, in eine Schublade weggesteckt hatte, wieder hervor und nahm es an sich, um wenigstens die Wohlanständigkeit seines Abgangs in der Hand zu behalten; das war der Trost seiner Melancholie.

So begab es sich an einem Julitag, abends zwischen fünf und sechs Uhr, daß er sich auf einem Gang am Ufer des Sees befand, etwa anderthalbe Wegstunden vom Städtchen entfernt; den größeren Teil davon war er mit der Kleinbahn gefahren. Voll Andacht sah er die weißen Wolken herüberziehen und darunter die Wellen in Zügen wandern, alles vor dem warmen

Sommerwind her mit der Richtung auf seine schmucklose Person zu, die sich nur in schüchterner Ergriffenheit als das scheinbare Ziel dieser schönen Bewegung erkannte. Unter einem humorvoll pessimistischen Anflug dachte er: „Sie sollten sich nicht zu viel von mir versprechen, meine seligen Herrschaften!“ senkte einsichtig den Kopf und legte die leeren, verwaltungslosen Hände auf den Rücken. Er beobachtete mit innigem Anteil, wie die Kreatur im Gras und auf den Bäumen ihr längstverlorenes Spiel weiter spielte, und lauschte dann wieder beklommen auf den trüben Fragertakt seiner unfruchtbaren Wanderfüße.

Als er gerade einmal wie ein philosophisches Reh aus einem Wäldchen an den See hervortrat, erblickte er eine junge Dame, die ihm abgewendet am Ufer saß und mit einem Rütchen die anrollenden Wellen schlug, während sie ihre freie Hand, die weiß und mager war, hinter sich in eine Schule bläulich angelaufener Uferblumen stützte. Hans kam es vor, er müsse die Dame kennen; als er genauer zusah, war es eben die Else Schröder, die er seit vierzehn Tagen vergeblich im kleinen Städtchen suchte; hier saß sie sozusagen mitten in der weiten Welt. Sie hatte ihn noch nicht gehört, weil der Weg mit Tannennadeln bedeckt war. Hans erwog ihren Umstand und fand ihn verloren und unglücklich. Ihre Kleider, Schuhe, Strümpfe, Ringe und ihr hübscher Hut machten auf eine so auffallende Weise den Eindruck von nutzlos vertaner Anmut, daß er voll echter Teilnahme dachte. „Das ist die wahre Gebärde des Lebens!“ Er seufzte; da sein Herz nachgerade

ständig bis zum Rand mit dem bittern Kummer des Daseins gefüllt war, so brachte es jeder neue Tropfen zum Überlaufen. Else Schröder wandte den Kopf und sah fragend zu Hans auf. Dieser nahm sein glühendes Herz in die linke Hand und näherte sich ihr. Er griff mit der Rechten an den Sommerhut, entblößte seinen Scheitel und öffnete mit einem leiderfahrenen, übrigens gutmütigen Lächeln den Mund.

„Gestatten Sie, gnädiges Fräulein, was haben Ihnen diese artigen Wellen zuleid getan, daß Sie sie schlagen?“

Fräulein Schröder saß wie in einem hörbaren Wohlgeruch in dem vernünftigen und ungewöhnlichen Klang dieser Frage; trübe fing sie an zu kalkulieren. Sie zog die Augen von Hans ab und ließ sie über das Wasser gleiten, in dessen Namen er sprach. Aber dann dachte sie ungetröstet: „Ein geschlagenes Wasser ist noch lange kein gefallenes Mädchen,“ und schob ablehnend die Unterlippe vor. Hans sprach weiter.

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen mich ins Gedächtnis zurückrufe. Ich heiße immer noch Hans Sissacher, genannt Hans Weltschmerz. Ich möchte Sie nur davor warnen, mich als das zu nehmen, was ich Ihnen neulich scheinen mochte. Augenblicklich befinde ich mich auf der Suche nach mir. Haben Sie mich nicht vielleicht irgendwo gesehen?“

Else Schröder richtete sich aus ihrer Versunkenheit in die Höhe, kehrte ihm rasch, fast hastig, das schmale, etwas blasse Gesicht zu, und nahm ihn, nun ein wenig beunruhigt, vor den Blick. Aber er lächelte sie aus



allen nicht zu leugnenden Widersprüchen in seinen Zügen so gutmütig an, und seine Augen waren so voll ruhiger Trauer und Bescheidenheit, daß sie unwillkürlich eine Handbewegung ausführte, die ihn einlud, neben ihr Platz zu nehmen. Er hatte ganz richtig erkannt: sie befand sich in jenem Stadium eines geheimen Jammers und einer Not, in dem der Mann seine innere Welt zusammenschmeißt, und die Frau ihre natürliche schöne Bereitschaft zu einer fatalistischen Abenteuerlust entarten läßt, die immer auf eine Weise dem Leben gefährlich wird.

„Ich habe schon allerlei flüchtige Vertrauensmänner kennen gelernt," entgegnete sie mit einer aufmerksamen Altstimme, die wie aus einem Garten heraus kräftiger klang, als ihr eigentlich zuzukommen schien; offensichtlich hatte sie eine ziemlich zarte Gesundheit. „Sie müssen mir schon Ihr entwichenes Ich etwas beschreiben."

Sissacher stellte fest, daß die wohlgemute Färbung ihrer Rede künstlich sei, und sah, daß ihre grauen, klugen Augen dunkel unterstrichen waren, daß am Mund, der vielleicht nicht ungeschickt lachte, Gramlinien hinabliefen, und daß in dem ganzen verständigen, ernsthaften Mädchengesicht nichts frei und unverdrossen erschien, als ihre hübschen weißen Zähne und ihre braunen Locken; und die wußten nichts von sich. Alles andere machte den Eindruck, daß es noch eine ganze Weile nicht willens sei, sich von einem erlebten schwerwiegenden Schreck zu erholen. Von diesem Unwillen rührte die schmerzliche Zärtlichkeit her, die aus ihren Augen wie aus Fenstern blickte, und die die bräutliche Verlassenheit

ihres Mundes mit verlorenen Papierkränzen behing. In der Zeit beantwortete Hans ihre Frage nach dem Signalement.

„Das entwichene Ich," sagte er verdüstert, „ist immer noch mehr wert, als die zurückgebliebene Larve. Aber hören Sie nur, was für einem Ding nachzulaufen das Leben mich zwingt. Verstehen Sie im Kopf zu rechnen? Dann addieren Sie einmal: Ein eitler, hohler, unbrauchbarer Wicht. Phantasievoll, hochfahrend, schwach, tyrannisch. Haben Sie das? Unwahr, verräterisch. Voll lasterhafter Neigungen, zu feige, eine einzige davon in die Tat umzusetzen, ausgestoßen, umgetrieben, gebrandmarkt, mit zwei Worten: verloren und verdorben. Äußere Haltung: endlich mutlos. Belohnung: wer ihn zur Verhaftung bringt, zieht sich Gottes Aufmerksamkeit zu. Wer ihm das Genick bricht, bekommt die ewige Seligkeit. Legen Sie Wert auf die ewige Seligkeit?"

Sie betrachtete ihn teilnehmend.

„Nicht viel," erwiderte sie. „Seligkeit ist ein Symbol für Kinder und Greise; erwachsene Menschen streben einer Unseligkeit zu, deren sie glauben habhaft werden zu können. Aber schmeicheln Sie sich auch nicht?"

„Weiß Gott, nein!" beteuerte Hans und seufzte. Er nahm den Hut ab, strich geplagt mit der großen Hand über seine ehrliche Stirn, und schaute dann mit einem gramvollen Zug über das Wasser.

Ihr Gesicht erheiterte sich mütterlich. „Warum wenden Sie so viel Mühe auf, sich zu verleumden?" fragte sie nun geradeaus. „Es sieht Ihnen doch jeder

auf zwanzig Schritte an, daß Sie ein guter Mensch sind."

Weil sie beim Sitzen die Schultern vorgab, bauschte sich ihre ausgeschnittene Bluse ein wenig. Hans sah den Ansatz ihrer leicht zusammengepreßten Brüste, und dachte betroffen: „Sie ist ein Mensch aus Fleisch und Bein; sie muß das wissen." Außerdem begriff er sie als Weib, und trat damit in jenes achtungsvolle und wehrlose Verhältnis zu ihr, das dem entmutigten Individualisten neuerlich jede Wirklichkeit auferlegte.

„Als Sie das Adagio spielten," sagte er nachdenklich, „da dachte ich: ‚Sie kennt Beethoven'. Nachher bewiesen Sie mir, daß Sie auch das Leben kennen. Nun, heute glaube ich, daß Sie ebensogut wissen, wer der Tod ist. Wer einen echten Schmerz durcharbeitet, weiß es. Man steigt eines Tages still und ergeben von seinem Pferdchen herunter, nimmt ihm Zaum und Sattel ab und läßt es frei laufen: ‚Deine Existenz werde dir leicht.' Dann sitzt man am See und schlägt die Wellen mit einem wildfremden Rütchen, das man zuvor einem Busch vom Herzen gebrochen hat. Oder man sieht mit einer Art von Verwandtschaftsgefühl zu, wie ein Laufkäfer einen Wurm in der Zange mit sich fortschleppt. Man überrascht im Wald Nattern, die mit Eidechsen oder Fröschen zwischen weitgespannten Kiefern unter Wollustkrämpfen der Schlinggier im Laub liegen und einen aus giftgrünen Augen feig und wütend anglotzen. Darauf gehen wir zu Fuß auf die Suche, ob sich über den Abgründen nicht ein bißchen Liebe oder aber Sterbensbereitschaft finden lasse. Allein die Straßen der

menschlichen Städte brausen Tag und Nacht dumpf und schauerlich vom Strom des rohen Triebes. Die Menschheit lebt vom tierischen Instinkt, wie die Hyäne von der Leiche. Wir sehen täglich Männer und Frauen aufhören zu lieben oder geliebt zu werden, ohne sich zum Sterben bereit zu machen. Auch Sie, Fräulein Schröder, haben aufgehört, geliebt zu werden; die ganze Stadt weiß es. Was denken Sie nun zu tun?"

Else Schröder atmete bedrängt, aber sie versuchte sich seiner verwahrlosten Beweisführung zu erwehren.

„Lieben denn Sie oder werden Sie geliebt?" fragte sie unruhig suchend.

„Nein," bekannte Hans. „Ich bin ausgeschlossen."

„Und doch leben Sie," warf sie ihm vor.

Er schüttelte freundlich den Kopf.

„Ich bin jeden Augenblick bereit, zu sterben," erklärte er schlicht. „Ich suche nur noch jemand, dem ich mit meinem Auftrieb nützen kann. Dieser Flugapparat ist ein Zweisitzer, verstehen Sie. In Gesellschaft stirbt es sich würdiger."

Seine heimlich geladene Stimmung hatte ihr bereits wie eine Wetterwolke die Sinne eingehüllt, nun traf sie dies Wort blitzartig. So schlecht es zur Zeit um sein Herz stand, so war er doch viel stärker als sie, weil er wußte und zielte, während sie ihren Weg verloren hatte. Noch eine Weile rang sie allein weiter. Schließlich blickte sie verzagt zu ihm auf und sagte schmerzlich lächelnd:

„Es ist mir noch ganz unklar, ob ich das wissen

will, was ich vielleicht wissen soll, obwohl Ihre Argumentation meine Vernunft überzeugt. Ich kann sogar theoretisch zugeben: man täte unter Umständen gut daran, es mit Ihrem Zweisitzer zu versuchen. Aber Sie dürften sich in keine Geheimnisse hüllen; ich wollte mit sehenden Augen dabei sein. Wie würden Sie es übrigens beginnen?“

Ihre klugen grauen Augen leuchteten unternehmend und ein wenig erregt auf. Hans bemerkte es und dachte: „Jetzt wird ihr Geist wach.“ „Darf ich zu Ihnen sitzen?“ fragte er und ließ sich neben ihr nieder. „Man hört von Engländern,“ sagte er dann, „die immer ein Rettungsseil mit sich führen. Nun, das ist englisch und verspricht wenig.“ Er brachte ein Apothekerfläschchen mit brauner Flüssigkeit aus der Tasche zum Vorschein, sowie einen ganz kleinen silbernen Becher; einer andern Tasche entnahm er ein flaches Flakon mit Kognak. „Sehen Sie,“ sagte er einfach, „das ist die Ausrüstung der Feuerwehr, die unter Umständen den wilden, unreinen Brand des Lebens löscht.“

Sie ahnte, daß die Flüssigkeit Opium war, fragte jedoch nicht danach. In ihr ging eine seltsam leichtfüßige Verwirrung vor, die jetzt möglichst schnell über sich unterrichtet sein wollte.

„Das ist ein reizendes Necessaire,“ sagte sie heimlich erzitternd. „Aber es ist gut. Ich lege meine ehrlichen achtundzwanzig Jahre daneben. Man kann sie wenden und drehen wie man will, so fällt keine Sensation heraus; die Herren haben sich wenig um mich gekümmert. Ich lege auch meine Liebe dazu; sie ist

vielleicht schön gewesen; das schönste hätte noch kommen können. Ein verwüstetes Herz kann ich auch vorweisen. Was bedeutet nun das alles? Braucht man dazu achtundzwanzig Jahre zu leben? Zudem habe ich nach der Angabe der alten Leute die bessere Hälfte schon hinter mir. Nein, wirklich, ich bin tief enttäuscht; angesichts dieses kleinen Tropfglases fühle ich es." Sie strich sich verwirrt die Haare aus der Stirn. „Worauf warten wir noch?" fragte sie und blickte Hans aus ihren ungeschmückten Augen verlangend ins Gesicht. Sie war so schlaffüchtig, als hätte sie ihre Dosis bereits bekommen.

Hans erschrak. „Sie ist schon weit," dachte er. Ihr Blick gab ihm einen Ruck, als hätte sie ihn auf einer Unterlassung ertappt. „Jawohl, nicht wahr!" stimmte er ihr erregt bei. „Da ist gar nichts zu warten. Aber sollten Sie nicht vielleicht das Bedürfnis haben, vorher noch zu beten? Nein? Sie sind nicht fromm. Oder wollen Sie für Ihre Angehörigen eine Nachricht deponieren? Ich stelle Ihnen meine Brieftasche zur Verfügung."

„Ich habe keine Angehörigen," sagte sie. „Ich bin seit zwanzig Jahren eine Waise. Ich war acht Jahre lang eines Vaters Kind, und ein halbes Jahr eine verlobte Braut. Die Mutter starb bei meiner Geburt. Ich ging achtundzwanzig Jahre in der Irre, ich möchte jetzt heimfinden."

Hans stutzte.

„Sollten Sie —" stotterte er betreten: „Ich meine, wollten Sie da nicht lieber doch noch einen Versuch

machen? Wenn es einmal geschehen ist — Wir brauchten nur miteinander das Licht der Liebe zu entzünden, so wären wir vor dem Leben gerechtfertigt. Fräulein Else, ich habe die Zeit her zu viel an Sie denken müssen, als daß ich nicht die Möglichkeit erwägen sollte."

Sie schob die Unterlippe vor. Ihre Blicke irrten über das Wasser, brachen drüben in die Wälder und in den leeren Horizont ein, verloren sich einen Moment im Unfaßlichen des erlittenen Verrates und kehrten müde und fröstelnd zurück; sie fielen vor ihre Füße nieder wie zwei tote Vögel.

„Er weiß nicht, daß ich eine verlassene junge Mutter bin," dachte sie. „Niemand weiß es." „Wollen Sie mit mir spielen, Herr Sissacher?" fragte sie ratlos und zerrissen.

„Nein, bei Gott nicht!" beteuerte Hans reuevoll. „Ich glaubte nur — Ich fühle Sympathie für Ihr Wesen. Sie zwingen mich, Sie zu achten. Sie sind begehrenswert und dennoch wenig begehrt. Ich begehre und kann nicht haben. Nun sehen Sie, diese Konflikte lösen wir mit Mutterhänden. Die Ungeliebten wissen die wahrhaft tröstlichen Worte. Dieser zusammenschiebbare Becher bedeutet die Unternehmungen des Lebens. Ich treibe ihn in die Höhe; er schimmert auf und fängt sofort an zu versprechen. Der Kognak stellt die idealen Güter der Menschheit dar; sie sind wie er Genußmittel, Stimulanzen, unnötig, nutzlos, zu Nutzlosigkeiten ermunternd. Wir erheben einen bedeutsamen Festpokal zur aufgetürmten Not der Berge, zum blutenden Auge der Kreatur, und zur unbegreiflich großartigen und eindrucks-

vollen Verworfenheit des Menschengeschlechtes. Vielleicht erlösen wir eine Welt in uns." Er bot ihr den Becher an.

Else Schröder, die, nun wirklich hin und aufgerissen vom dunkelwilden, dämonisch verkommenen Klang und Inhalt seiner Worte, selbstvergessen mit Abschiedsblicken das Ufer des Sees eingesäumt hatte, kam zu sich, seufzte tief auf, wandte sich mit einiger Scheu dem silbernen Becher zu und nickte schwermütig. Ein schüchterner Notruf blühte ihr im Kopf auf: „Muß es denn sein?" und versank blaß und schnell verwelkt vor der unerbittlichen Wirklichkeit ihres Unglücks und dem Bankrott ihrer Zukunft. Sie dachte voll Sehnsucht an ihre unbekannte Mutter, und die Hoffnung, wieder in sie eingehen zu dürfen, erfüllte sie plötzlich und gnädig wie eine Wolke von Rosenduft. War es nicht eine alte Geschichte, daß man in ihrem Fall aus der Welt ging? Was erwartete sie doch nachher, nicht wahr! Gerade recht kam ihr dieser verlorene Mensch. Sie nahm den Becher, lächelte ihm hilfesuchend zu, erbleichte und trank zwei kleine Züge daraus. Dann setzte sie ab, bemerkte erschrocken, daß er nicht mehr zur Hälfte voll war, und gab ihn Hans mit den besorgten Worten: „Ich habe vielleicht zu viel genommen; reicht es noch für Sie?"

„Er war nicht ganz voll," beruhigte Hans, indem er tief aufatmete; es wurde ihm nicht so leicht wie ihr, weil er heißer am Leben gehangen und sich bitterer mit ihm herumgeschlagen hatte. Er brauchte einen abstrakten Gedankengang, um sich vor die dunkle Tür zu bringen. „Dahinter ist der Große Bildner, in den du eingehen

wirst," versprach er sich. Darauf hob auch er den Becher, trank ihn leer und legte ihn kampfmüde und ergriffen neben sich ins Gras, und etwas enttäuscht. Er spürte, daß seine Stirn kühl und feucht wurde; das erfüllte ihn mit einer kummervollen Beschämung: reichte denn seine Weltmannschaft nicht weiter als seine Nase? Dann hätte er besser getan, zur Pistole zu greifen. Dies musikalische Fräulein starb ihn sicher in Grund und Boden hinein, wenn es nun bald darauf ankam.

Es entstand eine Pause in der Mitteilung; eine Art Verlegenheit ging auf dem Schauplatz um. Es war doch peinlich und lächerlich, so da zu sitzen und zu warten, bis ein rohes Gift zu wirken begann. Schließlich raffte Hans sich auf und sah sich wieder nach seinem Reisegenossen um.

„Wie geht es Ihnen?"

„Danke, gut. Ich nehme Abschied."

„Fällt er Ihnen schwer?"

„Nein. Ich habe ja nichts. Es ist alles in fremden Händen."

Er nickte.

„Darf ich Ihnen sagen, worin der letzte freundliche Eindruck bestand, den ich vom körperlichen Sein empfing? Ich durfte vorhin Ihre Brüste sehen. Die gütige Hoffnungslosigkeit Ihrer Schönheit ist ein zerschmetternder Schuldbeweis gegen das Leben. Ich wünschte, ich hätte Sie lieben dürfen. Mit diesem kostbaren Bedauern im Gefühl werde ich aus der Zeitlichkeit gehen. Leider kann ich Ihnen bloß durch Worte dafür danken."

Ein Schiff war vorbeigefahren; es stand etwa einen Kilometer weiterhin mitten auf dem See, schlug das Wasser mit seinen Radschaufeln, dampfte und rauchte. Es sah aus, als wollte es sagen: „Ich kümmere mich den Kuckuck um die Ideale der Verborgenheit; wer soll an mich glauben, wenn er mich nicht sieht?“ Mit einer erbaulich sorglosen Unbekümmertheit warf es die Wellen hinter sich und wirbelte seinen braunen Rauch aus dem Kamin. Es sah nicht um, was daraus wurde, aber es konnte nur Schönheit daraus werden. Der Wind erfaßte den Rauch liebevoll und trug ihn in weißer Fülle steuerbordwärts über das blaue Wasser hin den grünen Wäldern zu. Eben rauschten die ersten Schlagwellen herbei und schäumten, in Zügen klingend, am Ufer hinauf. Sie bespülten das hübsche Schuhzeug des todgeweihten Fräuleins. Else zog sich nicht zurück, höchstens daß sie die Rocksäume höher raffte. Nebenbei klang eine leise Melodie in ihr, durch Sissachers Worte von der Hoffnungslosigkeit ihrer Schönheit geweckt. Es war eine Angelegenheit des Lebens, aber sie merkte es nicht. Hans sprach weiter.

„Es war Ihr Stil, Ihre Guthaben nahe um Ihre Person zu versammeln und den Schleier der Alltäglichkeit darüber zu werfen. Diese erlesenen Schuhe und Röcke und die mit so zärtlicher Raffiniertheit durchbrochenen Strümpfe hätte ich nicht ohne weiteres bei Ihnen vermutet. Außerdem tragen Sie echte Spitzen; am Finger brennt Ihnen ein echter Stein, und ich weiß nun nicht, was mit Ihrer ernsthaften und geschmackvollen Persönlichkeit alles zerstört wird. Warum zeigten

Sie mir das alles nicht vorher? Ich kann Sie ja gar nicht verantworten!“

Ihre Röcke leichthin über die Knöchel werfend sagte sie verlegen: „Die Wellen haben sich beruhigt.“ Sie blickte von ihm weg zwischen die Bäume hinein, sah in der Tiefe einige Glockenblumen leuchten, hörte eine Drossel schlagen und kehrte ihm das Gesicht wieder zu. „Sie brauchen mich nicht zu verantworten,“ bemerkte sie dringend, „dazu ist ein anderer da. Aber erklären Sie mir, warum Sie wünschen, mich lieben gedurft zu haben. Ich verstehe das nicht. Reizt es Sie, mich auch zu verlassen? Vielleicht meinen Sie, ich sei noch eine Jungfrau.“

Sie seufzte, weil sie anfing müde zu werden. Daneben begann sie wieder zu zittern; sie wußte, was diese Müdigkeit bedeutete. Zum zweitenmal blühte der Notruf in ihrem Kopf auf, bestimmter, farbiger, dunkelglühend wie die Glockenblumen im Wald. „Muß es denn sein? Ist wirklich alles aus der Welt fortgenommen?“ Scheu, fast wild dachte sie: „Einmal vorher aus vollen Händen empfangen und geben!“ Dann in ausbrechender Sehnsucht: „Mit irgendeinem, der Not und Treue hat!“ und empfand die trotzige Versuchung, im Angesicht der Vernichtung diesem Menschen einfach die Hand auf das Knie zu legen. „Er liebt mich ja,“ sagte sie verwegen zu sich. Aber eine ferne, hübsche Chorknaben- oder Kapellmeisterstimme sang: „Er muß, er wird ja wiederkommen! Er kehrt gewiß zu dir zurück, dir zurück!“ Es klang gefühlvoll und sie mußte es für möglich halten; der nette, schuftige

Geigenjüngling war sentimental bis in die Knopflöcher. Darauf fing es in ihrer Welt an zu regnen. Es wurde dunkel, und es konnte nun geschehen, was geschehen mußte. Eine zweite Stimme, die bestürzt klang, sagte: „Aber wir sind ja gar nicht vergiftet!“ Sie wunderte sich über das tiefe Leben ihres Gehörsinnes und dachte: „Wäre es doch wahr!“ Sofort widerrief sie es. „Es ist schon besser so. Lebe wohl, du bittere Welt, bitteres Sein, bitterer Sinn!“

Der See mit seinen Ufern und Wäldern begann zu schwanken. Sie wollte Hans ansehen und war zu müde dazu. Es gelüstete sie, noch einmal schnell den Kopf nach den Glockenblumen zu wenden, da empfand sie schon die Veränderung in ihrem Schwergewicht, begleitet von einer leisen, schneidenden Übelkeit. „Geben Sie mir Ihre Hand,“ sagte sie traumhaft, und sah den Seespiegel unter sich sinken.

Nun sprangen die Wälder beiseite und spannten helle, weite Flügel aus. Die Sonne stürzte in ihre Unendlichkeit zurück und brach flammend wieder vor; dabei verlor sie rapid an Licht; gleich mußten die Sterne aufgehen. Else Schröder beobachtete, daß alles seinen rechten, perspektivischen Verlauf nahm. Nur eines beunruhigte: sie hörte die Drossel immer noch singen. Der See erschien zwischen seinen Hügeln jetzt bloß noch wie ein kleiner Dorfteich, um den sich dunkle und helle Kühe bewegen. Bereits nahm die Sonne Kugelgestalt an; sie begann aus einem Tagesgestirn zu einer Welt für sich aufzuschwellen; sie bekam einen wilden, rasenden Charakter und ein großartiges, durchaus gewaltiges Ansehen. Mußte es also nicht

auffallen, davor die kleine Drossel schlagen zu hören? War es vielleicht das eigene Herz? Oder war es das glühende, unglückliche Herz des Herrn Sissacher? „Wirklich, Fräulein Schröder, wir haben nicht im mindesten Gift getrunken." Sie lächelte hinreißend. „Nein, gewiß nicht, Herr Sissacher. Wir haben Erlösung getrunken, die man der Sonne entzogen hat. Warum geben Sie mir Ihre Hand nicht? Sie haben sie mir doch angetragen?" Über sich hörte sie einen Sommerwind durch Bäume gehen. Ihr Herz schlug im bewegten Zweivierteltakt. Wie war das wunderbar! Ferne Glocken läuteten. War das ein Empfang? Oder schwebte man nur daran vorbei? Oder schwebte die betreffende Welt vorbei? Sie spürte eine Hand auf der ihren. Aha, jetzt erfüllte er sein Wort; man konnte sich doch auf ihn verlassen. „Sehen Sie nur her, Fräulein Schröder, da ist noch alle Erlösung im Glas. Was Sie spüren, ist Stimulanz. Sie sind vielleicht alkoholisiert. Ihre Verlassenheit und mein Wunsch, Ihnen doch noch ein Glück zu finden, haben meine Phantasie erregt, so daß ich den Mohnsaft in den Kognak zu schütten vergaß. Da ist das ganze volle Fläschchen, genug, vier starken Männern von ihrer dummen Kraft zu helfen. Was sagen Sie nun dazu?"

Else warf noch einen glücklichen Blick auf die schwebende, ausgespannte Bläue, die ihr jetzt entgegenleuchtete, bemerkte wie im Flug wandernde Wellen und bekränzte Ufer, hörte die Drossel aufjauchzen und den Sommerwind fortrauschen, und sah eilig und schüchtern nach Sissachers Hand, die ihr das volle Fläschchen ent-

gegenhielt. „Ja, was sagen Sie nun dazu?“ Es tönte wie: „Heiliger Herrgott, was für ein Glück!“ und zugleich: „Im Namen des Lebens, nehmen Sie Ihre Gedanken zusammen!“ Sie verstand nicht, warum er sich so aufregte, war eben im Begriff, ihn darüber zu befragen, wurde aber von einer neuen Erscheinung abgelenkt und sah mit erfreuter Andacht zwei Störche durch das reife Licht des Abends schweben. Sie flogen gegen den Sommerwind; es mußte vielsagend rauschen um sie her. Das Licht hatte nun nahezu die Farbe von ganz edlen und ganz reifen Spalierbirnen. Auf dem See von unten herauf kam wieder ein Schiff. Wie mutig es aussah mit seinem Rauch. Es besann sich nicht lange; es nahm es einfach auf mit dem Dasein. Die Wälder schäumten grün unter dem unsterblichen Sommerwind. Hierseits griff der Schatten der Bäume schon weit in den See hinein. Es war wohl bald Zeit, nach Hause zu gehen.

„Wie spät ist es eigentlich, Herr Sissacher?“ fragte sie. Plötzlich fiel ihr Auge auf das Fläschchen in Sissachers Hand. Sie besann sich nun ernsthaft mit ihrem verträumten Kopf. In dem Fläschchen war Opium; ganz richtig, sie hatten nichts davon getrunken; das wollten sie ja auch nicht. Dann erblickte sie den silbernen Becher im Gras, erinnerte sich und erblaßte ein wenig. Befremdet dachte sie: „Eigentlich wären wir jetzt tot,“ und atmete rasch auf. Darauf sah sie Hans prüfend an, empfand Abneigung gegen ihn und versuchte, der Stimmung aus ihrem guten, erschreckten Herzen heraus Ausdruck zu geben. „Ich dachte mir

wohl, daß auf Sie kein Verlaß ist," sagte sie, und fühlte sich sofort von der demütigen Ehrlichkeit seiner Bestürzung entwaffnet. Sie lächelte schonend und versöhnt, wenn auch unter der Nachwirkung des erlittenen Schrecks mit bleichen Lippen. „Werfen Sie das Glas ins Wasser," riet sie, „sonst passiert wirklich noch ein Unglück damit." Erlöst gehorchte er ihr; er band sogar einen Stein daran. Das Wasser spritzte leuchtend auf und floß zu schönen ruhigen Ringen zusammen. Die Störche standen jetzt über den jenseitigen Wäldern. Das Schiff erschien weiß und braun auf der Seehöhe, und fuhr voll Kraft und Frömmigkeit vorbei. Dann schäumten die Wellenzüge wieder am Ufer herauf.

„Nun ist alles wieder da, Fräulein Schröder," sagte Hans überwältigt und führte eine umfassende Handgebärde aus.

Mit nassen Augen nickte sie.

„Ja, Herr Sissacher." Sie suchte nach einer alltäglichen Redewendung, um der breiten Überschwemmungswoge ihres neugeschenkten Ichgefühls zu entkommen, fand keine und ergab sich. Unter dem wohlbekannten, freundlich trüben Licht stiegen die Wasser ihres Lebens an ihren Ufern herauf, und sie schaute gehorsam nach ihrem armen, verräterischen Floß aus, bereit, es wieder zu besteigen und die mühsame Küstenfahrt der Glücksucherin fortzusetzen, wo sie sie unterbrochen hatte.

Hans schaute gedankenreich auf ihre magern, gefalteten Finger, die jetzt so inbrünstig zum strengen Gott der Welt beteten. Sein Dasein schwankte mit ihm wie ein Baum im Erdbeben. Hier sah er alles ver-

sammelt, was ihm fehlte, Ehrlichkeit, Herzensgüte, Gediegenheit, Treue gegen sich selbst, Frömmigkeit und Bereitschaft zur Hingebung. Hier waren eine verstoßene Seele und ein herrenloser Körper. Sie gehörte mit aller verborgenen Schönheit niemand. Er besaß bereits ein ganz erklärtes Gefühl von ihrem Wesen; es war ihm, er kenne sie so gut, wie er nichts auf der Welt kannte, außer seinem Elend und seiner Einsamkeit. Wieder legte er seine große, stark geäderte Hand auf ihre schmale, magere.

„Fräulein Schröder," sagte er voll schwermütiger Erleuchtung: „Da es uns miteinander mißlungen ist, zu sterben, sollten wir nun nicht versuchen, miteinander zu leben? Wenn ich Ihre treuen Schultern ansehe, die jetzt unter der Strenge des wiedergeschenkten Sonnenlichtes schluchzen und beben, so halte ich uns jedes Glückes fähig, das irgend von einer ehrlichen Erfahrung und einem treuen Willen geschaffen werden kann."

Sie weinte noch eine Weile unverdrossen weiter; doch befand sie sich nicht übel dabei.

„Danke, Herr Sissacher," antwortete sie dann; ihre Stimme klang wie eine Knabenflöte im Regen. „Ich kann höchstens Handschuhe oder Gipsstatuetten umtauschen."

Hans erschrak bis auf die Knochen.

„Ja, mein Gott, Fräulein Schröder," stammelte er. „Mein Gott — ich meine — hat er Sie denn nicht verlassen?"

Sie nickte wissend.

„Ich habe ihn selber auf den Weg gebracht und

mußte wissen, daß er am Ende von mir abschwenken wird. Aber er soll nicht auf die Idee geraten, als könne er mir aus den Händen wachsen. Wenn ich mich mit einem Hans oder Kunz tröstete, verlöre ich ihn doch erst wirklich, nicht wahr. Sonst habe ich nicht im Sinn, ein Nonnenleben zu führen."

„Jetzt sind Sie sehr bewußt und zukunftssicher," maulte Hans. „Vorhin wollten Sie mit mir sterben. Wie können Sie mir das zusammenreimen?"

Sie lächelte; sie war innerlich schon stark am Aufräumen.

„Reimen Sie zuerst mir. Sie machten mir Liebesanträge und Komplimente während Ihres Abscheidens. Ich kann doch bloß eins von beiden ernst nehmen."

„Das sind Fragen der persönlichen Fähigkeit." Er schien verlegen. „Wenn Sie aber durchaus eine Wahl treffen müssen, so nehmen Sie meine Liebe zu Ihnen ernst."

„Ich kann von jetzt an mit keiner Liebe von der Welt etwas machen," sagte sie dunkel. „Wollen Sie mich nach Hause begleiten?"

Hans dachte verlassen und bewundernd: „Sie ist eine Eidechse; es wachsen ihr abgeschlagene Glieder nach." Er überschlug rechnungsweise seine Niederlage, wandte flüchtig dem Geiger ein ungereinigtes Gefühl des Hasses zu, betrübte und strafte sich darüber, und kondolierte aus vollem Herzen seiner Mutter zu einem solchen Sohn. Nebenher nahm er sich entrüstet vor, das Dasein zu kompromittieren, wo er dazu Gelegenheit fand.

Aber dann ging Else Schröder mit ihm durch den Wald und lockte durch gütige und treue Nachreden seinen guten Willen zurück. Es sangen noch viele Drosseln unterwegs, und der liebe Sommerwind rauschte in den Kronen, daß sie je und je wie volle Glockenstuben aufläuteten. Hans erklärte zunächst mit offen beleidigender Absicht, der ewige Wind sei direkt ekelhaft; er war nervös vor Unbehagen. Weiterhin gab er sich darein und lud Else auf freundschaftliche Weise zu einem Nachtessen im Seepavillon ein, fuhr mit ihr nach der Stadt zurück, führte sie nach ihrer Wohnung, wartete geduldig, bis sie sich umgekleidet hatte, und trat an ihrer Seite wohlwissend und stolz im Restaurationssaal des Pavillons auf. Es gab Kaviar, Geflügelpastete, Wildbraten und späte Erdbeeren in Gefrorenem, diese mit französischem Champagner, von allem eine wohlwollende, nette Zuweisung, nicht zu viel, nicht zu wenig, so daß am Ende gerade soviel Zufriedenheit und Vertrauen hergestellt waren, als man benötigte, um mit einem stillen Heben der Gläser sich wieder dem Leben zu nähern. Hans gestand, daß lange nicht mehr ein Wein und eine Frau seinem kranken Herzen so wohl getan hätten, wie die vorhandenen. Sie erwiderte erkenntnisreich:

„Es verhält sich mit Ihrer Krankheit wie mit Ihrer vermeintlichen übermäßigen Schlechtigkeit, die damit zusammenhängt. Sie sind nicht halb so übel gestellt, als es Ihnen vorkommt. Wenn Sie mir treu bleiben wollen, so werde ich Sie wieder zu einem ganz gesunden und selbstbewußten Mann machen. Glauben Sie das?"

Er lächelte ungläubig, sosehr er nebenher an ihren Wert glaubte.

„Treu bleiben will ich Ihnen schon. Es kommt nur darauf an, wer Sie innerlich sind," erwog er.

„Es kommt darauf an, was ich Ihnen vorzuleben habe," verbesserte sie.

Sie verabredeten sich auf einen der nächsten Tage, um miteinander eine Volkskunstausstellung zu besuchen, die im Städtchen zusammengebracht worden war. In der Folge trafen sie sich öfter, bald mit, bald ohne Verabredung. Else Schröder fühlte sich von seiner großen Erfahrung und seiner weiten Welt angezogen und wünschte ihm Mut zu machen, diese schönen Kapitalien in zinsbringenden Umlauf zu setzen oder in einem guten Kulturland mit Pachthöfen und Herrensitz anzulegen. Ihn lockte und reizte immer wieder die Größe und Kraft ihrer Lebensäußerungen bei einer so zarten Konstitution; es schien ihm eine heimliche Tragik darin verborgen zu sein. Sie gingen miteinander um wie Verwandte, die sich wohl leiden mögen. Sie gewannen allerhand vorteilhaften Einfluß aufeinander und beruhigten und bestimmten ihr Leben eins am andern. Dazwischen verreiste Hans einmal, um die Brüsseler Ausstellung zu besuchen, einer Fliegerwoche bei Paris beizuwohnen, und an einem nach Berlin einberufenen Kulturkongreß teilzunehmen, der von einer Anzahl bekannter Männer veranstaltet wurde. Else lehnte es ab, ihn da oder dorthin zu begleiten. Als er wiederkam, hatte er einen

ganzen Nachmittag zu erzählen und zu erwägen. Er war aufgezogen und voll frischer Spannungen; eine frische Ruhe brachte er nicht von seinem Ausflug zurück. Sie aßen wieder im Pavillon. Zum Kaffee lud Else ihn, zum erstenmal, in ihre Wohnung ein. Dort teilte sie ihm mit, was nun nicht länger zu verheimlichen war: ihre Mütterlichkeit.

Er nahm es ganz anders entgegen, als sie erwartet hatte, ergriffen, gläubig, ehrfürchtig, voll tiefer Hochachtung vor dem Mysterium. An sich und seine endgültig vernichteten Hoffnungen schien er gar nicht zu denken. Dafür liebte sie ihn nun wirklich, mit einer schwesterlichen, höchst fein destillierten Liebe, die ihn großmütig in den mystischen Kreis, den sie mit ihrem Kind bereits bildete, einschloß. Er küßte ihr die Hände, ganz erschüttert von dieser neuen, gewaltigen Äußerung ihres zarten Lebens, und begann von diesem Tag an sie mit Sorge und unaufdringlicher Furcht zu umgeben, die ihr in ihrer nun noch verschärften Vereinsamung doppelt wohl taten. Er trug ihr alles zu, wovon er dachte, daß es sie stärken oder erfreuen könne, kräftige und auch kühlende Weine, englische Cakes, Eierkognak, Biskuit, Pralines, Leberpasteten, bat sie, wegen des Herzens keinen Kaffee mehr zu trinken, brachte das ganze Städtchen in Aufruhr auf der Suche nach einem wirklich genießbaren Kakao, und bestellte ihn endlich direkt in Holland bei Van Houten, zehn Pfund auf einmal. Fortan führte er sie zehnmal so stolz im Pavillon auf; er zerbrach fast vor freudigem Hochmut, daß er einen so wertvollen Menschen zum Souper bringen konnte, und

mußte sein Budget erhöhen, um dem auserwählten Zustand einigermaßen gerecht zu werden.

Gelegentlich erzählte sie ihm den Hergang vom Glück und Ende ihrer Liebe. Sie hatte in der letzten Zeit einen still ironischen und markanten Zug im Stil ihrer Mitteilung. Sie berichtete: „Er sagte: ‚Du hast es in der Hand, mich glücklich oder ewig unglücklich zu machen.‘ Natürlich will niemand einen Menschen schon in früher Jugend ewig unglücklich machen. Als er das einsah, verführte er mich schnell und zerstreut, und war dann lange still. Endlich sagte er: ‚Ich habe Mut wie ein Pferd.‘ Und dann sagte er: ‚Ich muß die Kreutzersonate viel leidenschaftlicher spielen.‘ Von da an übte er die Sonate unter dem neuen Gesichtspunkt, und es war nicht mehr die Rede von Glück oder Unglück. Schließlich ließ er mich sitzen. Ist er nun eigentlich glücklich geworden oder nicht?“

So kam der Herbst ins Land. Am letzten schönen Oktobertag unternahm Hans noch eine Partie mit ihr im Segelboot. Dann führte er sie fünf oder sechsmal ins Theater und ins Konzert. Einmal gab es Wagners Tristan, das andere Mal Shakespeares Hamlet, dann das Requiem von Mozart, darauf Beethovens Fidelio. Er fuhr mit ihr nach Dresden zu einem Zyklus von Brucknersymphonien und zur Premiere einer neuen Oper von Strauß; jetzt ließ sie sich von ihm auf Reisen führen. Die Gemäldegalerien im Zwinger machten ihr schon Mühe. Hans stellte eine Auswahl her von einem Dutzend Haupt- und Grundwerke, und sie befand sich wohl dabei. Er wollte sie noch nach Berlin verlocken; das

lehnte sie voll Dankbarkeit, aber lächelnd, ab. „Wir wollen nicht ganz aus der Zeitgemäßheit fallen," sagte sie. Darauf fuhren sie wieder nach Hause.

Hans ging es bei diesem ganzen Umtrieb so gut, als hätte er gar kein Herz. Seine Augen verloren ihren überirdischen Glanz zugunsten eines klugen, erdenmäßigen Lichtes, das ihm Else darin angezündet hatte. Er hörte völlig auf, an sich zu denken; es fiel ihm keinen Moment ein, zu kalkulieren: „Sieh da, jetzt hast du doch eine Anwendung von dir hergestellt!" Seine einzige Überlegung war, was für schöne Geschichten er ihr weiterhin an den zartsinnigen bei ihr verlebten Abenden etwa vorlesen könne. Er plünderte die ganze Weltliteratur der Novelle durch und brachte ihr von allem das reifste und lächelndste. Und eines Tages durfte er ihr einen Brief des hübschen musikalischen Ungeheuerchens vorlesen; sie mochte ihn nicht selber aufbrechen und hatte ihn für Hans aufgehoben. Das Lange und Breite davon war, daß er ihren Zustand erfahren hatte und sie dafür um Verzeihung bat, indem es nicht in seiner Absicht gelegen habe. Übrigens war er auf dem geraden Weg zum Ruhm und dankte ihr noch einmal, daß sie ihn darauf gebracht hatte. Else hob ihre klugen, grauen Augen von dem Kinderjäckchen, an dem sie nähte. Sie sah fröhlich darein, wie nach einer Novelle von Boccaccio.

„Wissen Sie was, Hans? Ich beauftrage Sie, ihm in meinem Namen zu antworten. Wollen Sie?"

„Danke, Else. Das ist mehr, als ich je hoffen durfte. Was soll ich ihm schreiben?"

„Wenn ich mich selber anstrengen wollte, brauchte

ich ja nicht Sie dazu. Lassen Sie jetzt sehen, ob Sie einen Ahnung von mir haben."

Hans setzte sich hin und schrieb. „Sehr geehrter Herr, im Auftrag von Fräulein Schröder, meiner verehrten Freundin, habe ich Ihnen für Ihre gütige Zuschrift zu danken. Selbstverständlich findet sie, es gebe hier nichts zu verzeihen; sie ist wirklich davon überzeugt, daß Sie nichts dafür können. Sie wünscht Ihnen alles Glück auf Ihre Laufbahn. Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr Hans Sissacher." Er zeigte ihr das Schreiben. Sie reichte es ihm wohlgelaunt zurück und bat ihn, es dann auch zur Post zu bringen.

Zu Weihnachten schmückte er ihr einen Baum auf. Als er brannte und sie davor standen, kamen sie sich beide dumm vor, und davon bekam der Abend seine Heiterkeit. Sie ließ heute noch einmal ihre ganze feine geistige Beweglichkeit auffliegen, so schwerbeweglich es sonst um sie stand. Sie spielte sogar, als Hans sie bat, auf ihrer Geige, und Hans stolperte auf dem Klavier neben mit. Sie saß im Lehnstuhl, und es gab ein gefülltes breites Adagio. Nachher erzählten sie einander aus ihren Kinderzeiten.

In dieser Nacht setzten unerwartet und um einen Monat verfrüht die Wehen ein. Als Hans am andern Morgen nach ihr sehen kam, lag sie bleich und überirdisch in ihrem Bett und hatte ein Kindchen zur Welt gebracht, das auch allbereits gestorben war. Sie lächelte mit einem müden Anlauf zur Scherzhaftigkeit. „Er hat die Hauptsache dazu vergessen: das Leben. Damit ist er dem armen Wurm durchgegangen." Dann

weinte sie eine Viertelstunde still und bekümmert vor sich hin, bat Hans um seine Hand und schlief bis gegen Mittag. Sie wachte in Fiebern auf, verlangte zu trinken, ächzte unerquickt, begann den Kopf auf dem Kissen hin und her zu schieben, und blieb drei Tage und Nächte dabei. Am besten fühlte sie sich noch, wenn Hans da war und ihre Hand in der seinen hielt. „Nun weiß man doch, wozu du so große Hände hast," scherzte sie einmal; aber sie lächelte nicht dazu. Hans traf es heiß und jammervoll, daß sie ihm Du sagte; wahrscheinlich wußte sie es gar nicht.

Am selben Abend sagte sie etwas, das ihn noch heftiger überfiel: „Es ist doch Verlaß auf dich, Hans. Ich sagte einmal das Gegenteil." Er verstand, daß ihr Geist sich schon leicht machte und daß es dem Ende zuging. Nun blieb er auch die Nacht bei ihr, aß mit ihrer Einwilligung eine Leberpastete, die er ihr gebracht hatte und die sie jetzt doch nicht haben durfte, trank ein Gläschen Eierkognak darüber, und setzte sich wieder neben sie. Um ein Uhr verlangte sie die Leberpastete, schmollte, daß sie nicht mehr da war, und bat um Wasser. Um zwei Uhr kam sie zu sich und vermachte Hans ihre Geige. „Du kannst nichts damit anfangen, ich weiß," sagte sie. „Wenn das Kind am Leben geblieben wäre, vermachte ich dir das Kind. Jetzt ist's die Geige." Und nach einer Weile: „Es ist doch schade, daß wir den Mohnsaft weggeworfen haben; heut müßte sich so etwas schön trinken."

„Leidest du, Liebste?" fragte Hans, selber ein Mann der Schmerzen.

Sie schüttelte den Kopf. „Mir ist nur übel. Ich möchte ein Glas Wein haben. Säuerlichen, Hans. Ich meine, du habest mir einmal welchen gebracht. Vielleicht hat ihn die Hebamme weggetrunken.“

Hans sah nach; er war noch da. „Dergleichen hält sich an der Roten, Else,“ scherzte er betrübt. „Magst du wirklich?“

Sie nickte und sah ihm mit durstigen Augen auf die Hände. Da nahm er ein rechtes Wasserglas und schenkte es verzweifelt bis zum Rand voll. Sie klammerte beide heiße Hände um das kühle Glas und um seine Rechte, die es ihr zum Mund hielt, und trank ohne abzusetzen bis auf den Boden leer. Es war eine sakrale und symbolische Handlung. Nachher sank sie erschöpft in die Kissen zurück, doch zum erstenmal von einem Trunk wirklich erquickt.

Morgens um fünf Uhr starb sie. Hans drückte ihr die Augen zu und merkte, daß das nicht so leicht getan ist, wie er es schon beschrieben hatte; das Auge entschließt sich zu allerletzt zum Verzicht auf die Welt. Nachher bekam er Kampf mit dem einsamen Unterkiefer, der nun, da es keinen Zweck mehr hatte, die Haltung aufgab. Schließlich kam ihm eine Frau zu Hilfe, die Else ein Tuch um den Kopf band. Jetzt sah sie auf einmal nur aus, als habe sie ein wenig heftig Zahnweh. Hans wollte sich neben ihr sitzend davon betrügen lassen; dann entschloß er sich zur Wirklichkeit. „Ach nein, Else,“ sagte er traurig, „dir tun die Zähne nicht mehr weh,“ und streichelte ihr die eingefallenen Augen. Er ließ es nicht zu, daß die Frau sie kämmen wollte, sondern

nahm ihr den Kamm aus der Hand und tat es selber; er wand ihr auch die braunen Flechten und steckte sie ihr mit ihren Haarnadeln um die Stirn. Er bestellte den Sarg und bewirkte die Anmeldung bei Pfarrer und Totengräber.

Leute kamen, sahen und gingen. Am dritten Tag erschien das musikalische Ungeheuerchen in der Wohnung. Es weinte wie ein Maienregen und rang die Hände. Dennoch konnte Hans sich nicht enthalten, ihm zu sagen, daß er sich miserabel betragen habe. „Ganz miserabel mein Herr," betonte er elend; er war händelsüchtig vor Leid. Aber der junge Mann ging nicht darauf ein. Dafür spielte er in der Kirche droben von der Orgel herab wie ein Erzengel, und Hans war wieder versöhnt mit ihm. Am Grab gab er ihm die Hand, und es war wenig Unterschied zwischen ihnen; beide weinten. Darauf ging das Ungeheuerchen weiter, seinem Ruhm nach. Und Hans verließ das Städtchen mit Elses Geige, verwaist und auf neue verlassen, aber nicht mehr ratlos.

Die goldene Fratze

Vor Jahren wurde in einer schweizerischen Stadt der Raubmörder Stüssy hingerichtet. Man hatte ihn schuldig befunden, am hellen Tag auf offener Landstraße die dreißigjährige Elegantin Herma Schaad, die seine Jugendfreundin gewesen war, getötet und beraubt zu haben. Der Staatsanwalt Bertholet, der die Anklage gegen ihn vertrat, stand in seiner Kindheit beiden nahe und war mit ihrem Schicksal eng verknüpft.

Die drei Personen lebten zu ihrer Zeit als Nachbarskinder in dem Städtchen Bärweid. Stüssys Vater hatte eine Spezereihandlung, Bertholets betrieben eine kleine Papierfabrik, Herma Schaad war die Tochter eines Oberlehrers an der Bezirksschule. Die Kinder unterhielten eine Freundschaft miteinander, als deren Mittel- und Brennpunkt der früh erschienene Reiz des damals etwa dreizehnjährigen Mädchens figurierte. Emil Bertholet und Niklas Stüssy besuchten das Gymnasium; Bertholet galt als ein mittelmäßiger, aber in seiner Mittelmäßigkeit zuverlässiger und bestrebter Schüler, während man auf Niklas eher große Dinge hielt und nur gegen sein allzeit reges Phantasieleben ankämpfte. Beide Knaben waren für ihre vierzehn Jahre körperlich weit voran; es gab zwar in dem günstigen Himmelsstrich, unter dem sie aufwuchsen, noch mehr solcher vorgeschrittener Gewächse, doch bildete ihre allgemeine Interessiertheit und die vorzeitige Lust an der männlichen Spekulation eine Ausnahme. Die germanische Art hält auch in den günstigsten Entwicklungsumständen bis in die Jünglings-

jahre hinauf am Typus des Kindes fest; er wird für die Regel nur durchbrochen, wo fremdes Blut neue Gebilde treibt, oder wo, wie in diesem Fall, eine besondere Sonne die Säfte im jungen Trieb kocht.

Der Einfluß, den die wunderliche Lieblichkeit der kleinen Schaad auf das Wachstum und den Seelenbau der Knaben ausübte, war so offenbar, daß ihn auch die Eltern erkennen mußten. Zuerst wurde Stüssys Mutter darauf aufmerksam. Sie hoffte umsonst, dem Verhältnis eine andere Wendung zu geben, indem sie das Mädchen unter ihre Hand zu bringen suchte. Herma hatte ihre Macht bereits erkannt und war mit diesem Augenblick dem fraulichen Erziehungskreis entrückt. Darauf versuchte es Frau Stüssy mit den Knaben. Sie gab ihnen Nachhilfestunden im Französischen, nahm ihre jungen männlichen Kräfte im Haus herum in Anspruch, und legte es darauf an, da sie noch hübsch war und über mancherlei Werte und Listen verfügte, sich an die Stelle der kleinen Schaad zu bringen. Die Knaben begeisterten sich in aller Ehrfurcht für die gescheite blonde Frau, aber ihre Träume entfernten sich nicht von den frühlingshaften Reizen der Freundin.

Als sie den Mißerfolg eingesehen hatte, besprach sich Frau Stüssy mit Bertholets. Man war dort zunächst wenig geneigt, die Sache von der subtilen Seite anzufassen; doch erinnerte Frau Stüssy die alten Leute so erfolgreich an die Tänze und Sprünge der eigenen Jugendtage, daß der Vater einwilligte, den Knaben ein chemisches Laboratorium herzurichten. Diese freuten sich über die Zuwendung, arbeiteten eifrig und mit System zwischen

Tiegeln und Gläsern, und tauschten miteinander Gedanken aus über Hermas Vorzüge. Sie verbargen ihre Leidenschaft und ihre Eifersucht gegeneinander unter ruhigen Gesprächen; aber in der Einsamkeit der Nacht übermannte sie immer häufiger der dumpfe Zorn über die Unzulänglichkeit des Lebens, und statt zu schlafen, wälzten sie sich voll Haß und Leid auf ihren Matratzen umher. Stüssy machte von Selbstverachtung glühende Votivgedichte an die Adresse Hermas, die sie nie erfuhr. Emil Bertholet verfaßte schmerzvoll überlegene, in allen Skeptiken gehärtete Reden im Stile Ciceros, die das Mädchen ebenfalls nicht kennen lernte. Sie verloren den Appetit, wurden in der Schule getadelt und zu Hause gemaßregelt, und erlebten schließlich, daß ihnen Herma vorwarf, sie seien langweilig und sähen schlecht aus.

Doch tat nun Frau Stüssy Schritte, um dem Wesen ein Ende zu machen. Sie erschien in der Wohnung des Bezirkslehrers, verlangte dort Mann und Frau, und legte das zähe Kinderverhältnis in allen seinen Phasen dar. Sie legte anschaulich die Gefahr aus, die die Eltern Schaad mit ihrer Tochter liefen, und schlug ihnen vor, das Mädchen schon jetzt, statt erst in einem Jahr, ins Welschland zu schicken, aber ohne weiter Bezug auf die Ursache zu nehmen. Die Eltern Schaad sahen die Vernunft der Vorschläge ein und beschlossen ihnen gemäß. Unbeschadet der Verschwiegenheit setzten sie sich zudem vor, ihre Tochter von jetzt an bis zum Schluß noch kräftig kurz zu halten.

Sie konnten dadurch nicht verhindern, daß die

jungen Leute einander auf dem Weg zur Schule trafen. Die Maßregeln der Eltern Schaad fielen auch so durchsichtig aus, daß die kluge Herma ihre Ursache erriet. Sie teilte den Jünglingen mit, daß sie ihretwegen schlechte Behandlung erleide, und ließ sie ahnen, daß das eine Ungeheuerlichkeit sei. Zu einer andern Zeit fragte sie nach dem Abschiedsgeschenk, klagte über die ewig leeren Hände der Freunde, und wünschte sich schließlich geradeaus ein gewisses Medaillon, das sie in den Tagen ihrer Vertrautheit mit Frau Stüssy an ihrem Hals gesehen und das ihre Begehrlichkeit erregt hatte. Den Einwand des jungen Stüssy, daß seine Mutter sich von dem Schmuckstück nicht trennen werde, beantwortete sie mit der Anklage, daß ihre eigene Mutter der Knaben wegen von der Tochter und diese von Eltern und Heimat scheiden müsse, während, wie es scheine, von der andern Seite weiter kein Opfer gebracht werden wolle. Gut, sie verlange auch keines, aber sie wisse jetzt Bescheid über den Wert der Freundschaft. Die Jünglinge sahen bekümmert dem schönen Mädchen nach, wie es freihin und zornig die Straße hinauf schritt und mit seinen kräftig-schlanken Beinen die Röcke hinter sich warf. Bei jedem Schritt leuchteten die blaßvioletten Volants seines Unterrocks auf; es federte auf den Zehen und stieß herrisch mit den Schultern seinen Tag vor sich her. Seine Kleidung hatte bereits persönlichen Stil; man sah ihr an, daß es auch damit seinen Kopf durchsetzte. Außerdem hatte Herma dicke dunkelblonde Zöpfe, die sie außerordentlich wertvoll und weiblich erscheinen ließen. Die Freunde kamen überein, daß bei Frau

Stüssy ein Versuch gemacht werden müsse, des Medaillons habhaft zu werden.

Das Schmuckstück, das sich Herma wünschte, war eine altmodische flache Kapsel aus Gold, die eine Teufelsfratze darstellte und geöffnet werden konnte. Was sie enthielt, wußte außer Frau Stüssy niemand, auch nicht ihr Mann, der sich nur um seine Spezereihandlung kümmerte, etwa noch einmal im Haus nach dem Rechten sah, und übrigens kein größeres Vergnügen kannte, als bei einem Krug Bier im Hinterstübchen mit zwei Gesinnungsgenossen zu politisieren und Karten zu spielen. Eine Frage ihres Sohnes nach dem Inhalt des Medaillons hatte sie mit einem gleichmütig ausgesprochenen: „Nichts" beantwortet und für alle Zeit erledigt. Nun befanden sich gegen den Abend dieses Tages Mutter und Sohn in der Wohnstube. Niklas stand am Tisch über einem ausgebreiteten Pflanzenwesen, das er vom heutigen Nachmittagsgang mit dem Botaniklehrer heimgebracht hatte und eben für sein Herbarium vorordnete. Daneben lagen Tabellen. Die Mutter saß vor ihrem Sekretär in der Fensternische, wo sie aus dem Kundenbuch Auszüge machte und Posten ins Foliobuch übertrug. Die Schreibereien waren samt und sonders ihre Sache; Stüssy befaßte sich nicht mit der Feder. Es war eben recht Frühling geworden; ihre tüchtige Lunge atmete mit ruhevollen Zügen den entfesselten Wohlgeruch ein. Ab und zu warf sie einen im Abendglanz widerleuchtenden Blick nach der Amsel, die auf dem gegenüber ragenden Giebel saß und sang. Ihre Miene sah halb belustigt, halb besorgt drein, so als wollte sie sagen: „Eigentlich

stört mich der wohlklingende Tagedieb an der Arbeit; ob er nicht bald wieder Hunger bekommt?" Nach ihrem Sohn blickte sie nicht; den hatte sie im Gefühl. Sie wußte auch schon, daß er einen Stein auf der Schulter wälzte und sich nicht getraute, abzuladen. Jetzt hob er hastig den Kopf.

„Sag' mal, Mutter, hast du Zeit?" fragte er; seine Stimme klang gemacht gleichmütig, aber Frau Stüssy hörte sofort, daß er ein schlechtes Gewissen hatte.

„Ja. Warum?" antwortete sie. Sie hielt ein Blatt mitten im Umwenden zwischen den Fingern fest. Der Tagesschein durchleuchtete es. Horizontale Schriftzeichen bauten sich sauber und mühelos zu einer Treppe sichern Wohlstandes hin; zu jeder Seite stiegen wie Kolonnen blauer Edelknaben vertikale Zahlenreihen auf und ab. Es war ein Umgang des bürgerlichen Fleißes, ohne Kaiser und Papst, ganz demokratisch und vor sich selber.

„Ich wollte dich etwas fragen," stieß Niklas hervor und errötete. „Ja — nämlich, ist dir an dem Medaillon besonders viel gelegen, das du anhast? Es fällt mir nur so ein, wirklich."

Er sah starr in seine Pflanzentabelle, scheinbar bereit, sofort weiter zu lernen. Frau Stüssy wendete ihr Blatt um; sie wußte schon wieder alles.

„Es ist mir ziemlich viel daran gelegen," entgegnete sie mit bemerklichem Spott, während zugleich ein Fältchen zwischen ihren gut gezogenen Augenbrauen erschien. „Jedenfalls mußt du einen braven Hut aufzusetzen haben, wenn ich es dir einmal abtreten soll." Sie stand einen Moment an. „Herma hat mich übrigens

auch schon darum gefragt," setzte sie im Vorbeigehen dazu, indem sie ins Zimmer nach der Uhr blickte; nebenher sah sie, was sie sehen wollte, nämlich, daß der Hieb traf. Niklas knickte zusammen und nahm eine knabenhafte und bedürftige Haltung an, wie man sie in der letzten Zeit selten mehr an ihm beobachtete. Die Mutter wußte nun nicht, sollte sie ihn dafür lieb haben, oder ihm wegen des Raubes zürnen, den er in Gedanken an ihr ausgeführt hatte. Sie schrieb still ihre Seite vollends herunter, trocknete die Tinte ab und schloß das Buch. Darauf erhob sie sich, um in der Küche Anweisungen zu geben. Da ihr Weg sie an Niklas vorbeiführte, trat sie auf ein Weilchen hinter ihn und schaute ihm über die Schulter auf die Hände, die eifriger in den Pflanzen wühlten, als ihr nötig und für die Arbeit tunlich schien. Sie fuhr ihm mit den Fingern durch den blonden, dunkel geflammten Schopf, und sagte unter stiller Heiterkeit:

„Es ist schade um die Verwüstung, die ihr in der Schöpfung Gottes anrichtet. Käme nicht mehr Nutzen dabei heraus, wenn man zwanzig Ziegen ins Gras triebe, anstatt zwanzig Gymnasiasten, den Lehrer ganz ungerechnet? Hm?"

„Doch, vielleicht, Mutter," erwiderte Niklas gedrückt. Er hätte es gern gehört, wenn noch ein kluges Wort von ihr in seine schmerzhafte Unordnung getreten wäre. Sie aber glaubte das Nötige gesprochen zu haben und ging klaren Sinnes ihren Gang weiter. In der Nacht irrten seine Gedanken scheu und bittend vor den Göttern seiner Jugend umher; er hatte nicht mehr das reine



Gewissen, daß er sich ein kräftiges Gebet zutrauen durfte.

So von keiner Seite gehalten, fiel er als reife Frucht, nun selber ein Raub, in die Hand des Versuchers, der ihm am folgenden Morgen in der Gestalt seines Freundes vorschlug, die Kapsel zu entwenden, da sie doch nicht in Güte zu haben sei. Bertholet wußte viel stichhaltige Gründe, deren vornehmster das Recht der Jugend war, und warf zudem seinen schmalen, nach dem Wirbel hinten herrschsüchtig herausgebauten Kopf so verächtlich zurück, daß Niklas, der selber weder Gründe noch Ideen mehr hatte, dumpf einwilligte. Hermas Reisetermin war noch um eine Woche früher angesetzt worden; übermorgen sollte sie schon fahren.

Das Glück ist dem bösen Willen immer holder gewesen, als dem guten. Es kam der Absicht der jungen Leute entgegen, daß Frau Stüssy sich erkältete und im Bett liegen mußte. Sie rief Niklas zu sich und schickte ihn nach dem Arzt. Dann übergab sie ihm die goldene Kapsel mit dem Schlüssel zu ihrem Sekretär, damit er sie dort in ein bestimmtes Fach lege und das Möbel vor dem neuen Mädchen, das sie hatte, abschließe. Es schien ihm nicht, als denke sie noch an das neuerliche Vorkommnis; trotzdem dachte sie daran und wollte ihn gerade durch die Maßnahme wieder in ein rechtliches Verhältnis zu dem Schmuckstück bringen. Zuerst durchfuhr ihn eine heiße Freude beim Gedanken an Herma. Dann wurde er, ebenso jäh, schwermütig, weil er sich vorstellte, wie diese Freude unter dem reinen Blick der Mutter aussehen würde. Er führte voll Kummer über

sich selber den Auftrag aus, doch ohne den Sekretär abzuschließen, händigte der Mutter mit weggewandten Augen den Schlüssel ein und schlich davon, um sich planlos und gepeinigt im Haus herum zu treiben. Im Laufe des freien Nachmittags pfiff Bertholet auf der Straße. Der Vater Stüssy rief ihn aus der Ladentür an und machte einen Witz: „He, Herr Professor, gehen Sie nur hinauf; ich glaube, der Herr Doktor geruhen am Federhalter zu kauen.“ Emil ging hinauf und traf Niklas im Wohnzimmer.

„Dein Alter schickt mich rauf,“ begrüßte er ihn. „Er nennt mich immer Herr Professor. Ich muß ihm verflucht Eindruck machen. Hast du mich nicht pfeifen gehört?“ Niklas schüttelte den Kopf und es gab eine Stille. „Nun?“ machte dann Emil und ließ das Knie spielen. „Wieso, nun?“ fragte Niklas mit gerunzelter Stirn zurück; er stellte sich mit dem Rücken schützend gegen den Sekretär, entschlossen, die Ausführung des Komplottes zu verhindern. „Hast du das Ding?“ forschte Emil spöttisch und gab seinem Gesicht einen ungläubigen Ausdruck. „Ich weiß nichts von einem Ding, das hier zu haben ist,“ erwiderte Niklas abweisend. Seine Gestalt hob sich dunkel und gespannt gegen das offene Fenster ab. Hinter ihm schimmerten die polierten Rundungen und Kanten des Sekretärs hervor. „Das heißt, du weißt nicht, wie du dazu kommen sollst, und willst dafür den Ehrenhaften spielen. Wir kennen das.“

Niklas hob den blonden Rundkopf. „Mir ist im Gegenteil genau bekannt, wo sich die Kapsel befindet,

und ich kann jeden Augenblick daran," erklärte er scharf. „Ich habe sie selber dahin gebracht, wo sie liegt. Aber sie wird mit keinem Finger angerührt, verstanden?" Bertholet näherte sich ihm. „Ich weiß jetzt auch, wo sie ist," erriet er kalt lächelnd mit einem Blick auf den Sekretär. „Du sitzt ja fast darauf. Entschuldige, jetzt siehst du aus, wie die Henne auf dem Ei." Er trat ihm vollends unter die Augen. „Wird sie auch nicht für Herma angerührt?" fragte er überlegen und bohrte seine Blicke in die Stüssys.

Der Name Herma ging auf wie ein Zauberwort. Sogleich erschien zwischen den Freunden das Bild des hübschen Schulmädchens in einem verheißenden Linien- und Farbenspiel von Zöpfen, Lippen, Armen, Augen und Beinen, und hinreißend lächelnd aus einem trügerischen Serpentinenschwung blaßvioletter Unterrock-volants. „Ich will es ganz allein nehmen," bot Emil an. „Du kannst dabei zum Fenster hinaussehen. Sage mir nur ungefähr, wo." Niklas schüttelte den Kopf. „Ich werde es selber tun," erklärte er, bestürzt über seine eigenen Worte, doch darum nicht minder entschlossen. Was die Treue nicht zu verhindern und die Überredung nicht zu erzwingen vermochte, entschied die Eifersucht; der Vorgang ereignete sich hier nicht zum erstenmal auf der Welt. Da Niklas den Sekretär nicht abgeschlossen hatte, lagen keine Hindernisse im Weg, der ersten Sünde die zweite, größere folgen zu lassen. Er nahm das Medaillon mit einem harten Griff an sich, steckte es samt der Kette in die Westentasche und verließ mit Emil das Haus.

Die Freunde waren stillschweigend einig, Herma auf ihrem Gang von der Musiklehrerin, auf dem sie sie jetzt wußten, abzufangen. Aber Bertholet konnte es nicht geschehen lassen, daß Niklas dem Mädchen die Kapsel gab und dafür den süßen Lohn der bittern Tat einnahm; er wußte auch den rechten Weg einzuschlagen, ihn darum zu bringen, indem er ihm zu verstehen gab, daß er es für niederträchtig halten würde, aus dem zufälligen Besitz der Kapsel und der zugehörigen Mutter einseitige Vorteile zu ziehen, auch brachte er in Erinnerung, daß Niklas ohne ihn, Bertholet, überhaupt nicht dazu gekommen wäre, Herma mit dem Kleinod zu erfreuen. Da Stüssy um seine Haltung und um sein gutes Gewissen gekommen war, wirkte Bertholet mit den fadenscheinigen Argumenten, und schließlich fand er noch eine sophistische Erleichterung darin, ihm das Medaillon abzutreten, um nicht selber die dritte und größte Sünde auszuführen. Als die Freunde das Mädchen trafen, befand sich das Schmuckstück in Emils Westentasche.

Herma sagte sogleich, sie habe nicht viel Zeit, und man ging miteinander nach der Friedhofsmauer. Sie erzählte von ihrer Reiseausstattung, lauter rühmenswerte und ahnungslose Dinge; ihre roten Lippen kamen nicht einen Moment zur Ruhe. Plötzlich bemerkte sie die Einsilbigkeit der jungen Leute und begann wieder nach ihrer neuerlichen Manier mit ihnen zu zanken. Schließlich schwang sie sich schmollend auf die niedrige Kirchhofsmauer, schlug die Füße übereinander, streckte die Beine aus und betrachtete stirnrunzelnd ihre gelben

Schuhe; das kam ihr imposant vor. Eine Trauerweide neigte von irgendeinem Grab her die frischergrünten Zweige über ihren hübschen Hut. Ihre braunen und violetten Rocksäume flossen eigensinnig an der grauen Mauer herunter. Auf einmal griff Bertholet in seine Westentasche und trat auf das Mädchen zu. Mit zwei, drei hastigen Bewegungen seiner schmalen Hände wand er ihr die goldene Kette um die Knöchel, betrachtete sein Werk eine Sekunde und trat ebenso plötzlich zurück, wie er vorgetreten war.

Herma lachte erfreut auf und zog die Beine an sich, um den Schmuck davon zu lösen. Sie liebäugelte mit ihm in der Sonne, hängte ihn mit einer frühreifen Gebärde um den bloßen Kinderhals, und glitt weich von der Mauer herunter. „Jetzt muß ich jedem einen Kuß geben,“ sagte sie überzeugt und sah leicht errötend von einem zum andern. Als sie bemerkte, mit welchen Blicken die Freunde von unten herauf einander bewachten, wurde sie unsicher und in der Folge kleinlaut. Sie strich betrübt ihre Röcke glatt, guckte in den Himmel, seufzte und bemerkte endlich, sie müsse jetzt nach Hause.

Darauf gingen alle drei stumm auf dem Feldweg der Stadt zu. Bertholet war bleich vor Erregung und zitterte. Stüssy hatte die Augen voll Zorntränen und biß die Zähne aufeinander. Vor der Stadt blieb er stehen. „Du darfst die Kapsel erst in Lausanne tragen,“ bestimmte er und zog die Brauen zusammen. Herma nahm gehorsam den Schmuck vom Hals und tat ihn in ihr Handtäschchen. „Wir gehen jetzt hier ab,“ schloß er und reichte ihr die Hand. „Adieu. Laß es

dir gut gehen in der welschen Schweiz." Er verachtete sie in diesem Augenblick. Sie nickte ihm verschüchtert zu; ihr Mund verzog sich zum Weinen, aber Stüssy wandte sich kurz ab und ging davon. Nach etwa dreißig Schritten kam Bertholet hinter ihm hergelaufen: „Was rennst du so? Nimm mich doch mit."

Am andern Tag verreiste Herma. Am dritten stand Frau Stüssy auf. Als ihre Geschäfte sie wieder an den Sekretär führten, wunderte sie sich, daß er offen war; sie fand auch die Kapsel nicht am erwarteten Ort. Nachdem sie sie umsonst in den andern Fächern gesucht hatte, nahm sie ihr Mädchen ins Verhör; es kam ihr unschuldig vor. Im Vorbeigehen fragte sie ihren Sohn. „Niklas, weißt du etwas von dem Medaillon, das ich dich in den Sekretär schließen hieß?" Er verneinte kurz und, wie ihr schien, barsch. „Der Sekretär war auch nicht abgeschlossen," fügte sie, innerlich bereits von ihm zurücktretend, hinzu. Er sah mit einem offenkundigen Ausdruck von Unehrlichkeit an ihr vorbei. „Es kann sein, daß ich vergessen habe, abzusperren." Sie hörte, daß die Antwort vorbereitet war, und fühlte, wie ihr Herz sich zusammenzog. „Es wird sich wahrscheinlich sonstwo finden," schloß sie unzufrieden und wandte sich verdüsterten Gemüts von ihm ab.

Es wird den Eingeweihten auffallen, daß diese Vorgänge, in denen jedermann sofort den Schlüssel zu allen späteren Schicksalen Stüssys erkennt, im Lauf der Gerichtsverhandlungen nicht laut geworden sind; sie hätten ihm zu mildernden Umständen verhelfen können. Allein es ist ebenfalls unbekannt geblieben, daß, als nach der

Gefangennahme Stüssys ihn seine Mutter besuchte, beide überein kamen, die Geschichten der Jugend, mit allen Schatten und Lichtern der Erinnerung, sich als Eigentum vorzubehalten. Frau Stüssy hat ja auch wirklich dann die Aussage über ihren Sohn verweigert und die Tage des Gerichtsganges in ihrem Haus als die Gefangene ihres Kummers zugebracht. Der einzige, der außer ihr noch davon wußte, der Staatsanwalt Bertholet, schwieg aus Pietät; er dachte nicht daran, daß er selber durch jenen begehrlichen Vorschritt beim Sekretär seinen Freund auf den Abhang des Unglücks gedrängt hatte. Dagegen faßte er freilich seine neuerliche Verkettung mit dem Geschick Stüssys als Mahnung des Himmels auf, den Prozeß, den er von Staats wegen gegen den Jugendfreund führen mußte, als ein unbarmherziges Selbstgericht zu betreiben, durch das er sich von dem letzten Flecken jener Kindheitssünde rein wusch. So hatte sich das Verhältnis der drei Personen zueinander bis zu den Tagen des Prozesses nicht verändert, was auch jeder einzelne nebenher erfahren und erlitten haben mochte.

Die mütterliche Liebe der Frau Stüssy war ein klares Wasser, das auf Sonne und Wind immer eine schöne Antwort gab, das aber in der strengen Temperatur einer wirklichen Schuld gefror. Diese schmerzliche Starrheit der Mutter, der heiße Mangel, den Niklas durch das Fernsein des mit seiner Sünde geschmückten Mädchens erlitt, das ständige bohrende Wissen um den nicht wieder gutzumachenden und zudem fruchtlos gebliebenen Frevel, die Unmöglichkeit der Reue und Beichte, und

schließlich der Anblick der schnell reparierten Rechtschaffenheit seines Freundes in Schule und Haus verwandelten sich ihm zu Beweggründen und Händen, welche ihn auf dem einmal betretenen Bergsturz seines Ungeschicks rasch weiter abwärts stießen. Um sich zu zerstreuen, warf er sich auf die Lektüre jener sattsam bekannten Abenteuer- und Detektivromane, durch die er seinen Kopf mit der Gewißheit erfüllte, daß die ganze Welt schlecht und gerissen, der Fromme unausstehlich und der Gerechte kalt, und ein guter Wille darin von vornherein verloren sei. In der Hitze der Trübsal dorrte seine Seele ein und wurde unansehnlich. Sein Charakter veränderte sich und verkam langsam. Das Licht wich von ihm; er nahm nur noch zu an Alter, nicht mehr an Gnade und Weisheit. In der Schule erlitt er gehäufte Zurechtweisungen und Bußen, endlich auch Karzerstrafen. Als er aber wegen einer schlimmen Schlägerei prozessiert und aus dem Gymnasium ausgestoßen werden sollte, wartete er das Ende nicht ab; er verschwand in einer Nacht aus dem Elternhaus und aus Stadt und Gegend. Am Morgen fand sich die Ladenkasse des Vaters Stüssy erbrochen. Die Nachprüfung ergab, daß das Nickelgeld fehlte; das Gold sowie das große Silber und die Banknoten waren nicht angegriffen. Man wollte ihn noch da und dort gesehen haben. Da die Nachforschungen ungeschickt betrieben wurden, gelang ihm die Flucht ganz nach seinem verwirrten Willen. Wo das Unglück einmal aufgewacht ist, verbündet sich alles, es nicht wieder einschlafen zu lassen.

Nach kurzer Zeit wurde es still auf seiner Spur. Doch geschah nun, was niemand erwartet hatte: Stüssy, der Vater, nahm sich den Kummer zu Herzen, verlor die Lust am Kartenspiel, ging seinen bisherigen Freunden aus dem Weg und grämte sich ein Vierteljahr hin, bis man ihn eines Tages auf dem Speicher erhängt fand. Viele Leute nahmen den Vorfall zum Anlaß, dem ungeratenen Sohn eine Handvoll Verwünschungen nachzuschicken.

Frau Stüssy stand nun Tag für Tag mit doppelt verlassenen Händen hinter dem Ladentisch und verkaufte an Stelle ihres Mannes und ihres Sohnes den Leuten Spezereien. Sie wurde etwas schwer und wortkarg, und eignete sich einen Stil an, in dem sie mit den Kunden verkehrte. Den Alten begegnete sie ernsthaft und fest, den Leuten in voller Kraft mit Aufmerksamkeit; die jungen Menschen betrachtete sie nachdenklich und neugierig, die Kinder liebte und beschenkte sie. So trieb sie es durch zwanzig Jahre hindurch, ohne daß sie während der ganzen langen Zeit eine Nachricht von ihrem Sohn erhielt. Einmal ging die Sage um, er sei bei der französischen Fremdenlegion; niemand wußte, wo sie herkam. Dann wurde wieder jahrelang nicht mehr von ihm gesprochen.

Emil Bertholet brachte das Gymnasium hinter sich, absolvierte die Universität und wurde zweiter, darauf erster Staatsanwalt in Luzern. Herma war von der Pension weg von einer vornehmen italienischen Dame halb als Zofe, halb als Gesellschafterin angenommen worden. Sie kam weit in der Welt herum;

bald schrieb sie aus Ägypten, bald aus Norwegen. Wieder zu sehen bekommen hatte man sie erst einmal auf einen halben Tag bei einer Durchfahrt nach der Riviera, im Alter von fünfundzwanzig Jahren. Sie war groß und ansehnlich geworden und nach der Leute Urteil, die sie gesprochen hatten, nobel und lustig. Frau Stüssy befand sich nicht unter diesen Leuten. Später starb die alte Dame und hinterließ Herma als ihre Erbin. Im Städtchen tauchten Gerüchte auf, daß sie sich in den schweizerischen Fremdenorten auf unschweizerische Weise vergnüge. Dann dauerte es aber nicht mehr lange, bis man in der Zeitung las, sie sei von einem unbekannten Individuum, das man sofort nach der Tat verhaften konnte, ermordet worden.

Nun brach der Faden nicht ab. Die Polizei machte bekannt, daß der Mörder einen falschen Namen und falsche Ausweispapiere führe, daß er von Amerika komme, aber unzweifelhaft ein Schweizerbürger sei. Übrigens scheine er stumm zu sein oder er simuliere Stummheit. Nach acht Tagen erfuhr man noch immer nichts über ihn, als daß er sonst ruhig war und den Mord unumwunden durch Kopfnicken gestand, auch daß er seinem Opfer einen Halsschmuck entrissen habe, von dem man nur die zerbrochene Kette besaß; das Medaillon, das daran gehangen hatte, konnte man nicht wieder finden, so oft und genau man die Stelle auch absuchte. Der Mörder selber verweigerte, immer kopfschüttelnd, die Auskunft darüber. In der dritten Woche endlich lief eines Nachmittags gleichsam atemlos von der weiten Reise und heiser vor Mitteilung das Geschrei in den

Gassen des Städtchens um, der Mörder sei Niklas Stüssy, der entlaufene Sohn der Krämerin.

Am nächsten Tag ging der Rolladen des Spezereigeschäftes nicht in die Höhe; Frau Stüssy war fort, niemand wußte, wohin. Sie blieb drei Tage abwesend; am vierten morgens in der Frühe tat sie ebenso unerwartet den Laden wieder auf und stellte sich hinter die Teke. Sie sah aus wie immer, und es ging nichts Neues um sie vor, außer daß sie die jungen Leute noch neugieriger betrachtete, als bisher, und die Kinder reichlicher beschenkte; manchmal sprach sie lange mit ihnen und hielt sie auf ihren Botengängen auf.

Als Frau Stüssy in die Zelle ihres Sohnes trat, erhob sich Niklas langsam von seinem Schemel und sah ihr mit der gleichgültigen Aufmerksamkeit, die er jetzt als stummer Angeklagter für die Vorgänge um sich her hatte, entgegen. Er erblickte zunächst eine würdige ältere Frau mit einem sympathischen Gesicht und noch ziemlich hellen Augen, um die viel Wissen wohnte. Obwohl er darauf gefaßt sein mußte, wieder mit seiner Mutter zusammen zu kommen, erkannte er sie zunächst nicht. Ihre Züge hatten sich in seiner Erinnerung zur reinen Kälte und Selbstgerechtigkeit verzerrt, und wenn er sie auch nicht gerade haßte, woran ihn ein Rest von kindlicher Ehrfurcht hinderte, so war sein Hauptgefühl ihr gegenüber doch eine entschiedene Abneigung. Vollends erwartete er nicht, daß ihre gerechten Füße sie zu ihm ins Gefängnis tragen würden.

„Grüß dich Gott, Niklas," sagte Frau Stüssy einfach. „Ich bin deine Mutter. Kannst du dich noch an mich erinnern?"

Ihr Wort erschien urplötzlich vor seinen Augen wie ein Mond über dem Wald. Das verzerrte Gesicht in seiner Erinnerung löste sich, nicht etwa in nichts, sondern in jenes gnadenreiche Licht auf, das die Tage seiner frühen Kindheit verklärte, und darin erschien mit der Form seiner klaren Güte das wahre Gesicht der Mutter, das er verehrt hatte, ehe er es betrübte, und das über seinen ersten Wegen wachte. Damit verglichen seine Augen, wie im Blitzlicht, die vertieften Züge dieses stillen Altfrauengesichtes; er begriff, daß die Güte nicht kleiner geworden war, aber das Verständnis und die Einsicht nun alle übrigen Räume einnahmen und da Demut wirkten. Er tat ihr ein paar unwissende Schritte entgegen und hob, verzagt im Gefühl seiner Verkommenheit, eine Hand nach ihrer trostreichen Erscheinung.

„Mutter," sagte er betrachtend. Es war das erste Wort, das er seit seiner Verhaftung sprach. „An dich habe ich jetzt nicht gedacht, Gott verzeih mir's. Du kommst zwar um zwanzig Jahre zu spät; aber es ist vielleicht dadurch mehr nütze."

„Ich dachte, es ist besser, ich komme jetzt, als gar nicht," erwiderte sie, und fuhr fort, zu ihm vorzuschreiten. „Aber an den zwanzig Jahren ist wohl Gott schuld, der es macht, wie er will. Vielleicht sah er, daß er uns nicht billiger haben konnte. Darum durftest du mir auch nicht schreiben, sonst hätte ich dir zu früh Bericht gemacht und es wäre nichts rechtes daraus geworden. Wir sind jung und verstehen nichts voneinander, und werden alt und können nichts besser machen. Du bist

groß und stark geworden, Klaus. Du siehst drein, wie dein Vater selig, als er jung war."

„Ist mein Vater gestorben?" fragte Niklas, immer mit dem Blick im Gesicht seiner Mutter, in das er sich mit steigender Ergriffenheit hineinarbeitete. „Wann denn?"

„Ein Vierteljahr, nachdem du fort warst, Klaus. Dein Haar ist jetzt dunkler, aber immer noch geflammt, und du hast noch Locken. Jetzt bist du vierunddreißig Jahre alt. Warum hast du dich an der Herma vergriffen?"

„Woran ist mein Vater gestorben?" fragte Niklas zurück und hielt gespannt den Blick seiner Mutter fest. „An einer Krankheit?"

„Er ist an einem Unglück gestorben," erwiderte Frau Stüssy und begegnete seinen forschenden Augen mit der gestillten Zeitlosigkeit ihres Greisenblickes. „Er hat sich uns entrückt; wir sind nicht seine Richter und nicht seine Angeklagten. Du gleichst ihm am Mund und um die Augen. Wie du's hier feucht hast! Der Kalk fällt dir von den Mauern. Ich habe nie gedacht, daß du einmal einen Bart haben werdest. Bist du mit dir einig, Klaus?"

Stüssys Augen vereinigten sich auf einen Moment betroffen zwischen ihren Brauen, wo ihr dauerhafter Wirklichkeitssinn wohnte. Dann errötete er heftig und wandte sich ab.

„Willst du nicht hier sitzen, Mutter?" fragte er, indem er seitwärts nach seinem Schemel wies. Sie gehorchte.

„Man wird dir von jetzt an besseres Essen geben, Klaus," fuhr sie fort von Nebendingen zu reden, um nicht merken zu lassen, daß sie wartete. „Ich will dem Gericht auch sagen, daß du es so feucht hast; hier bekommst du Rheumatismus; es ist sogar für einen Hund zu naß."

Niklas ging unter steigender Erregung in der Zelle hin und her.

„Du wirst mir einen Gefallen tun, Mutter," entgegnete er hastig, „wenn du dem Gericht überhaupt nichts sagst. Es ist gut, wie es ist; vielleicht wollte es wirklich Gott so haben. Du kannst nicht gezwungen werden, über mich Auskunft zu geben. Du weißt auch nichts von mir. Ich bin jetzt in den Rädern der Gerechtigkeit; wer mich etwa herausreden wollte, den — den würde ich hassen, verstehst du. Ich will nichts mehr, als daß es endlich ein Ende gibt. Wenn du mich lieb hast, läßt du mich das allein durchfechten. Du kannst ja für meine Seele beten, das ist mir viel lieber."

„Wenn du mir das in einer ruhigen Stunde wiederholst," erwiderte sie mit großen Augen, „so will ich es wirklich so halten; aber du mußt es mir ganz still und gottesfürchtig sagen, damit ich merken kann, daß du in einem Frieden stehst. Warum redest du anders als früher? Ich habe es gleich gemerkt. Kaust du Tabak?"

Er schüttelte kurz den Kopf: „Nein," starrte einen Augenblick düster vor sich hin und trat unter dem Anstoß einer innern Erschütterung vor seine Mutter: „Mutter, glaubst du, daß ich ein Raubmörder bin?" fragte er und sah ihr wühlend in die Augen. „Glaubst du es?"

„Nein,“ erklärte sie einfach und unbewegt. „Du bist kein Raubmörder. Du bist wahrscheinlich nur ein Totschläger. Hat sie dich gereizt, Klaus? Ich glaube, sie war nicht mehr viel wert.“

Er fuhr sich mit den Fäusten an den Rockkragen.

„Du mußt es aber glauben, Mutter,“ rief er aufflackernd. „Ich habe sie ermordet und beraubt, also bin ich ein Raubmörder. Das Gericht wird es mir bestätigen.“

„Wo hast du dann die Kapsel, Klaus? Damit könntest du es vielleicht beweisen, wenigstens dem Gericht.“

„Dir nicht?“

„Nein.“

Niklas lachte unsicher. „Dann ist es ein Glück, daß das Gericht mir ohne Beweise glaubt. Du bist eine verdammt gescheite Frau, Mutter. Aber die Kapsel habe ich doch nicht.“

„Weißt du, was darin ist?“ fragte Frau Stüssy weiter; sie wich keinen Schritt von ihrem geraden Weg ab.

„So, ist etwas darin?“ machte Niklas überrascht. „Nein, ich weiß es nicht.“

„Sieh nach. Neben dem Hals ist eine versteckte Feder. Ich glaube nicht, daß Herma sie gefunden hat; sie ist nicht für oberflächliche Augen. Möchte man nun nicht sagen, der Schmuck sei schuld an allem?“

Niklas wurde unruhig. „Willst du ihn haben?“ stieß er hervor. „Ich weiß, wo er ist.“

Sie tat einen zwielichten Blick in sein Gesicht und erhob sich.

„Ich weiß es auch," erwiderte sie sorgenvoll. „Mir scheint, dein Herz hängt noch daran. Heute will ich nichts von dir; vielleicht bist du morgen gelassener. Dann reden wir weiter."

Dies Wort traf ihn wieder.

„Ja, dann reden wir weiter, Mutter," wiederholte er erleichtert und sah ihr lebhaft ins Gesicht. „Du mußt nämlich wissen: zwingen lasse ich mich jetzt zu nichts mehr. Aber wenn du mich wieder als Kind aufnehmen willst — ich bin eigentlich deshalb zurückgekommen. Hätte ich nur dich zuerst getroffen, statt einem Kleideraffen, so wäre alles anders gegangen. Du hast gesagt, es sei Gottes Wille. Es ist mir recht; so habe ich Gottes Willen ausgeführt. Wann kommst du wieder?"

Als die Mutter fort war, stand Niklas lange am gleichen Fleck und starrte auf den Boden. Dann sah er die Wände an, von denen der Kalk losblätterte, und erinnerte sich, daß die Mutter es bemerkt hatte. Er freute sich darüber. Sie war ein gerader, unbeschädigter Mensch, der sich den Blick frei gehalten hatte; man konnte sich auf sie verlassen. Er ging eine Zeitlang den Mauern nach im Geviert in seinem Käfig herum, wobei er einen überaus lockenden Gedanken im Kopf bewegte. Schließlich blieb er in der Nähe der Tür stehen, preßte sich eng an die Mauer und griff schnell in den Mund, aus dem er die goldene Kapsel hervorbrachte. Sie schimmerte blaß auf in dem elenden Gefängnislicht; die grünen Steine der Fratze blitzten verhalten. Er suchte und fand die Feder; der Deckel

sprang auf. Niklas erblickte einen kleinen schneeweißen Milchzahn, der unschuldsvoll lächelnd inmitten des schlimmen Goldes lag und von entschwundenen Zeiten aussagte.

Lange schaute der Gefangene hin und dachte und kämpfte, bis ihm die Kraft ausging. Dann brachte er die Kapsel an ihren Ort zurück und nahm seine vorige Wanderung wieder auf, doch nun ohne Plan und Eifer, nur um sich nicht geradehin überwältigen zu lassen. Er sah nun wohl ein, daß die Mutter nicht allein klüger, sondern auch stärker war als er. Als es dunkel wurde und er nicht mehr fürchten mußte, beobachtet zu werden, ergab er sich; er weinte etwa eine Stunde lang. Mit einer unbekannten Wonne fühlte er, wie ihm Last um Last von der Seele fiel und er für seine groteske und ziellose Feindschaft Ruhe und Festigkeit eintauschte. In dieser Nacht wurde ihm auch zum erstenmal im Gefängnis ein einigermaßen erquicklicher Schlaf zuteil. Als ihn die Mutter am nächsten Tag wieder besuchte, war er wirklich still und stand in Frieden.

Er berichtete jetzt freiwillig die näheren Umstände des Mordes, und wie er dazu gekommen war. Nachdem ihn draußen eine ganze Folge von Ungeschick und Niedertracht vollends um die Haltung gebracht und auch dort vom Steg herabgestoßen hatte, ergriff ihn eines Tages die Sehnsucht nach der Vaterstadt und seiner Jugend. Mit den Trümmern der Kindheit in der Brust betrat er dankbar den Boden der Heimat und glaubte sich nun geborgen. Wahrscheinlich wurde dieser Irrtum sein Verhängnis; er machte ihn wehrlos und verführte ihn

zur Unachtsamkeit und zu einer gefährlichen Träumerei, die ihn so oder so mit seiner wilden Wirklichkeit in Konflikt bringen mußte. Die Eltern zogen ihn nicht weiter, der Vater noch mehr als die Mutter; seine ganze Sehnsucht und sein Glaube an sich selber hingen an dem Jugenderlebnis mit Herma. Dort sah er sein besseres Teil, seine Zukunft, seine Verheißung. Er besorgte nicht, daß seine Eltern vor Kummer um ihn gestorben seien, er fürchtete nur, Herma könnte ihn vergessen und verraten haben. Wenn man sich die idealistischen Prinzipien unserer Erziehungsmethoden vorstellt, so darf man sich nicht über die Hartnäckigkeit wundern, mit der er sich diesen unsachlichen und gefährlichen Spekulationen hingab. Wir werden auf Schritt und Tritt gelehrt, unser Heil außer uns zu suchen. Einmal daran gewöhnt, ist es nur noch eine untergeordnete Frage, welches Ideal außer uns wir wählen, doch hängt manchmal unser Schicksal davon ab. Niklas Stüssy erlebte das Schlimmste, was ein Mann seines Schlages erleben kann: das Ideal, dem er bis auf den letzten Rest sein Lebensglück hingeopfert hatte, erschien ihm an der Seite eines Galans, geschminkt, gepudert und aufgeputzt, mit dem eitlen Lächeln der Gefälligkeit auf den Lippen, und zu einer umgänglichen, leicht erreichbaren Realität herabgesunken, die bekannt von Hand zu Hand ging.

Niklas wäre nun nicht im Affekt gewesen, wenn er genau hätte sagen können, was weiter geschehen war. Die grenzenlose erbitterte Wut des Sünders, dem sich ein Heiligtum, das ihn in den Stand der

Gnade und Gerechtigkeit zurückversetzen soll, als Betrug entlarvt, ist bekannt. Er vermochte sich zu erinnern, daß er mit einem Faustſtreich den Galan von ihrer Seite trieb; dann bekam er den Gedanken, wenigstens das Medaillon zu retten, das die unglückliche Person immer noch am Hals trug, doch wohl in Erinnerung an das schuldlose Vergnügen jener Tage, die es ihr als Abschiedsgabe eingebracht hatten. Niklas erblickte jedoch das letzte unbewußte und darum unbefleckte Symbol seiner Träume und Leiden darin, und hatte jetzt nur noch den Willen, es ihrem unheiligen Nacken zu entreißen und seinem verwaisten Altar wieder zu gewinnen. Auf diese Weise wurde er handgemein mit ihr. Sie rief um Hilfe; das brachte ihn vollends um die Besinnung. Es schwebte ihm ungewiß vor, als habe sie ihn in ihrem letzten Augenblick erkannt und mit dem Namen angefleht; aber er befand sich schon unter der Gewalt des fremden Gebotes, das seine Faust an den Hals der Liebedienerin führte und sie dort trotz aller Bitten unerbittlich festhielt, bis alles geschehen war.

Darin sah er sein Urteil; nicht daß er die Tat getan hatte, sondern daß sie durch ihn ausgeführt werden konnte, daß die feindliche Macht in ihm ein brauchbares Werkzeug gefunden hatte, verlangte nach seiner Ansicht seine Vernichtung. Weil er in der abergläubischen Vorstellung von der Sühnbarkeit eines Vergehens erzogen worden war, glaubte er auch, es sei alles gut, wenn er nicht mehr existiere. Er ahnte nicht, daß er ein kranker Mensch war, der des Arztes bedurfte, sondern empfand Genugtuung darüber, daß so viele Zufälligkeiten als

Belastungen gegen ihn auftraten. Der Überfall war am hellen Tag auf der offenen Straße geschehen, und man hatte ihn ganz in der Nähe auf einem Steinhaufen sitzend gefunden, während er nach der Behauptung der Leute einen Apfel betrachtete, den er unter einem benachbarten Baum aufgelesen haben mußte. Die zerrissene Kette lag neben dem Opfer im Straßenstaub; die Kapsel hatte er schon in Sicherheit gebracht. Als ihn die Polizisten nach dem Gefängnis führten, war es ihm gewesen, als brächten sie ihn nach Hause.

Frau Stüssy fuhr ihrem verlorenen und wiedergefundenen Sohn mit zitternder Hand durchs Haar und ahnte voll trüber Muttersehnsucht, was für ein Kind er sein mußte, um über seiner Kindheit zum Verbrecher werden zu können. Hier wickelte sich das Ende einer Verhandlung ab, zu der sie nichts beitragen konnte. Sie hörte mit eigenen Ohren, das Niklas verständig und klar über die Menschen sprach. Sie empfand den Frieden nah, in dem er stand, und richtete sich an der Festigkeit auf, die er durch die nächtliche Selbstreinigung gewonnen hatte. Nebenher berichtete sie ihm, was man über Hermas Vergangenheit wußte, von ihrem Leben als Gesellschafterin, während dessen ihre Tugend aller Wahrscheinlichkeit nach schon die ersten Beschädigungen erlitt, und von der Erbschaft, die nicht so reich gewesen war, wie die Leute im Städtchen fabelten, aber doch groß genug, um unlautere Subjekte anzuziehen. In kurzer Zeit fand sich das unbewachte Mädchen durch Galanterien und verräterische Heiratsversprechen um den letzten Franken gebracht und

den Lebemännern in die Hände gespielt. Endlich kam Niklas und vollendete ihr Schicksal. Wie man etwas später erfuhr, hatte die Teufelsfratze auf der Kapsel als eine Art von interessantem Verkehrsmittel gedient, dessen sich die Herren gerne zur Anbandlung bemächtigten, obgleich Herma, abergläubisch wie alle Kokotten, sie immer als einen Talisman betrachtete, der sie eines Tages aus den Händen der Schlechtigkeit befreien werde.

Nachdem Mutter und Sohn ihre Gegenwart miteinander beredet und sich über alle Notwendigkeiten verständigt, auch die alten Zeiten da und dort hatten wieder aufleuchten lassen, kam für sie die Stunde der Trennung, die sie in allem schweren Leid gefaßt und aufrecht überstanden. Der Greisin zitterten die Knie, als sie durch die unbarmherzige Tür endgültig die Nähe ihres Sohnes verließ, und sie wußte nachher nicht zu sagen, wie sie aus dem Gefängnis gekommen war. Niklas bekam noch einmal eine Reihe bitterer Stunden zu kosten; aber das Bewußtsein, für sein verlorenes Leben eine Mutter mit all ihrer klugen Liebe, ihrem Glauben und ihrer tiefen Gerechtigkeit eingetauscht zu haben, half ihm diesen letzten gefährlichen Ansturm der Verzweiflung überstehen, und, in seiner Überzeugung beschlossen, sein Schicksal vollends zu Ende erleiden.

Die Gerichtsverhandlung war so einfach und klar, daß sie kein Mensch begreifen wollte. Der Angeklagte machte einen seltsam zwiespältigen Eindruck von Entgegenkommen und gleichzeitiger Abwesenheit. Er zeigte Interesse für die Feststellung der Klagepunkte und Gleichgültigkeit gegen die moralische Situation; die Geschworenen be-

trachteten ihn daher mit Mißtrauen. Sein Offizialverteidiger, ein ganz junger Mensch, arbeitete verwirrt und verstört, weil ihm Niklas alle Schachzüge gegen das geschriebene Recht vereitelte. Der Richter, ein schwerer, heftiger Mann, gewann kein Verhältnis zu ihm und war verdrießlich. Er befand sich ziemlich früh in jener schlechten Laune, in der man ohne Hemmungen des Mitleids über einen Menschen ein Todesurteil abgibt. Der Staatsanwalt Bertholet hatte schwere Tage und schlimme Nächte und kämpfte einen ernsten und bedeutenden Kampf mit den Forderungen seines Amtes gegen die Stimmen der Teilnahme und der Trauer, die sich in ihm für den von der ganzen Menschheit verlassenen Jugendfreund erhoben. Aber er war nur ein willenloses Rad an der furchtbaren Maschinerie, worin der Staat jahraus, jahrein seine eigenen Glieder zerreißt, zerbricht und zermalt, und weiß nicht, warum. Er war ein unwissender Priester eines längst seines Sinnes beraubten blutigen Kultes, der sich durch die Jahrhunderte weiter wälzt, weil ihn niemand abstellt. Niklas hatte recht, auf diesem Weg zum erwünschten Tod zu bestehen. Ein Strick kann reißen, ein Schuß fehl gehen, Gift durch Gegenmittel unschädlich gemacht werden, aber die Stimmung für ein Todesurteil, einmal in einem Gerichtshof geweckt, ist durch keine Mittel zu brechen; sie wirkt mit vernichtender Zuverlässigkeit. Sein ganzer Prozeß konnte in einem Tag erledigt werden. Als die Abendsonne die Wände des Saales feierlich mit roten Teppichen behing, verkündete der Richter, daß das Gericht die Schuldfrage bejahe und Niklas Stüssy zum

Tod durch das Beil verurteile. Den noch lebenden Eltern der Ermordeten wurde der Weg zur Schadenersatzklage für das entwendete Schmuckstück beim Zivilgericht eröffnet. Des Angeklagten unentwegte Behauptung, er habe die angefallene Schaad nicht erkannt, wurde zu seiner Belastung geglaubt, und sein Stillschweigen über den Verbleib des mutmaßlichen Medaillons als verbissene Habsucht und niedrige Gesinnung ausgelegt. Die öffentliche Meinung und die Presse waren von dem Spruch befriedigt.

Die Eheleute Schaad verzichteten auf ihr Klagerecht. Man setzte den Termin des Nachgerichtes fest. Niklas lernte der Reihe nach alle weiteren Zeremonien eines ordentlichen Gerichtsgangs kennen. Er kommunizierte, weniger in Gedanken an Gott, vor dessen Richterstuhl seine Seele kommen sollte — nachdem sie schon von den Menschen in seinem Namen abgeurteilt worden war —, als in Erinnerung an jene dumpf-heilige erste Konfirmanden-Kommunion und die glückliche Kinderzeit, die sie abschloß. Seine Nächte teilte jetzt immer ein Wärter mit ihm, damit er nicht Hand an sich selber legte; es wurde nie mehr dunkel in seiner Zelle. Trotz der Gliederschmerzen, an denen er infolge der Feuchtigkeit litt, erfreute ihn eine gleichmäßig heitere und hoffnungsvolle Gemütsstimmung. Die Appellation an das höhere Gericht, die ihm der Offizialverteidiger vorschlug, lehnte er ab, sowie auch die Bitte der Eltern Schaad, wenigstens ihnen zu sagen, wo er das Medaillon ihrer Tochter hingebracht habe. Endlich um das Morgengrauen eines stürmischen und regnerischen

Dezembertages wurde er abgeholt, um zum Tod geführt zu werden.

Bei der Betreibung seines Unterganges hatte Niklas alles bedacht, nur nicht die traditionelle Roheit, durch die der Staat seinen Willen am Hals seiner Opfer ausführen läßt. Als der arme Mensch, zwischen den Wächtern im Regen vor dem Schafott stehend, den Scharfrichter mit dem bloßen Schlächterbeil erblickte, verfärbte er sich; seine Knie erzitterten unter ihm. Er hatte noch keine fürchterlichere Erscheinung gesehen, als diese stupide Staatskreatur mit dem verregneten Zylinder, dem schwarzen Frack, an dem das Wasser in kleinen, widerlich schimmernden Bächen herunterlief, und den wahnsinnigen weißen Handschuhen, die sich weithin sichtbar um den Stiel der Axt krümmten. Das alles machte ihm einen solch ekelerregenden Eindruck, daß er sich erbrach.

Vor dem Schafott, auf dem Boden des Gefängnishofes, standen einige der Geschworenen, sowie der Richter und der Staatsanwalt Bertholet, unter aufgespannten Regenschirmen. Bertholet war bleich; seine Zähne schlugen leise gegeneinander. Sein ehrliches Gesicht sah niedergeschlagen aus dem kurzgehaltenen Bart hervor; die blauen findigen Augen irrten ohne Licht und Zustimmung von einem Gegenstand zum andern. Ein Gefühl ratlosen Grauens vor sich selber und seiner amtlichen Funktion ließ ihn wünschen, das Schicksal mit seinem Jugendfreund vertauschen zu können, den nun die Knechte zum Block schleppten. Sie rissen ihm den Kragen und die Oberkleider ab, öffneten ihm das

Hemd und streiften es von seinen Schultern. Der Dezemberregen schlug auf seine nackte Haut, und der Sturm wühlte wie mit Fingern in seinem dunkelblonden, geflammten Haar.

Er tat einen letzten, verwirrten Blick um sich in die Höhe, gewahrte eine Wolke, die eben über den Gefängnishof flog, und fühlte, daß er Tränen in die Augen bekam. Die Knechte drückten ihn in die Knie und schoben ihm den Kopf über den Block, während er erschüttert zu schluchzen begann. Er fühlte kaum, daß man ihm die Hände auf dem Rücken festhielt. Schluchzend empfing er den Todesstreich; er empfand ihn als einen unendlich gemeinen Schlag auf die Wirbelsäule, der sein ganzes Nervensystem blitzschnell in einen jammervollen, wütenden Aufruhr von Protest versetzte. Er wollte aufschreien, aber da war seine Kehle schon von den Lungen getrennt, und im nächsten Augenblick schlug sein Kopf auf das Schafott, während aus dem Rumpf unter den letzten Herzstößen das Blut hervorschoß und sich rauchend über die Bretter verbreitete.

Weil der Scharfrichter infolge der Nässe des Bretterbodens ausglitt und hinstürzte, blieb der abgeschlagene Kopf Stüssys eine Minute im kalten Regen liegen; die Aufmerksamkeit der Anwesenden versammelte sich um den Scharfrichter. Wie man nachher fand, hatte er unter der Wucht seines Sturzes die Kniescheibe gebrochen. In der Zeit kehrte in den daliegenden Kopf das Bewußtsein zurück. Der Unterkiefer hörte auf zu zittern; das Gehirn fing eilig an zu arbeiten. Im Fliehen griff der reisefertige Geist aus der Tiefe seines Schatzes das Bild

der Jugendgeliebten auf, wie es gewesen war, ehe es der Lauf der Welt befleckt und entheiligt hatte. Stüssy sah sie augenblickslang unter den überhängenden Zweigen der Trauerweide auf der niedern Kirchhofmauer sitzen. Sie betrachtete ihre übereinandergeschlagenen Füße, um die eine goldene Kette gewunden war, und schwang dann lächelnd den hellen Blick zur Abendsonne auf. Dazu hatte er seltsam beruhigende Schmerzen im Hals, und sein Körper war außerordentlich leicht; er atmete gar nicht. Aber schon drängte eine andere Erfahrungsreihe vor. Das Gedächtnis tastetete und suchte. Die blutleeren Lippen bewegten sich; die Brauen zuckten. Stüssy schlug die Augen auf und orientierte sich. Halb traumhaft erkannte er das Lokal; es machte keinen Eindruck auf ihn. Er sah in seiner Umgebung sich bewegende Beine und Füße, fühlte den kalten Regen auf seine Wange schlagen, und fand plötzlich den gesuchten Gegenstand. Gewohnheitsmäßig wollte er die Hand zum Mund führen, erinnerte sich aber an das Geschehene und wandte sich scheu und halb unwillig davon ab. Zugleich bemerkte er, daß das Gefühl in den Wangen und dem Zahnfleisch schon erlosch. Mit Mühe bewegte er die Zunge; er beabsichtigte, die Kapsel aus der Backentasche zwischen die Lippen, in denen er jetzt am meisten Empfindung hatte, zu bringen, um sich noch einmal damit zu versichern und zu trösten; allein es ging schwierig und ungeschickt; der Tod war schon unterwegs. Als er sie endlich vorn hatte, begann sein Kiefer wieder zu zittern und er verlor die Herrschaft über das Objekt. Die Kapsel entglitt seinen Lippen; sie fiel heraus, ohne

daß es jemand beachtete. Der Kiefer zitterte heftiger; die Augen schlossen sich. Gleich darauf war Stüssy tot.

Als endlich einer der Knechte kam, um den Kopf zu holen, entdeckte er das Kleinod am Boden. Er hob es auf und zeigte es vor; es war eine goldene Teufelsfratze mit grünen Augen, die unter dem dunkelbewölkten Morgenhimmel weissagend blitzten. Der Staatsanwalt wurde noch bleicher, als er schon war, und zitterte sichtbar, während er die Hand danach ausstreckte. Jemand vermutete, Stüssy habe die Kapsel im Mund gehabt, darum sei sie nirgends gefunden worden. Bertholet reichte sie bestürzt dem Präsidenten hin, der sie nicht annahm, und gab sie verwirrt den Geschworenen weiter. Er folgte ihr mit kämpfenden, reuevollen Blicken. Die Erinnerung an die Unschuld und Sünde seiner Jugend stand mächtig in ihm auf und vernichtete den letzten Rest seines Stolzes, aber auch seiner Kraft. Während die Knechte den Sarg vorbeitrugen und die Geschworenen murmelten, brach der Staatsanwalt allen überraschend ohnmächtig zusammen.

Frau Stüssy stand um die Stunde der Hinrichtung hinter ihrer Theke und verkaufte mit dem milden Ernst, der ihr seit ihrer jüngsten Reise eigen war, Spezereien und Lebensmittel. Sie hatte in den Zeitungen noch die Berichte über den Prozeß verfolgt und von da an ihr Blatt ungelesen vorbeigehen lassen. Sie erkannte das einmal Gewordene an, soweit sie Gottes Hand dabei im Spiel sah; dem grausamen menschlichen Beschluß setzte ihr Selbsterhaltungstrieb eine widerneigte und nahezu eigensinnige Ablehnung entgegen. Sie merkte

erst aus dem Gebaren der Leute, die zu ihr kaufen kamen, daß das Letzte vollbracht war. Als sie annehmen konnte, die Mitteilung über ihren Sohn sei nun geschehen, nahm sie ihre tägliche Lektüre wieder auf und fuhr da fort sich über den Weltlauf zu unterrichten, wo sie wieder darein eintrat.

Aber etwa vierzehn Tage nach Stüssys Tod erschien unerwartet der Staatsanwalt Bertholet bei ihr und suchte eine Unterredung nach, die sie ihm im Spezereiladen ungern und zurückhaltend gewährte. Zwischen ihrem Geschäftsgang und dem Läuten der Ladenglocke auf ihrem Stuhl neben der Theke sitzend, legte er ihr auseinander, was er zum Teil wußte und zum andern Teil ahnte, und was sein Gewissen von ihm forderte, nämlich die Revision des Prozesses Niklas Stüssy. Er gab ihr die wiedergefundene Kapsel zurück, die sie zunächst nicht anrührte, bat sie um ihr Vertrauen und erklärte ihr, warum er glaube, mit seinem Unternehmen im Sinn des Toten zu handeln, der den Untergang, aber nicht die Unehre im Andenken der Menschen gesucht habe. Die Matrone sah Bertholet zwischendurch prüfend an. Sie bemerkte, daß er verfolgt war und litt. Sein herrschsüchtiger Kopf und sein kühler, findiger Intellekt schienen verstört und halbverzweifelt und ganz in den demütigen Dienst des Toten gegeben. Seine blauen Augen blickten ihr bittend und ängstlich erwartend ins Gesicht, und sie empfand für den mit dem eigenen Stock geschlagenen erschreckten Menschen Muttergefühle. Außerdem schien es auch ihr, als liege die Urteilsverbesserung im Sinne ihres Sohnes, und sie erklärte

sich dem Staatsanwalt zu Willen, doch immer noch ohne sonderliche Beteiligung ihres inneren Lebens.

Nun stellte er Fragen, machte Notizen und schlug Verbindungen, und nach einer Viertelstunde besaß er die Gewähr dafür, daß er das Gericht zu einem Justizmord angefeuert hatte. Hier war vor allem der Zeuge gefunden, der wußte und aussagen konnte, daß Stüssy das Mädchen gleich am Anfang erkannte, und also aus guten Motiven übel gehandelt hatte. „Und das sagte uns niemand!" stöhnte er auf. „Man ließ uns in die eigenen Spieße rennen!" Im Innersten vernichtet und entsetzt vor seiner Mitwirkung am dreifachen Unglück des Gerichtes, des Jugendfreundes und der ermordeten Herma Schaad brach sein letzter Halt vor der alten Frau zusammen, und er bereitete sich zu dem bevorstehenden Werk der Selbstopferung durch ein umfassendes Geständnis, nicht nur seiner Schuld, sondern auch seines kahlen Hochmutes und der tausend eitlen Beweggründe, die sein Leben bis dahin geleitet hatten, währenddessen die Greisin bestürzt zur Tür ging, zuriegelte und mit den Händen eine Anzahl zwecklose Dinge um sich her tat, von denen ihr Kopf nichts wußte. Jetzt mußte sie doch zu dem Furchtbaren, das sie immer zu betrachten vermieden hatte, Stellung nehmen. Sie tat es endlich, indem sie willig die letzte selbstgerechte Planke niederbrechen ließ, die ihr Unglück vom Unglück der Menschheit trennte, und den vorhandenen verlorenen Sohn eben dieser Menschheit an Stelle des eigenen aufnahm. Zugleich floß ihr Trost aus der Wunde der Welt entgegen. Sie ahnte den Beweggrund, der Niklas davon

abgehalten hatte, ihr von Bertholets Mitschuld Bericht zu geben, und es schien ihr ein neuer Beweis dafür, daß in seiner Abrechnung mit Herma und dann mit dem Leben das reine Herz Gottes die treibende Kraft gewesen war. Als Frau Stüssy den Laden wieder öffnete und Bertholet an die Sonne hinaus entließ, lag auf ihrem Gesicht ein Zeugnis jenes Wohlgefallens, das dem guten Willen verheißen ist, und das fortan nicht mehr von ihr wich.

Immerhin ging das Werk der Rehabilitation nicht auf einer Spur zum Ziel durch, wie Frau Stüssy erwartete. Es ist leichter aus einem Unglücklichen ein Verbrecher gemacht, als daß ein Verbrecher in den ehrlichen Stand der Unglücklichen zurückversetzt wird. Die Unglücklichen sind eifersüchtig auf den Vorzug ihres gangbaren Unglücks und wachen scharf über die ungewöhnliche Nuance, die sie verurteilen zu müssen glauben. Bertholet war ein guter und eifriger, aber kein starker Mensch. Nachdem er sich selbst vollständig besiegt und hingegeben hatte, blieb ihm keine Kraft mehr übrig, nun auch der widerstrebenden Dumpfheiten außer sich in der menschlichen Gesellschaft Herr zu werden. Er verfaßte eine erschöpfende und vollständig begründete Schrift, in der er Stüssys Anteil am ehrlichen Unglück der Menschheit nachwies, hatte mehrere ernste Zusammenkünfte mit Stüssys gewesenem Offizialverteidiger, den die im Verlauf des Prozesses und der Hinrichtung erlebten Schrecknisse zum Mann gemacht hatten, legte sein Werk in die Hände des jungen Advokaten und erschoß sich in einer stür-

mischen Nacht, morgens gegen zwei Uhr, in seinem Arbeitszimmer.

Heute steht die Ehrlichsprechung von Stüssys Unglück bevor. Zugleich reift unter vielen Kämpfen der Volkswille zur Abschaffung der Todesstrafe heran, ans Licht des demokratischen Tages gebracht durch die Erkenntnis, daß das Leben des freien Bürgers nicht von der Fehlbarkeit eines Gerichtes abhängen darf. Stüssys Anwalt ist auch der öffentliche Fürsprech dieses humanen Willens. Niemand weiß, wann die Frucht gepflückt werden wird. Inzwischen steigert der junge Mann in der wechselnden Witterung des Tierkreises seine Persönlichkeit. Er geht braun und bärtig durch die Monate, und die alte Frau Stüssy fand an ihm ihren dritten Sohn.

Sie starb während der Influenza-Epidemie des letzten Frühlings im Alter von fünfundsechzig Jahren und sieben Monaten, mit der Ordnung des höchsten Gesetzes bei den Menschen versöhnt durch die Beobachtung, daß die Gnade Gottes das schwere Geschick ihres Sohnes dazu benützte, sich in den Köpfen der Leute neuen Raum zu erobern. Sie schloß die Augen wie an einem schönen Abend nach einem Nachmittagsgewitter, zufrieden und dankbar. Auf ihrem großen, erfahrenen Totengesicht verbreitete sich ein stilles Leuchten der Gerechtigkeit, das jedermann auffiel und das sich in den Morgenstunden des zweiten Tages zu einem offenen Lächeln verdichtete, worauf es wieder abnahm und gegen Abend erlosch. Am dritten Tag wurde sie unter großer Beteiligung begraben.

Die zweimal gefangenen Franzosen

Unter den deutschen Truppen, die sich in Südostfrankreich mit der verwilderten Armee Bourbakis herumschlugen, befanden sich zwei Dragoner, ein Mecklenburger und ein Badener aus Lörrach bei Basel, welche eines Morgens, als es mit Freund und Feind schon stark gegen die Schweizergrenze zuging, auf Patrouille geschickt wurden. Der Badener, mit Namen Hans Peter Enz und seines Zeichens ein Kunstmaler, hatte den Feldzug mit seiner Schwadron von Anfang an in allen seinen Phasen miterlebt, ohne an dem zornigen und blutigen Tageslauf viel Geschmack zu gewinnen. Entbehrungen und Strapazen ertrug er tüchtig und mannhaft; er war ein geschätzter Kundschafter, da er zuverlässig beobachtete und gut meldete. Seine Tapferkeit betätigte er zweckmäßig und besonnen und abseits jener überflüssigen Grausamkeit, die sich so leicht bei Kavalleristen findet und sie zur Kreatur ihrer Waffe macht; davor bewahrte ihn der ernsthafte und innige Umgang mit seiner Kunst, und anderseits eine angeborene Kaltblütigkeit, welche ihn auch nicht im Rausch des Kampfes die Grundforderung der menschlichen Würde vergessen ließ. Man hatte ihn vor Straßburg zum Unteroffizier gemacht; seit vierzehn Tagen stand er im Wachtmeisterrang. Er ritt noch das Pferd, auf dem er vor einem halben Jahr zum Kampfe ausgezogen war, einen schwarzbraunen Wallachen von ehrlichem, gedrungenem Gliederbau, der nicht am schnellsten lief, aber eine für Patrouillenritte höchst schätzenswerte Ausdauer an den Tag brachte und,

da er mit seinen Kräften haushälterisch umging, wenig von Hunger und Durst und den Einflüssen der Witterung litt. Zu der strengen Winterzeit, in der man sich befand, hatte er sich einen braven zottigen Pelz zugelegt, wodurch er an gewissen Körperteilen von einem Bären nicht auf den ersten Blick zu unterscheiden war. Er führte den Namen Attila, und Roß und Reiter machten miteinander einen ansehnlichen Bestandteil der deutschen Armee aus.

Der Mecklenburger, der Peter Enz auf dem Patrouillenritt begleitete, nannte sich Willem Slate, war vor kurzer Zeit frisch ausgebildet zur Linie gekommen und hatte knapp das Primarlehrerexamen hinter sich. Sein Vater war Schreiber an der mecklenburgischen Gesandtschaft in Karlsruhe gewesen und daselbst früh gestorben. Weil man sich einmal in Baden befand und es der Witwe auch nicht schlecht dort gefiel, hatte sie sich mit den Kindern naturalisieren lassen, um das Stipendium für ihren Sohn zu erhalten, und so war dann dieser auch zu den badischen Dragonern gekommen. Willem Slate zeigte der Welt ein glattes, zutrauliches Heldengesicht in den beliebten Farben Weiß und Rot; unter seinem Helm kamen blonde und etwas lange Haare zum Vorschein. Seine hellblauen Augen leuchteten wider vom warmen Feuer eines patriotischen Idealismus, das seine Brust wärmte und sie in der kalten Witterung vor Erkältung schützte. Slates Gestalt erschien schlank und gewissermaßen edel, und es haftete ihr jener geheime Schimmer an, der Jungfrauen und alte Pessimisten bezaubert und die Mütter rührt. Er

bedauerte schmerzlich, so spät zum Mitschlagen gekommen zu sein, und war von dem dringenden Wunsche beseelt, vor dem Waffenstillstand, den man beim schlechten Gang der Kriegsgeschäfte für Frankreich täglich erwartete, sich noch schnell durch wenigstens einen entscheidenden und auffälligen Handstreich auszuzeichnen und wenn möglich seiner Mutter und Schwester doch eine Unteroffizierstresse oder wenigstens einen Gefreitenknopf als Trophäe aus dem Feldzug mit heimzubringen. Das schien ihm erreichbar; an das Eiserne Kreuz wagte er nicht geradeaus zu denken, obgleich er nichts unterlassen wollte, es zu verdienen; aber wahrscheinlich war man schon so sehr an tapfere Taten gewöhnt, sozusagen dagegen abgehärtet, daß viel dazu gehörte; dem Vernehmen nach gab man es nur noch für Eroberung von feindlichen Fahnen, und die kamen jetzt fast nicht mehr ins Vordertreffen; sie kämpften neuerlich ohne Fahnen.

Willem Slate ritt eine schmale Schimmelstute, welche ihm gut stand, und die auch wirklich erfreulich lief, wenn sie nicht durch den Rheumatismus, von dem sie seit dem Einbruch des Winters geplagt war, daran verhindert wurde. Sie verstand es nicht, sich an einmal vorhandene Umstände anzupassen, fiel ab, wenn das Futter knapp wurde, unterließ es, sich durch einen kräftigen Haarwuchs gegen die Kälte zu schützen, und verbrauchte die Kräfte, die ihr der Feldzug etwa noch übrig ließ, in einem aussichtslosen und unpraktischen Sehnen nach dem andern Geschlecht. Die Stute hieß Olga und hatte bereits den dritten Reiter seit dem Beginn des Krieges. Der erste war ihr vor

Straßburg von einem französischen Granatsplitter aus dem Sattel gehoben worden; den zweiten hatte sie vor Villersexel durch einen Sturz, an dem sie nicht unschuldig war und in dessen Verlauf der Reiter die Schulter brach, verloren. Jetzt mußte Slate sehen, was er auf ihrem beweglichen und etwas launischen Rücken erlebte.

Bei den Franzosen hatte sich seit den verlorenen Kämpfen an der Lisaine und besonders seit dem Selbstmordversuch Bourbakis die Unternehmung immer mehr in versprengte Einzelaktionen aufgelöst, bei denen hin und wieder noch zugreifende Taten vorkamen, die aber dem Ganzen nichts mehr nützten und nur den Deutschen schadeten und Mühe verursachten. Nun handelte es sich darum, ein noch ziemlich wehrhaftes Regiment Mobilgardisten mit seinem findigen und gallenbitteren Obersten daran zu verhindern, am Ende seitwärts auszubrechen. Zu diesem Zwecke waren die Dragoner Peter Enz und Willem Slate vorausgeschickt, zu sehen, wie es mit der Sicherheit auf einem Hochplateau, über das hinweg man die Mobilgardisten mit den Dragonern und zwei Geschützen umgehen und völlig beitreiben wollte, aussehe. Eigentlich war dort oben kein Feind zu erwarten; allein die Deutschen hatten gelernt, unter allen Umständen auf ihre Sicherheit bedacht zu sein.

Jetzt ritten die zwei Dragoner auf verlassenen und wildfremden Wegen und manchmal durch tiefen Schnee einem ausdrücklich bezeichneten hochgelegenen Weiler zu, von dem aus man in mehrere Täler Einblick haben mußte, und der zugleich eine günstige Position für ein

Feuergefecht abgab, sofern es dazu kam; man konnte dort die Pferde hinter die Häuser bringen und focht selber in guter Deckung.

Nun ist nicht genau zu sagen, wie das geschah: die Reiter verirrten sich. Eine Anhöhe sah so aus wie die andre. Etwelche Merkmale und Unterschiede verbarg oder verwischte der tiefe Schnee. Von vornherein war es verderblich gewesen, daß man mehrmals hatte von einem Wege abgehen müssen, um einen andern zu gewinnen, der auch nur auf der Karte stand, in Wirklichkeit aber unsichtbar unter der Schneedecke begraben lag. Obendrein begegnete den Dragonern keine Menschenseele, die man etwa unter Vorzeigung des Karabiners um Wegweisung hätte fragen können; Peter Enz verstand sich sonst darauf, auch von Franzosen aufrichtige Auskünfte zu beziehen. Nur die Einsamkeit und das Schweigen des Winters herrschten hier oben; sie umgaben die Reiter mit schwermütigen, kummervollen Drohungen. Ein paar schwarze Wälder standen feindlich auf weißen, kalten Kuppen. Ein Krähenschwarm schwang sich lautlos unter dem grauen Himmel hin und fiel rasch hinter einem Höhenrand ab. Peter Enz vermutete, daß dort der Weiler liege; er ritt mit Slate, so schnell es ging, in der Richtung über das Feld, um auch dort nichts weiter zu erblicken als verschneite Höhenzüge, schwarze Wälder und den grauen Winterhimmel darüber; die Krähen trieben sich jetzt ein Seitental hinauf. Die Pferde standen bis an die Knie im Schnee. Aber Peter Enz sagte sich, daß die erfahrenen Vögel nicht zu ihrem Vergnügen herumflögen; so oder so

mußten sie ihn zu einer menschlichen Siedlung führen, wo es jetzt allein etwas für ihre Schnäbel zu holen gab. Er setzte mit Slate die Verfolgung der Krähen fort. Die Pferde keuchten; die Dragoner mußten sie langsam gehen lassen, daß sie nicht im Schnee die Beine brachen. Von Zeit zu Zeit blieben sie von selber stehen, um zu verschnaufen. Der Stute schlug das Herz, daß es Slate durch die Stiefel spürte; sie zitterte und fror, sobald sie sich nicht bewegte. Einmal kreuzte man frische Fährten; Slate meinte, sie kämen von Hunden oder Hasen. Peter Enz wußte es besser: es waren Wolfsfährten. Plötzlich hielt er den Wallachen an.

„Die Krähen fliegen den Wölfen nach," sagte er und blickte enttäuscht die Fährten entlang. Slate erbleichte ein wenig.

„Es sind wenigstens sechs, Herr Wachtmeister," stellte er fest.

„Das wäre weiter nicht schlimm; lassen Sie es zwölf sein," entgegnete dieser unter einem neuen Gedanken. „Aber ich kann mir nicht denken, warum sie weniger praktisch sein sollten als die Raben. Wir wollen uns jetzt von den Wölfen führen lassen."

Nach einer weiteren halben Stunde schwerer Arbeit für Pferd und Reiter sah Enz, daß sich die Wolfsfährten mit der Spur eines Menschen vermischten, die von der nächsten Anhöhe rechts herunterkam; sie umsäumten diese sorgfältig, ohne sie direkt zu berühren und zu beschädigen, und folgten ihr hartnäckig und dicht angeschmiegt. Das ging etwa drei oder vier Kilometer weit; dann bog die menschliche Spur in einen Weg

ein. Die Wölfe hatten offenbar bei der Stelle einen Rat gehalten; ihre Fährten gingen vielfach durcheinander, um schließlich geordnet in einem kleinen Abstand neben dem Weg herzulaufen, der geradeaus auf einen Wald zuführte. Das tat Peter Enz leid; er hätte das Gehölz lieber umritten, weil ein Kavallerist im feindlichen Wald von vornherein eine verlorene Sache ist. Aber er wollte sich heute auf keine Experimente mehr einlassen und vor allem herausbringen, wo man sich befand.

So ritt er mit Slate geradezu. Slate untersuchte seinen Karabiner und seine Pistole; die Pistole behielt er schußbereit in der Hand. Seit man sich wieder auf einem Weg befand, war ihm zwar die geographische Zuversicht zurückgekehrt, aber dafür lag ihm jetzt eine Hand auf dem Herzen; es war etwas anderes, außerhalb des großen Verbandes nur zu zweien langsam einer Gefahr entgegenzureiten, als zu Hunderten auf sie zuzuschwärmen. Um sich Mut zu machen, begann er ein leises Gespräch mit Peter Enz. Ob der Herr Wachtmeister nicht auch meine, man solle geschwind im Vorbeigehen die Wölfe aus der Welt räumen? Er riet Enz aufzupassen, daß er nicht wie sein Vater einmal eine von den Bestien in den Rücken kriege. Wenn man nur auch zeitig komme, dem Menschen das Leben zu retten. Darauf fand er, es wäre hübsch, wenn gerade ein Reh ihren Weg kreuzte und sie der Schwadron ein Wild vor dem Sattel zubringen könnten. Für saubere Jagd wolle er schon aufkommen; er habe nicht umsonst das Schützenabzeichen erhalten. Plötzlich begann er auf Garibaldi

zu schimpfen, diesen alten Freiheitshanswurst mit seiner Räuberbande. Was habe denn der im Deutsch-Französischen Kriege zu schaffen, möchte er gefragt haben. Was ihn, Slate, angehe, wenn er einmal mit dem Säbel auf ihn stoße, so werde er keine Gnade geben, sondern alles zusammenhauen; ein echter Kavallerist gebe überhaupt keine Gnade.

Er sprach nun schon nicht mehr leise; er war in Feuer gekommen. Der gefrorene Wald erklang rings von seiner hellen Stimme, und die norddeutschen Laute klirrten an den stockfranzösischen Buchen herunter wie Stahl an Stein. Der Hauch drang ihm in einer weißen Wolke vom Mund und gefror in der Luft sofort zu feinen Eiskristallen. An jedes Härchen seines blonden Gesichtsflaumes hatte sich eine weiße Eisnadel angesetzt; er sah aus wie ein gut erhaltener achtzigjähriger Greis, der sich seit vier Tagen nicht rasiert hat. Peter Enz hingen schwere Eiszapfen im Schnurrbart und im Bart; sie waren lästig und taten auf die Dauer weh. Ob der Herr Wachtmeister meine, daß man mit Franzosen zusammentreffen werde hier oben? fragte Slate weiter und träumte von Heldentaten, die sie zwei verrichten wollten. Man mache viel zu viel Federlesens mit dieser Infanterie und reite ihm viel zu weit darum herum. Hoffentlich gerate es heute oder morgen zu einer fröhlichen Attacke; ach, dabei möchte er nun gar zu gern mittun! Nicht wahr, wenn man jetzt etwa Franzosen treffe, und es seien nicht mehr als nur fünfzehn oder zwanzig, die reite man einfach über den Haufen und nehme sie gefangen. Gefangene machen

wolle er nämlich auch einmal. Ob der Herr Wachtmeister ihm das versprechen wolle, und ob man die Gefangenen dann an den Sattel binde? Er ließ durchblicken, daß man einen solchen flotten Handstreich jedenfalls nicht ohne günstige Folgen ausgeführt haben werde. Wahrscheinlich habe der Herr Wachtmeister auch eine sinkende Fahne ergriffen und sei damit dem Regiment vorausgestürmt, dieses nach sich reißend, daß er zum Wachtmeister befördert worden sei.

Enz sah aufmerkend den Weg vor. „Seien Sie jetzt einmal still," sagte er.

„Warum?" horchte Slate auf, während sein Herz einen Ruck tat. „Warum, Herr Wachtmeister? Sind die Wölfe da?" Auch der Schimmel stutzte und spielte mit den Ohren.

Enz schüttelte den Kopf. „Es riecht nach Franzosen," erwiderte er lakonisch und hielt den Wallachen an.

Slate tat dasselbe mit dem Schimmel und legte die Hand an den Säbelgriff; er wußte nicht sicher, wozu; er hatte nur das Gefühl, daß jetzt die Attacke kommen müsse. „Ziehen wir blank, Herr Wachtmeister," raunte er und riß seine blauen Augen auf. „Es sind nicht mehr als zehn; ich sehe sie."

Es war sein erster Patrouillenritt; man sieht nie mehr Feinde als auf der ersten Feldwache oder beim ersten Kundschaftergang. Er hatte noch keine feldmäßig geübten Sinne, während Enz den Feind schon roch.

Nachdem Enz etwa eine Minute unbeweglich auf seinem Braunen und der Braune mit ihm stillgehalten hatte — die Stute trippelte unruhig hin und her, zum

Teil wegen angeborener Standlosigkeit, zum Teil wegen der Erregung ihres Reiters —, befahl er leise: „Absteigen!" und kletterte behutsam vom Pferde.

Slate maulte. „Warum denn das? Dann können wir sie ja nicht attackieren. Sitzen Sie doch wieder auf, Herr Wachtmeister! Mutig drauf mit Hurra, wie es braven Dragonern geziemt!" Er dachte verdrießlich: „Die Süddeutschen sind doch nur halbe Soldaten", und richtete sich noch besser in den Steigbügeln zurecht.

Enz warf ihm einen Blick zu und wollte ihm gerade eine Antwort anpassen, da vernahmen seine kriegsgeschärften Ohren Männerstimmen und zugleich jenes leise Klinkern der feldmäßigen Ausrüstung am marschierenden Mann, das er schon so oft, besonders bei Nacht, belauscht hatte, und das bei den Franzosen so ganz anders klang als bei den Deutschen. Es war französisches Geräusch. Er nahm den Wallachen am Zügel und führte ihn in den Wald zwischen die Buchenstämme hinein. Ein Feuerlärm wäre ihm eben jetzt ungelegen gekommen, bevor er ein Ganzes sicher hatte. Slate hörte nichts, aber er merkte nun Ernst, stieg ziemlich flink vom Schimmel, leider nicht so geräuschlos, als es zu wünschen gewesen wäre, denn die Pistole ging ihm los, und folgte Peter Enz in den Wald. „Es war unbeabsichtigt, Herr Wachtmeister," sagte er gedämpft hinter ihm her. „Aber es ist vielleicht ganz gut; sie wissen jetzt, daß wir wachen und werden Furcht bekommen. Haben Sie etwas gesehen?"

Enz machte keine Mitteilung mehr. Er glitt wie ein Schatten zwischen den Bäumen durch, mit dem

Wallachen am Zügel hinter sich, und es war zum Verwundern, wie akkurat und zart das grobknochige Tier über den mit frischgefallenen Zweigen bestreuten Schnee schritt; die Stute stapfte wie ein Landbriefträger und sank immer doppelt so tief ein als der Braune. Slate war halb betäubt. Er hatte sich das alles ganz anders vorgestellt, vor allen Dingen, genau besehen, nicht so ernsthaft, so gewissermaßen tödlich gefährlich. Dann hatte er auch niemals geglaubt, daß zwei Reiter in eine so heikle Situation kommen konnten, sozusagen in eine Infanteristensituation. Seine Meinung von dem Herrn Wachtmeister, der das alles schon kannte und trotzdem ruhig und gefaßt vorwärtsstrebte, wuchs wieder erheblich, und er kam sich selber vor wie ein kleines Kind. Nun begegnete man auch wieder den Wolfsfährten; allem Anschein nach hatte sich das Rudel vor den Franzosen beiseite gedrückt. Enz, der sich entschieden an seinen Auftrag hielt, war jetzt fast sicher, daß man sich dem gesuchten Weiler nähere; an den Baumstämmen, die alle von der gleichen Seite beschneit waren, erkannte er, daß er sich ungefähr östlich bewegte; der letzte Schneesturm war aus Nordwest gekommen. Das Licht zwischen den Bäumen nahm sichtlich zu. Einmal warf die Stute den Kopf zurück und wieherte hell auf; Slate hieb ihr eifrig den Lederriemen des Zügels über die Schnauze; sie bockte und machte ein Getöse mit ihrem Geschirr. Darauf folgte sie schnaubend dem Wallachen weiter und schlug erregt mit dem hübschen weißen Schweif um sich.

Wirklich gelangten die Reiter nun, Enz voran, an

einen Waldrand. Das erste, was sie erblickten, war, etwa zwei Kilometer entfernt und ein wenig unter ihrem Standort, ein Weiler in einer tiefverschneiten Talmulde, der fast nicht von dem Schnee zu unterscheiden war, in dem er bis in Dacheshöhe steckte, und der zunächst nicht den Eindruck machte, als sei er bewohnt. Kein Kamin rauchte. Es schien ganz so, als läge das Dorf tot und erstickt unter der Schneewehe, die es von dieser Seite überfallen hatte. In der Ecke, welche der Wald weiter unten mit dem Schneefeld bildete, standen mit eingezogenen Schweifen die Wölfe beieinander und witterten nach den Häusern. In der Tiefe öffneten sich weiße einsame Täler; jenseits gingen die entrückten Bergzüge weiter. Nach französischen Truppen von größerem Umfang sah es hier nicht aus; immerhin konnte eine Kompagnie in den Häusern liegen.

„Werden wir hinreiten, Herr Wachtmeister?" fragte Slate pochenden Herzens und deutete mit dem Kopfe nach dem Weiler.

„Wir müssen am Waldrand entlang zur Straße zurück," überlegte Enz. „Geradeaus kommen wir nicht durch mit den Pferden."

Slate ahnte Gefahr hinter dieser Erwägung, und sein Herz ging noch eiliger; er sprach jetzt nichts mehr und überließ alle weiteren Entschlüsse vertrauensvoll, nahezu verehrend, und hochgespannt seinem Führer.

Hinter ihnen im Walde knackte ein Zweig. Die Stute guckte auf und versuchte den Kopf zu wenden; aber Slate hielt sie kurz. Er selber verwehrte sich männlich, hinter sich zu blicken. Der Wallach, der weniger

scharf gezügelt war, sah zurück, schnob und brummte und rieb die Nase an der Schulter seines Herrn. Darauf klirrte ein Eisenzeug. Nun fuhr Slate doch herum, stutzte, sah nach Peter Enz, schaute wieder in den Wald und sagte schließlich ganz einfach und gelassen: „Da sind die Franzosen, Herr Wachtmeister."

Der Badener kehrte sich ohne sichtbare Hast um und überzeugte sich, daß Slate die Wahrheit sprach.

Etwa dreißig Mobilgardisten standen hinter ihnen in zerstreuter Ordnung, zum größten Teil in den Körperhaltungen, in denen Slate sie überrascht hatte, im Begriff, die beiden Dragoner noch vollends anzuschleichen, und sahen lauernd und stumm mit gefällten Bajonetten nach der deutschen Patrouille. Eine halbe Minute verging, ohne daß jemand sich rührte oder einen Laut von sich gab; aber alle Köpfe waren voll lebhafter und klarer Gedanken. Die Franzosen dachten: Wenn sie sich mucken, machen wir sie kalt wie Schnee. Enz dachte: Sie haben den Schuß gehört und die Pferdespuren in den Wald gehen sehen; weiter ist keine Kunst dabei; eine Kompagnie wäre nicht nötig gewesen. Slate hatte seinen Säbel völlig vergessen. Er war nur neugierig, ob die Franzosen jetzt wohl schießen und ob sie ihn gleich ins Herz treffen würden. Vielleicht werden mich die Wölfe nachher fressen, fuhr es ihm durch den Kopf, und ihn schauderte nun zum erstenmal vor dem Krieg. Wir gewinnen für ein allgemeines Leiden überhaupt erst dann Verständnis, wenn es uns selber zu Leibe rückt. Darauf klang ihm seine eigne Stimme in den Ohren: Ade, Mutter! Ade, Schwesterchen! Jetzt kann ich dir keinen

braven Mann verschaffen, Schwesterchen. Jetzt kann ich dich nicht erhalten in deinen alten Tagen, liebe Mutter. So ist der Krieg. Hättet ihr das gedacht? Sein Leben zog ihm blitzschnell vor den Augen vorbei, Bild um Bild; keins währte länger als eine hundertstel Sekunde, doch kam es ihm vor, er stehe schon stunden-, ja tagelang vor den Mündungen der französischen Gewehre. Wenn sie nur endlich schießen wollten! dachte er plötzlich ermüdet. Seine Lebenskräfte waren nicht trainiert, einer unerfreulichen und drohenden Situation standzuhalten, und er wußte auch nicht, daß das Leben aus lauter solchen besteht. Auch hatte er noch kein reales Zeitgefühl ausgebildet; er rechnete das Leiden des Augenblicks nach den Minuten, die in seiner Phantasie verflossen, nicht nach den wirklichen. Daher war er schon matt und sterbensbereit, bevor Peter Enz die Verhandlung anfing.

„Ergebt euch!“ sagte nun einer der Männer auf deutsch; es war ein kleiner Elsässer mit einem frischen, runden Gesicht, das mit seinem angenommenen Ernst beinahe lächerlich aussah. „Ergebt euch!“ wiederholte er dringend, da die Dragoner nicht sofort die Waffen wegwarfen, „oder wir schießen!“

Enz hatte sich inzwischen unter den Gestalten umgeschaut, die es zu dreißig unternahmen, zwei deutsche Dragoner fangen zu wollen, und er ergrimmte. Sie sahen durchweg in geradezu grotesker Weise verlumpt und heruntergekommen aus und glichen viel eher einer Räuberbande als einer militärischen Truppe. Ihre Mäntel waren schmutzig und zerrissen; manche

trugen städtische Überzieher über den Waffenröcken, andre unter Militärmänteln Bauernkittel, schwarze Röcke, ja Weiberjacken. Viele hatten sich farbige wollene Tücher um Hals und Ohren geschlungen. Die wenigsten waren noch mit einem Tornister ausgerüstet. Es befand sich kein Offizier bei ihnen. Außer dem Elsässer, der entweder besonders saftig oder besonders verschlagen war, blickten alle abgemagert und elend und manche geradezu krank drein, und der Haß, der aus diesen bleichen Gesichtern flackerte, erweckte Bedauern und Mitgefühl mit ihrer Unberatenheit. Es schien jetzt alles mögliche für sie vorteilhafter als zu hassen und Soldaten fremder Nationen aufzulauern.

Enz milderte seinen Grimm zu einem teilnehmenden und leise verächtlichen Ärger. „Steht es denn so mit euch, daß ihr einen Nutzen davon habt, wenn ihr uns hier gefangen nehmt?" redete er endlich die Franzosen an.

„Oho, warum nicht?" erwiderte der Elsässer munter. „Dann gibt es zwei Prussiens weniger im Feld. Das ist doch etwas. Ärgere dich nur nicht, deutscher Kamerad; Ärger ist ansteckend."

„Das ist Unsinn," entschied Enz. „Ihr habt selber nichts zu essen und wollt euch noch gefangene Deutsche mit Roß und Reiter an den Tisch setzen. Wir haben einen guten Appetit, kann ich euch sagen. Meint ihr, wir wissen nicht, wie es bei euch aussieht?"

„Sacré tonnerre!" ereiferte sich der Kleine und teilte das Gesagte den Franzosen mit. Die erbosten sich pünktlich. Ihre Gesichter nahmen einen tief beleidigten Ausdruck an, und sie begannen, durcheinander zu schimpfen.

„Die Franzosen sagen, du hast recht, und man soll euch nur gleich in den Schnee schießen," berichtete der Elsässer fröhlich. „Aber die Gäule geben ein schönes Fleisch, besonders der Schimmel; er scheint noch jung zu sein. Ha, wir haben lange kein Kochfleisch mehr gehabt!"

Die Mobilgardisten blickten erwartend nach dem Wachtmeister, was er jetzt antworten werde; auch in diesem Augenblick vergaßen sie nicht ihre Lust an der guten Rede und Gegenrede und ihr immer wahres Verlangen danach. Trotzdem glühten in ihren Augen bereits allerhand begehrliche und gewissenlose Funken auf, und Slate erblaßte. Nebenher entsetzte er sich auch über die Kühnheit des Herrn Wachtmeisters. Enz sagte sich, daß jetzt klug und einleuchtend geredet werden müsse; jeden Augenblick konnte bei der Erregtheit der Kerle ein Gewehr losgehen.

„Ich will euch gar nicht beleidigen oder aufreizen," stellte er ruhig fest und besann sich, daß er am besten mit der Mannschaft selber rede. Er nahm sein ganzes Französisch zusammen, das er in seinem Studienjahr in Paris gelernt und während des Krieges repetiert hatte, und machte den Mobilgardisten einen Vorschlag, über den sie sich sehr verwunderten; auch Slate, der ihm mit seinen Seminarkenntnissen zur Not folgen konnte, riß die Augen auf. „Seid jetzt gescheit und laßt mit euch reden," sprach Enz. „Es ist keine Schande, im Kriege einmal nichts zu essen zu haben; das ist uns auch schon oft passiert, viel öfter, als uns lieb war. Dafür, daß wir gewinnen, ihr aber verliert, können wir alle nichts;

es ist wahrscheinlich Gottes Wille, den wir nicht beschreien sollen. Wir sind ehrenwerte und brave Soldaten, die vom Staat zum Kriegführen gezwungen werden und ihre Pflicht tun. Der französische Soldat ist noch besser als der deutsche; er wird bloß schlecht geführt. Wenn man ihn gut führte, so könnten wir nichts ausrichten gegen Frankreich; wir haben es mit Napoleon I. erlebt; ganz Europa hat es erlebt. Nun, gut. Wie jetzt die Sachen stehen, kann man sich nicht darauf berufen. Führt ihr uns gefangen, so müssen wir mit euch Hunger leiden und ist niemand geholfen. Geht ihr aber mit uns, so bekommt ihr reichlich zu essen, könnt eure Krankheiten, an denen ihr leidet, auskurieren, und seid bei uns angesehene Leute, denn wir haben großen Respekt vor den französischen Soldaten und behandeln sie höflicher als uns selber, weil sie gebildet sind; wie ihr wißt, sind wir immer sehr geschmeichelt, wenn wir mit Franzosen verkehren dürfen. Überlegt es euch also, ob ihr nicht lieber uns das Vergnügen macht, mit uns zu gehen und zugleich aus dem Elend dieses Krieges zu kommen, als daß ihr weiter die Fehler eurer Führer büßt und nur unsere Lebensbedingungen verschlechtert, ohne die euren zu verbessern."

Diese vernunftgemäße Rede tat ihre Wirkung. Die Mobilgardisten erinnerten sich an alles, was ihnen ein despotischer Staat und eine unfähige und querköpfige Heeresleitung angetan hatten, und fühlten und erblickten wie in einem Brennpunkt ihr ganzes verdorbenes und unwürdiges Dasein. Die Kranken dachten an ihre Krank-

heiten, die Müden an ihre Mattigkeit, die Unwilligen an ihre Gründe, unwillig zu sein, und die Eitlen an die Komplimente, die sie bei den lächerlichen Deutschen erwarteten.

Nach einem kurzen Schweigen und Betrachten steckte man die Köpfe zusammen und begann zu murmeln; aus dem Gemunkel wurde eine Verhandlung, und als deren Folge erklärte der kleine Elsässer, sie seien bereit, sich alle dreißig von den beiden Dragonern gefangen nehmen zu lassen. Sie sicherten ihre Gewehre und stellten sie erfreut bei Fuß. Der kleine Elsässer beantwortete Enz noch einige Fragen nach der Stellung und Bewegung des Regiments, zu dem sie gehörten, und es ergab sich, daß die Mannschaft ein seit Tagen abgetriebener und ganz nach eignem Belieben marschierender und handelnder Truppenteil war, der hier im Weiler übernachtet und sich spät am Vormittag in aller Bequemlichkeit entschlossen hatte, wieder etwas zu unternehmen. Einen besonderen Plan besaß man nicht; man war zufrieden, bis auf weiteres sich durch die Tage zu bringen und am Dasein zu erhalten. Wo das Regiment stand, wußte niemand, auch nicht, wie der Weiler hieß, in dem man übernachtet hatte; man kümmerte sich überhaupt den Teufel um den ganzen Krieg.

„Trotzdem wolltet ihr uns gefangen nehmen oder totschießen?“ fragte Enz erzürnt.

„Ja, was willst du, Kamerad, Prussiens sind Prussiens,“ erwiderte der Kleine gut gelaunt.

Enz sagte nichts weiter. Er schwang sich zu Tode verdrossen über diesen liederlichen und gefährlichen

Zustand in den Sattel und wandte den Wallachen nach dem Weg herum. Slate folgte seinem Beispiel. Enz hieß ihn hinter den Mobilgardisten herreiten, da man es seiner Ansicht nach immerhin mit halben Marodeuren zu schaffen hatte. Er selber führte die Truppe an, befahl den Abmarsch und ritt voraus. Er war so verstimmt, daß er nicht einmal daran dachte, sich von den Franzosen die Himmelsgegenden bestätigen zu lassen, sofern sie sie selber wußten. Wenn er eine Auskunft nicht durchaus nötig hatte, so hielt er sich auch viel lieber an sein angeborenes und durch den Krieg noch gesteigertes Ortsgefühl.

Immerhin hätte es ihn sollen nachdenklich machen, daß er den Weiler nicht der Instruktion gemäß vom Waldrand aus etwas in der Höhe, sondern unter sich erblickte. Aber einerseits war es nicht der erste Fehler, der ihm in Instruktionen begegnet war; Peinlichkeit ist keine Eigenschaft der Kavallerie. Anderseits hatte er ein sicheres Merkmal für die Orientierung an den aus Nordwest angeschneiten Baumstämmen; und endlich: wenn er verdrossen war, so wurde er auch immer zugleich für Erwägungen unzugänglich und eigensinnig; das war der Punkt, wo bei ihm der brauchbare Mensch aufhörte. Der kleine Elsässer trabte noch eine Weile neben ihm her und suchte eine lustige Unterhaltung in Gang zu bringen. Als es auf keine Weise gelingen wollte, zog er sich verwundert zurück und machte sich an Slate; allein der hatte nun als Beaufsichtiger eines Gefangenentransports Haltung gewonnen und war ebenfalls nicht für Gemütlichkeiten zu haben. Die Franzosen fingen

an, sich über das bärenmäßige Aussehen des Wallachen zu belustigen und über seinen vorsichtigen Bauernschritt. Mit der Zeit stimmten sie ein Liedchen an, das mit seinem anzüglichen Leichtsinn auffällig schlecht in die Kriegszeit und ihre Not paßte.

Slate hielt immer den Karabiner zur Hand und die blauen Augen offen. Als man schon eine gute Stunde auf dem Weg geritten und gegangen war, trieb er einmal die Stute geschwind zu Enz vor. „Herr Wachtmeister, werden wir den Säbel ziehen, wenn wir deutschen Truppen begegnen," fragte er leise, „da wir doch Gefangene transportieren?"

Enz bejahte melancholisch.

Der Weg zog sich. Im Verlauf der zweiten Stunde erschien der kleine Elsässer wieder neben dem Wachtmeister. „Wohin führst du uns, Kamerad?" fragte er erstaunt. „Seid ihr denn schon so weit vorgerückt?"

Enz warf einen Blick auf ihn herab und knurrte spöttisch: „Ja, wir sind immer weiter, als ihr meint. Hast du das noch nicht gemerkt?" Er sah dabei, daß der Kleine fast mit bloßen Füßen auf dem gefrorenen Schnee ging; vorn aus den Schuhen streckte er die nackten Zehen heraus, die ganz blau gefroren waren. Enz schaute nach den andern zurück; sie befanden sich alle in ähnlicher Verfassung; manche hielten ihre Schuhe nur noch durch Bindfaden über den Füßen zusammen. Der weiche Schnee erlaubte ihnen den Trick; auf steiniger Straße wären sie damit keine hundert Schritt weit gekommen. Bei vielen schaute das reine Stroh aus dem zerrissenen Leder hervor; im Wald war der Mangel

nicht zu sehen gewesen, weil sie bis zu den Knien im Schnee standen. „Das hatte wirklich sehr nötig uns nachzulaufen, um uns zu fangen!“ dachte Enz bitter und wurde von neuem wütend. „Geh in dein Glied!“ befahl er dem Kleinen übellaunig. Der zog sich eingeschüchtert hinter ihn.

Trotzdem fing Enz an, unruhig zu werden. Zwar bemerkte er keine Zeichen, die darauf hindeuteten, daß er sich abermals verirrt habe; aber er sah auch keine sicheren Anhaltspunkte dafür, daß er sich auf dem rechten Wege befinde. Der Zeit nach sollte man schon der Schwadron begegnet sein und sich dem Bereich der deutschen Armee nähern. Aber die Schwadron konnte andern Befehl bekommen und die ganze Armee eine Schwenkung über Berg und Tal ausgeführt haben, das war alles schon dagewesen. Einmal kreuzte Enz die Spuren von zwei Pferden; sie kamen aus einer so unmöglichen Richtung, daß er nicht annehmen durfte, es seien die seines Wallachen und der Schimmelstute. Trotz der großen Stille und der dünnen Luft, die hier oben waren, vernahm man auch nicht einen Schuß oder ein Geräusch, das sich als noch so fernen Gefechtslärm deuten ließ.

Nach einer weiteren halben Stunde kam es Enz vor, als sehe er jenseits des Tales, an dem man gerade hinzog, eine Infanteriepatrouille marschieren. Auf der Höhe stand außerdem etwas, das ihm ein berittener Beobachtungsposten zu sein schien. Nicht lange danach zweigte ein Seitenweg links nach jener Gegend ab; Enz schlug ihn ein, um sich endlich Gewißheit zu verschaffen.

Der Weg ging ins Tal hinunter und bog sich mit ihm um ein Wäldchen, das auf einer Felspartie leicht dagegen vorsprang. Die Patrouille auf der Höhe stapfte immer geradenwegs durch den Schnee vor sich hin; der Beobachtungsposten war verschwunden. Hinter dem Wäldchen erschienen unvermutet Häuser.

Plötzlich klirrte Slate mit seinem Eisenzeug; Enz hörte ihn den Säbel aus der Scheide reißen.

„Ziehen Sie auch blank, Herr Wachtmeister," rief ihm der Jüngling über die Köpfe der Franzosen zu; „hier ist Deutschland! Hurra!"

Die Schimmelstute wurde unruhig und machte Kapriolen. Der Wallach spitzte nur die Ohren. Enz ließ seine Augen herumgehen und erblickte nun ebenfalls beim Dorf, das immer vollständiger hinter dem Wäldchen hervortrat, dunkelgekleidetes Militär; es bewegte sich gemächlich umher, und Enz erkannte auf den ersten Blick, daß es jedenfalls kein französisches Aussehen hatte.

„Badische Jäger, Herr Wachtmeister!" schrie Slate und schwang begeistert den Säbel; er dachte jetzt wieder lebhaft an die Unteroffizierstressen. „Die werden Augen machen, Herr Wachtmeister!"

Enz kalkulierte eben zweifelnd: „Dann haben diese badischen Jäger nicht viel zu tun", als ein einzelner Wachtposten hinter einem Hause hervortrat, das Gewehr fällte und rief: „Halt! Wer da?" Der Wachtposten war kein badischer Jäger, sondern ein schweizerischer Infanterist vom Grenzdienst, den die Eidgenossenschaft zur Verteidigung ihrer Neutralität eingerichtet hatte.

Enz begriff mit einem Ruck und hielt den Wallachen

an. Die Franzosen standen schon; Slate ritt schier in sie hinein vor Verblüffung; er hatte noch keine Schweizer Soldaten gesehen. Die hintern Mobilgardisten muckten auf, als er endlich die Stute zum Stehen brachte; sie hatte schon die Schnauze zwischen ihren Köpfen. Aus Unruhe tat sie noch ein paar Schritte; die Soldaten wichen schimpfend zur Seite und Slate hielt nun, ein deutsches Pferd mit Reiter, mitten unter französischen Chassepotgewehren, an denen die Stute begehrlich herumschnupperte, da sie Hunger hatte.

Vorn meldete Enz: „Wachtmeister Enz und Dragoner Slate mit Gefangenentransport verirrt. Ist hier die Schweizer Grenze?"

Der Schweizer lachte. „Jawohl, hier ist die Schweizer Grenze," sagte er wohlwollend und etwas spöttisch. „Gottlob, sonst würdet ihr uns den verfluchten Krieg auch noch über den Hals bringen! Ich wüßte wahrhaftig allerhand Gescheiteres zu tun, als hier auf eure Händel aufzupassen. Steigt nur vom Pferd herunter! Jetzt ist ausgewachtmeistert und -gedragonert. Ihr dort hinten auch. Steigt ab! Seid so gut."

Slate wollte aber nicht so gut sein; die empfangene Auskunft gefiel ihm an keiner Ecke. Er trieb seinen Schimmel an, immer noch mit dem gezogenen Säbel in der Faust, und ritt protestierend neben Enz vor. „Herr Wachtmeister, das werden wir doch nicht tun!" sagte er aufs höchste beunruhigt. „Wir sind deutsche Reichsangehörige; uns kann man hier nichts befehlen. Sie sollen uns den Weg zeigen, und damit gut."

„Wir werden euch schon den Weg zeigen," versicherte

der Schweizer belustigt. „Steckt jetzt nur euer Messerchen ein; ich kann das nicht gut mit ansehen, daß ihr hier so gefährlich in der Schweiz herumreitet. Und kommt auch zu uns auf den Boden herunter; ich möchte euch gern in der Nähe betrachten.“

„Kommen Sie, Herr Wachtmeister, lassen Sie uns doch abtraben,“ drängte Slate, dem die Unterhaltung immer mehr mißfiel. „Mögen sie immer für jetzt die Franzosen behalten; nachher müssen sie sie doch an Deutschland ausliefern und bezeugen, daß wir sie gebracht haben. Wir aber haben noch Taten auf dem Schlachtfelde zu verrichten; da gilt kein Feiern. Noch ist der Krieg nicht aus.“

Er wollte das Pferd herumwerfen, jedoch es erwies sich nun, daß der Schweizer nicht mehr Mecklenburgisch verstand als der Mecklenburger Schweizerisch.

„Wenn der Reichsdragoner jetzt nicht gleich auf die Schweiz herunterhüpft, so will ich ihm mit dem Bajonett ein bißchen helfen!“ stellte er in Aussicht. „Willst du wohl das Völkerrecht respektieren! Laßt ihn nicht durch, beim Donner! Du hast, scheint's, noch kein eidgenössisches Gewehr krachen hören? Es kracht verdammt hübsch, kann ich dir sagen. Du mußt nur ein Galöppchen machen zum Zeichen, dann drücke ich ab. Zieht ihn vom Sattel, wenn er nicht parieren will! Reißt ihm die Ärmel aus!“

Der Elsässer machte sich gleich an ihn; aber Slate wußte sich durch eine kleine Bewegung mit dem Säbel in Respekt zu halten; er sah ein, daß er sich hier in die Zeit schicken mußte; irgendeinen Unglimpf wollte er

jedoch nicht dulden. Der Elsässer sagte den Gardisten, daß sich der Dragoner gegen das Völkerrecht auflehne; die waren jetzt wieder voller Courage und wollten ihm mit den Gewehrkolben beikommen. Sie hatten natürlich schon eingesehen, daß sie als Gefangene der Eidgenossenschaft eine abermalige Verbesserung ihres Schicksals erwartete; prisonnier beim wohlverproviantierten Feind war gut; neutraler Gast des Schweizervolkes war noch besser: diese Verbesserung wollten sie sich nicht etwa entwenden lassen. Und da die Prussiens doch einmal Feinde waren, so erlaubte den Franzosen ihr Patriotismus nicht, sie zu ihrer Armee frei davonreiten zu sehen; aber der Rest war Schadenfreude.

Enz stand schon auf dem Boden; er rief Slate zu sich und machte mit einem Wort dem ganzen bedrohlichen Diskurs ein Ende; vor ihm hatten sie Achtung. Sie schickten sich jetzt an, ihrerseits beim Wachtposten zu Wort zu kommen; doch wurde ihnen schnell offenbar, daß er keinen großen Wert darauf legte, so viel wilde Zeitungsartikel und schöne Geldstücke die Schweizer im Verlauf des Krieges sich ihre Franzosenfreundschaft auch hatten kosten lassen. Er hieß die Gesellschaft ins Glied stehen, die Dragoner ihre Pferde am Zügel vor der Abteilung herführen und setzte sich selber an die Spitze des Ganzen. So stellte er unwiderleglich fest, daß ein einziger Schweizer Infanterist die dreißig Franzosen zum zweitenmal gefangen hatte, und dazu noch die beiden deutschen Dragoner, die es zum erstenmal getan hatten; aber ohne das Völkerrecht hätte er es nicht fertiggebracht.

Die eidgenössischen Soldaten guckten nicht wenig,

als sie den interessanten Zug ankommen sahen. Hauptmann und Major wurden aus dem Wirtshaus geholt, und der Wachtposten stattete Meldung ab: diese zwei Dragoner seien mit dreißig Franzosen angekommen und hätten sich über die Grenze verirrt; der junge habe das Völkerrecht nicht respektieren und wieder abtraben wollen. Es kamen rasch noch mehr Offiziere und reichlich Mannschaften hinzu, und sie trauten alle ihren Ohren nicht, daß zwei einzelne Dragoner dreißig Mobilgardisten sollten gefangen haben. Der Major wandte sich selber an die Franzosen; da erhoben die wie auf Kommando ein Geschrei der Entrüstung über die Prussiens. Wer etwa den andern Teil gefangen haben werde, schrien sie: die zwei Prussiens dreißig tapfere Mobilgardisten oder diese die Deutschen? Der Schweizer Soldat werde sogleich bezeugen, daß er den Blonden mit seinem weißen Pferd mitten unter ihnen habe halten sehen; der Wachtmeister sei nur vorgeritten, um sich das Ansehen zu geben, er führe Gefangene an. Es regnete Beschimpfungen wie faule Birnen in einem nassen Herbst; Willem Slate fing langsam der Greisenbart an zu schmelzen vor Wut. Aber der Schweizer Wachtposten bekräftigte im Gegenteil, daß er sie schon von weitem habe ankommen sehen, die Franzosen wie eine Herde Schafe oder Ziegen in der Mitte, und hinten und vorn je ein Dragoner; der hintere habe sogar einmal den Säbel geschwungen über ihnen und sie angetrieben. Nun mußte Enz berichten, wie das zugegangen sei mit der Gefangennahme, und die Schweizer hatten ihr tüchtiges Vergnügen an der Geschichte; aber am meisten freute sie, daß zum

Ende aller Dinge die Dragoner mit den dreißig Franzosen sich zu ihnen verirrt hatten.

„Ich hätte mein Seel nicht geglaubt," sagte der Soldat, der mit Hilfe des Völkerrechts alle zweiunddreißig festgenommen hatte, zum Major, „daß ein Deutscher so gescheit reden und handeln kann. Ich habe bis jetzt gemeint, sie können bloß gelehrte Bücher schreiben, und die andern maulfechten oder dreinhauen. Aber sieh doch einer an, wie der Blonde schwitzt! Haben wir dir warm gemacht, Jüngling? Denkt nur, der Reichsdragoner wollte sich gegen das Völkerrecht auflehnen. Er sagte, er sei ein deutscher Untertan, und man könne ihm hier nichts befehlen. Er wollte wieder abtraben zu seinem Kaiser und Taten verrichten auf den Schlachtfeldern; ich sollte ihm den Weg dahin zeigen. Habt ihr schon einen solchen Wüterich gesehen? Er ist noch ganz wild und kriegslustig; nehmt euch in acht vor ihm; er will, glaub' ich, General werden."

Damit hängte er sein Gewehr mit dem Riemen an die Schulter und ging wohlwollend und spöttisch lachend davon, um seinen verlassenen Posten wieder einzunehmen.

Die Soldaten umringten, ebenfalls lachend, den blonden Slate, der ihnen allen recht gut gefiel, so wenig er sich zunächst in die neue Situation hineinfinden konnte und in den Ton, der hier mit ihm geredet wurde. „Müssen wir jetzt in der Schweiz bleiben?" fragte er unruhig und bekam die Frage unter großem Gelächter der Soldaten und Offiziere bejaht und mit allerlei wohlgemeinten Scherzen verbrämt. Da gab er betrübt die Hoffnung auf die Unteroffiziersschnüre, die er seiner Mutter und Schwester aus dem Feldzuge nach Hause

bringen wollte, auf und ließ sich willig ein Stück Schweizerbrot in die Hand drücken, das er wirklich auch nötiger hatte. Enz dachte, bereits kauend und dazu mit seinen Eiszapfen klingelnd, jetzt müsse sich die Schwadron ohne ihn weiter behelfen. Eine Frage flog ihm durch den Kopf: Wie war es aber mit den aus Nordwest angeschneiten Bäumen im Walde droben? Er bekam ein Glas Kirschwasser in die steifen Finger gedrückt unter der Anweisung, damit das Eis in seinem Bart aufzutauen. Dazwischen hatten ihn die Offiziere allerhand über den Stand der Operationen im Felde zu fragen, und ob man nun wohl nächstens die Bourbakische Armee ins Land bekommen werde. Enz wußte dies nicht. Dann erhob sich wieder um Slate ein Gelächter. Olga, die Stute, hatte ihm mit ihrer spitzen Schnauze unversehens das Brot aus den Händen weggeschnappt. Der Wallach brauchte nicht so schlechte Manieren anzuwenden; er rieb zutraulich die Nase an der Schulter des Badeners, der sein Brot Bissen um Bissen mit ihm teilte, während er den Offizieren Rede stand und selber aß; das gereichte ihm im Verein mit allen andern mannhaften und tüchtigen Zügen, die man an ihm bemerkte, zu nicht geringem Ansehen bei hoch und niedrig.

Am Ende kamen auch die Franzosen nacheinander zu ihrem verspäteten Frühstück. Sie machten viel Geräusch und wollten immer noch den Soldaten beibringen, wie sie die Prussiens gefangen hätten; aber es mochte ihnen niemand recht zuhören. Als man nachher ihre Gewehre untersuchte, um sie zu entladen, steckte in allen dreißig nicht ein einziger Schuß.

Der eiserne Götze

Auf einem unserer großen Industrieplätze lebte ein kinderloses Arbeiterehepaar namens Höflinger, das bereits zehn Jahre verheiratet war und sich auf seine Weise resignierend in dem einsamen Zustand eingerichtet hatte. Der Mann wandte seine Gemütskräfte, die nicht vom eigenen Kind in Anspruch genommen wurden, den Hoffnungen und Zielen seines Standes zu. Man kannte ihn als einen belesenen, ernsten und zuverlässigen Vertrauensmann, der mit Vorliebe Realpolitik trieb und jenen Prinzipienreitereien, mit denen die landläufigen Parteiführer so vielen schönen Proletarierweizen mutwillig vertrampeln, abhold war. Sein Ansehen stand daher höher in Geltung bei der Gewerkschaft als bei der Partei. Er hatte immer einen jungen Menschen bei sich wohnen, dem er zu billigem Preis Kost und Logis gab, auch, wenn es der besondere Kopf verlohnte, eine klassenbewußte Erziehung zu Lebenspraktik und -Taktik angedeihen ließ. Er ersetzte den Hausgenossen stets durch einen andern, wenn der Wind des Lebens den ersten forttrug.

Wie er an dem jungen Blut Vaterstelle vertrat, so wandte seine Frau demselben ihre brachliegenden mütterlichen Kräfte und Neigungen zu. Daneben hatte sie noch keinen ihrer blühenden Frauenwünsche zu Grab getragen oder auch nur auf dem Krankenbett liegen. Sie lebte, obwohl im Schatten ihres Mangels, ihr ganzes vielsagendes Frauenleben, und hörte bei Tag und Nacht nicht auf, damit gegen die tristen

Auskünfte des Nichts zu wirken und dem Dasein Kredit zu verschaffen. Sie war die Tochter eines Schneidermeisters, bewährt und dunkelblond von Ansehen, und voll stiller Neigung zu Spiel und Phantasie, die sich aber gedulden mußte und den Männern ihres Hausstandes gegenüber gelegentlich nur als eine halb humoristische, halb schwermütige Laune zum Ausdruck kam. Sie hieß von ihrem Vater aus Marie, und von einem Kunden desselben, der Generalleutnant gewesen war, Spiele. Dafür hatte sie ihren Mann, der geradehin Ferdinand hieß, den Langen getauft, weniger wegen seiner Körperlänge, die nicht unbeträchtlich war, als wegen der andern Länge seiner Bewegungen, Kalkulationen, Denkzettel und genossenschaftlichen Händel, über denen sie leicht einmal den Atem und die Zusammenhänge verlor. Zurzeit betrieb er die Einrichtung eines Arbeiterkonsumvereins. Diese ganze Tätigkeit führte ihn vielfach um sie herum und an ihr vorbei, und wenn er auch nicht selten zu ihr zurückkehrte, so hatte er deshalb nicht weniger in der Zeit von ihr entfernt gelebt. Was Höflingers Stelle in der Fabrik anging, so war er auch damit auf einen besondern und selbständigen Platz gesetzt; er bediente die zwei Mann hohe Eisensäge. Davon hatte die Feinheit seines Gehörs etwas gelitten; man mußte sozusagen Fraktur mit ihm sprechen. Andererseits begünstigte der Mangel seine Neigung, die Erscheinungen des Lebens summarisch zu nehmen, und erleichterte ihm den organisatorischen Überblick über die Dinge.

Zu diesem Ehepaar zog zurzeit ein junger Arbeiter, der Viktor Pratteler hieß und erst kürzlich aus der ge-

hüteten Handwerksecke der Branche in die offene und bedrängte Welt des Eisenproletariats hinausgetreten war. Ihm fehlte gänzlich jene persönliche Phantasie und der subjektive Trieb zum Material, welche die Seele des Schlossers oder Schmiedes machen und den Griff zum Diener eines sechsten Sinnes ausbilden, des Formsinns. Weil Prattelers Hand sich nicht zu diesem höheren Sinn vorgetastet hatte, trug er sie mit Recht dahin, wo der Gang der Arbeit abstrakt und ohne Willkür aus sich selber fortrollt, und ein vorbestimmtes Werden vom seelenlosen Blick bewacht und vom unpassionierten Griff bedient sein will. Dagegen lebte in ihm ungebrochen der krause Sinn des Handwerksgesellen fort. Seine Gedanken waren hochfahrend, seine Bewegungen pompös, seine Worte und Reden überflüssig und von persönlicher Eigenliebe erfüllt. Sein Verhältnis zum Leben bestand in einer vielgegliederten Kette von Ansprüchen, mit denen er jenes vermeintlich vor seinen Wagen gebunden hatte. Die Nachbarn, Männer und Frauen, betrachtete er aus dem einfachen Gesichtswinkel des jungen Stieres; ihm erschienen die Männer als Hindernisse oder aber als Brücken und Treppen zu den hübschen Mädchen, Frauen und Glücksgütern, die er alle allein für sich wollte, und so war ihm immer mit einem einzigen Schritt die ganze Welt erklärt. Seine Art gab sich heftig, angreifend und ohne Ahnung von tieferen Beziehungen rücksichtslos. Er stammte aus der Schweiz.

Er fiel gegen Abend in das Hausgärtchen der Eheleute Höflinger wie ein buntes Kalb beim Sturm. Auf einem ziemlich neuen, weißgestrichenen Velo, Marke

Wanderer, kam er am Gartenzaun vorgefahren, bremste scharf mittels der Fußbremse, sprang herunter, bevor es richtig hielt, warf das Rad mit einer achtlosen Bewegung gegen die Zaunlatten, und trat breitbeinig durch die Tür vor Spieles neugierige Augen. Er hatte am hellen Werktag seinen guten blauen Anzug an. Auf dem schwarzen Schopf saß ihm schief eine grünbraun gemusterte Sportmütze. Unterm Adamsapfel loderte wie ein heraufgerutschtes brennendes Herz eine blutrote Halsbinde, die mit bedeutungsvollen Knoten und Schleifen unter seinem weißen Umlegekragen hervor knatterte. Die Hosenröhren hatte er unten seitwärts heraus zusammengeklammert; trotzdem merkte Spiele sofort, daß er krumme Beine hatte. Er trug gelbe, durchbrochene Sandalen über grauen Strümpfen. Aus dem Kragen streckte er einen langen, magern und nackten Geierhals heraus, auf dem ein runder, krakeeliger Schwarzkopf von mittlerem Umfang saß. Flüchtig und halb verlegen griff er an die Mütze und sagte, er sei also der Viktor Pratteler. Als Spiele nicht gleich etwas antwortete, weil sie mit Sehen noch nicht fertig war, fügte er unbehaglich hinzu, ob er hier recht sei bei Höflingers, und zog die Brauen zusammen. Sie bejahte nun mit den Augen lachend, hieß ihn auf die Gartenbank sitzen, bis Höflinger nach Hause komme, und fuhr fort, den jungen Salat zu begießen, den sie in Reihen auf schmalen Beeten zog; nachher wandte sie sich den Erbsen zu. Sie sah nicht mehr nach dem jungen Arbeiter; sie hatte bereits in ihrem Kopf eine genaue farbige Photographie von ihm, die sie außerdem in Bewegung setzen konnte,

so oft es ihr beliebte. Als sie hinter die Hausecke kam mit ihrer Gießkanne, begann sie zu summen. Von dem bunten Bürschchen gingen Anregungen und Gründe zu Heiterkeit aus, er verbreitete kurzweilige und unsachliche Stimmungen um sich, und in seinem Stirnrunzeln ahnte Spiele jenen unvernünftigen Trost, ohne den sich einmal ein wartendes Herz nicht auf die Dauer elastisch erhalten kann.

Nach Feierabend kam Höflinger heim, ebenfalls zu Rad, und übernahm den neuen Hausgast. Er wies ihm den Verschlag für sein Velo an, in dem schon Spieles Damenrad stand; wenn man die Maschinen schränkte, so gingen alle drei hinein. Beim Nachtessen stellte es sich heraus, daß Pratteler, der am andern Tag früh in der Fabrik antreten sollte, seinen Koffer erst morgen oder übermorgen erwartete; Spiele mußte eine alte Hose und Jacke des Langen vom Estrich herunterholen und auch ein Arbeitshemd herauslegen, was sie alles unter fortlachenden Augen tat. Pratteler erklärte gleich, um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, er hasse die Kaiser und Könige, weil sie Schmarotzer seien, die das deutsche Volk aussögen und seine Armut und Dummheit verschuldeten. Man müsse sie ausräuchern, daß es endlich den Zukunftsstaat gebe und menschenwürdige Verhältnisse hergestellt würden. Wenn es mit rechten Dingen zugegangen wäre, könnten die schon da sein, denn man habe die Übermacht; aber die Führer und Abgeordneten steckten das Geld der Arbeiter in die eigenen Taschen und kümmerten sich nicht mehr um die Magern, wenn sie selber zwischen den dicken

Bäuchen säßen. Der Reichstag sei ein Hundertkiloklub. Alles strecke nur die Arme von sich, um sich von den Ministern darunter kitzeln zu lassen; dafür habe man nachher die Minister sonstwie zu bedienen, wofür es Ehrenzeichen und Orden setze. Alles sei Schwindel. Die Arbeiter müßten sich selber helfen und das ganze reaktionäre Gemüse, Militär, Kapital, Kirche und Aristokratie vor die Tür hinaus misten; vorher gebe es kein Bessern.

Spiele blickte häufig nach dem Langen, was er für ein Gesicht zu dem heillosen sozialen Nähkorb machte, den der wilde Schweizer vor ihm auskramte. Höflinger sagte so wenig dazu, daß ihn der junge Mensch für einen heimlichen Bourgeois hielt, der von der Arbeitersache abgefallen war, nachdem er sich zu Häuschen und Garten gebracht hatte. Der Lange merkte wohl, daß seine Frau das innerliche Lachen hatte, aber da er auch wußte, daß sie seinen wohlerwogenen Ordnungen strichweise kriegerisch gesinnt war, mochte er ihr die Abwechslung gönnen. Je fester einer auf seinen Füßen steht, desto gleichmütiger sieht er gelegentlich die andern springen. Außerdem war ihm genau bekannt, wer ihr den Boden gebaut hatte, auf dem sie sich jetzt ein bißchen gegen ihn freute.

In der andern Morgenfrühe fuhren die beiden Arbeiter miteinander nach dem Eisenwerk, das eine Wegstunde von Höflingers Häuschen entfernt vor den Ausgang einer Schlucht hingebreitet lag. Pratteler trug des Langen Hose und Jacke. Er mußte die Ärmel zurückschlagen, um die Hände brauchen zu können; die Hosenbeine standen vielfach übereinandergeschichtet auf

seinen durchbrochenen Radfahrersandalen auf. Unter den blauen Hemdkragen hatte er wieder seine rote Halsbinde gezogen, denn man sollte sofort sehen, mit wem man es zu tun hatte. Er fuhr mit voller Kraft in die Pedale, mußte häufig sein Feuer dämpfen, um Höflinger nachkommen zu lassen, den es nicht so drängte. Wenn er Leute auf der Straße sah, warf er sich heftig auf die Blase der Automobilhuppe, die er an seine Lenkstange geschraubt hatte; Höflinger läutete umgänglich mit seiner kleinen Radklingel, wenn es nötig wurde. Den Arbeitern, die Höflinger grüßten, antwortete er düster wie vor der Schlacht. Wenn sie dem Langen Scherzreden zuriefen, riß er wieder die Brauen zusammen. Was gab es denn hier zu spaßen und zu lachen, wo man gegen die Reaktion losbrechen mußte? Überall ging es ihm zu friedlich und zu bequem zu. Es stand bereits fest, daß er einen frischen Zug in das Tal bringen mußte. Nach der letzten Wegbiegung kamen die Fabrikanlagen in Sicht. Pratteler sah eine ganze Versammlung von Schloten und Essen, die alle in voller Tätigkeit waren. Hinter den Eisenwerken stiegen gleich die Wälder auf; sie bestanden fast rein aus Tannen; nur wenige Buchen waren dazwischen gesprengt. Man benutzte die Wasserkraft mit, die der hervorstürzende Bach billig anbot, zum Teil für die Beleuchtung, zum Teil für den direkten Betrieb. Als Höflinger mit seinem neuen Haus- und Werkgenossen in die Fabrikhöfe einfuhr, waren sie schon von einem ganzen Schwarm von Radfahrern aufgenommen, aus dem nun Prattelers feuerrote, neue Halsbinde vielsagend herausleuchtete. Jemand fragte den

Langen, ob er da den Garibaldi gefangen habe; alle, die es hörten, lachten. Viktor runzelte die Stirn.

Dafür ging er unter Höflingers Augen gar nicht übel ins Zeug, als die Sirene den Arbeitsbeginn signalisierte; der Lange, der mit Anfängern, auch mit eifrigen, nachgerade Erfahrung hatte, versprach sich sogleich ein gutes Arbeiten mit dem Schweizerknaben. Somit hatte auch er ein Verhältnis zu ihm gewonnen. Höflinger bediente wie ein Priester das kreischende und wiehernde Götzenbild, das Tag für Tag sein zwei Mann hohes flammendes Angesicht um sich selber schwang. Pratteler stocherte ihm sozusagen die Zähne und wischte ihm den Mund. Seine Aufgabe war nicht ohne Gefahr; von drei Mechanikern wurde immer einer verstümmelt und manchmal tot vom Platz getragen. Da der Götze weder Vernunft noch Augen hatte, mußte der Diener doppelt vor ihm auf der Hut sein. Rollwagen kamen auf den Geleisen beladen vorgefahren und hielten automatisch. Pratteler handhabte den Kran, der die Eisenblöcke ergriff und dem Götzen vor die Füße legte; dann kam unten eine Kralle hervor und zog den Block gegen die umsausende Zahnreihe. Der Block schrie auf wie ein Tier. Hinter der Scheibe fuhr ein Feuerstrudel hervor. Der Götze kreischte und wieherte. Am Ende pfiff er; wenn er fertig war, läutete er wie eine Glocke. Dann wurden hinten die Teile automatisch weggefahren, und die Kralle langte nach der nächsten Arbeit. Um den Götzen führten eiserne Treppen in die Höhe und liefen Geländer herum.

Als Pratteler vor das Ungetüm trat, maß er es mit

einem raschen, abgeneigten Blick. Er stutzte einen Moment und hatte Unlustgefühle. Darauf ging er entschlossen und mit zusammengebissenen Zähnen darauf los, wie auf einen Feind. Nach einer Stunde kannte er alle seine Geheimnisse. Er merkte nun schon, daß er ein ziemlich einfacher Götze war; dennoch machten ihm seine gigantischen Maße immer wieder von neuem Eindruck, und er begriff nicht, daß der Lange so gleichmütig mit ihm verkehrte und gestern nicht einmal von ihm gesprochen hatte. Er hatte auch nichts von den Arbeitermengen gesagt, die hier für fremden Vorteil ein fremdes Werk betrieben, und unter Transmissionen und Hochspannungen zwischen reihenweise hingelagerten stählernen Bestien aller Größen und Formen Tag und Nacht ihr Leben riskierten. Auch diese Arbeiter bewegten sich gehalten und gleichgültig. Sie kauerten schweigend hinter ihren Maschinen, trugen ihre Lasten und spuckten dazu aus, und es erregte sie auch nicht, daß die Werkmeister sie bewachten und die Ingenieure ihnen befahlen. Pratteler haßte die Werkmeister, fürchtete die Maschinen mit einer gefährlichen demolierlustigen Furcht, und von den Ingenieuren dachte er, daß sie als die modernen Landvögte Mann für Mann für neue Tellsgeschosse reif seien. Sie spielten die Herren, verachteten das Proletariat und betrieben den Vorteil der Kapitalisten, von denen sie dafür bezahlt wurden.

Mittags traten andere Scharen in den Werkhöfen auf: die Frauen und Kinder der Arbeiter brachten das Essen an. Sie warteten in Abteilungen an vorbestimmten Plätzen, bis die Sirene schrie. Dann verließen die Ar-

beiter schnell ihre Werkstellen und drängten in Rudeln ihren Angehörigen zu, sofern sie nicht ihr Essen schon am Morgen in blauen Doppelgeschirren vorgekocht mitgebracht hatten; diese eilten nach den Wärmstuben, wo die Mahlzeiten auf Feuerherden aufgewärmt bereit standen. Solche herdenmäßige Umzüge verdrossen Prattelers eigenwillige Demokratenseele und beleidigten sein gutes Handwerkerherkommen. Er folgte dem Langen widerwillig in den dritten Werkhof, wo Spiele mit dem Essen für die Männer neben ihrem Rad wartete. Höflinger hatte ihr eine Tragvorrichtung daran montiert, auf die sie den Korb setzte. So rettete er sich den häuslichen Wohlgeschmack, der den andern beim Aufwärmen verloren ging, und genoß obendrein die Genugtuung, daß für eine Notwendigkeit nur das Minimum von Zeit und Kraft ausgegeben wurde. Bei erklärtem Übelwetter fuhren die Männer zwar nach Hause, kamen aber dafür um die notwendige Mittagsruhe, die der Lange ohne Umstände gleich nach der geschehenen Mahlzeit in einem Schuppen aufsuchte.

Pratteler blieb zurück und schaute aus unzufriedenen Augen über den Hof, aus dem die Frauen und Kinder langsam wieder abströmten. Spiele, die Schneiderstochter, witterte mit ihrer feinen Nase, daß er nach Mitteilung roch, und machte sich noch ein wenig am Rad zu schaffen. Als es ihr doch zu lang dauerte, sah sie ihn an, um ihm adieu zu sagen. Da zuckte er die Achseln und sagte, er glaube, er wolle da nur wieder abgehen. Er habe gemeint, hier seien lauter eifrige Proletarier, die das Kapital haßten und für die Freiheit kämpften; derweil

habe man sich alles sehr gut eingerichtet und exerziere am Schnürchen hinaus und hinein, wie es das Kapital wolle. Es sei eben alles Schwindel. Er machte ein schiefes Maul, wenn er mißvergnügt war; darüber freute sich Spiele wieder. Daneben tröstete sie ihn. Das sei nur bei Tag so. Man müsse eben gelebt haben und ein magerer Baum sei immer noch besser, als gar keiner. Aber er solle doch einmal der Organisation nachfragen; die Arbeiter wachten erst am Abend auf wie die Fledermäuse. Soviel sie wisse, sei da manchmal ein großes Mückentreiben. Sie nickte ihm lächelnd zu, setzte den Fuß auf das Pedal und fuhr davon.

Viktor sah ihr erstaunt nach. Er bemerkte ihren schwarzen Halbschuh und die schlanke Flechse, die unter dem Rocksaum hervorkam, wenn sie das Pedal niedertrat. Sie trug dünne schwarze Strümpfe, die dem Schweizer jetzt irgendwie auffielen. Ihr bloßer Scheitel glitt behaglich leuchtend durch das Tor in den äußern Hof. Er dachte daran, daß sie keine Kinder hatte; auch das fiel ihm jetzt auf und gab ihm zu denken. Warum hatte sie keine Kinder? Es war ein Schwindel, wie alles andere. Das ganze Leben war ein Schwindel. Der Lange war auch ein Schwindel; er blieb seiner Frau die Kinder schuldig und pflegte sich; jetzt lag er im Schuppen und schlief. Viktor verachtete ihn; er verdiente diese Frau nicht; sie war auch viel zu gut für den elenden Betrieb. Daß sie jeden Mittag auf dem Rad mit dem Essen angefahren kam und im Rudel vor der Tür stand, war schon nicht mehr zum Aushalten. Himmel Herrgott, man mußte alle tot-

schlagen, die daran schuld waren, von oben angefangen sämtlichen Thronen und Lehnstühlen nach, daß das Volk zu Ehren kam. Aber die Frau des Langen hatte er sich heute irgendwie gemerkt. Sie machte sich über das Zeugs lustig; das gab zu denken. Er kam zum Schluß, das man sich diese kinderlose Gattin näher ansehen müsse. Auf alles andere war gepfiffen. Als er mit dem Sirenenzeichen wieder vor den Götzen trat, trug er seinen Nacken noch einmal so halsstarrig.

Eines Tages erinnerte er sich an Spieles Aufforderung, nach der Organisation zu fragen. Der Lange, der es für verfrüht gehalten hätte, ihm schon davon zu sprechen oder ihn gar dahin zu bringen, streifte den Burschen mit einem verwunderten Blick und wandte sich schweigend wieder dem Götzen zu. Erst in der nächsten Pause sagte er, Pratteler könne ja heute abend in die Versammlung mitkommen, wenn er Lust habe. Viktor ging mit. Er kam in ein großes Lokal, dessen Wände mit allerlei Bildern, Trophäen und Kränzen behangen waren. Es diente zwei bürgerlichen Gesangvereinen, einer Blechharmonie und einer dramatischen Gesellschaft als Vereinsheimat; jede der vier Gesellschaften hatte ihre besondere Wand für ihre Photographien und Ehrenzeichen. Jetzt saßen alle Tische voll Arbeiter. Ihre farblosen grauen oder braunen Kleider bildeten unter den leuchtenden Pokalen, Kranzschleifen und Fahnen einen mutlos bewegten See der Not und des mühevollen Daseins. Viktor erkannte mit einem einzigen Blick den Kontrast zwischen dem kindischen Firlefanz der besitzenden Klasse an den Wänden, und der tief-

gehaltenen und doch schwälenden Besitzlosigkeit, die den Boden des bürgerlichen Lokals deckte.

Der Lange saß am Vorstandtisch. Zu Prattelers Erstaunen erfuhr er zum erstenmal, daß seit Monaten in den Eisenwerken der Geist des Aufruhrs umschlich; man plante einen groß angelegten Streik, um für Jahrzehnte erlittener Bedrückung auf einmal Abrechnung zu halten und für lange Zeit voraus die Richtschnüre einer verbesserten Lebenshaltung zu legen. Pratteler kannte sich nun gar nicht mehr aus. Er begriff nicht, daß ihm der Geist nicht irgendwo auf seinen mittäglichen Streifereien begegnet war. Er konnte nicht verstehen, daß dann jedermann wie immer seinen Mittagsschlaf hielt, seine Maschine bediente und den Kopf einzog, wenn der Götze wieherte oder ein Götzendiener vorbeistrich. Ein älterer Arbeiter stieg auf einen Stuhl und gab Bericht, wie weit die Vorbereitungen gediehen und wie hoch der Streikfonds gewachsen sei, auch welche Organisationen sich solidarisch erklärt hatten oder bereit waren, Unterstützungen zu geben.

Viktor interessierte alles sehr, was sich auf den Streik bezog, aber er konnte die Langfädigkeit der Anspinnung und die vielerlei geheime Miniererei nicht gutheißen, mit denen man auf diesen Stier losging, statt ihn einfach bei den Hörnern zu packen, wozu man doch nach seiner Meinung die Gewalt hatte. Als der Arbeiter vom Stuhl herunter war und mehrere andere noch gesprochen hatten, hielt er es schon fast nicht mehr aus. Es war ihm überall zu eng in diesem vorsichtigen Massenhergang. Er schluckte heftig. Er fuhr sich mit der

Faust unter den Kragen und stürzte ein Glas Bier nach dem andern hinunter, um sich zu beruhigen. Im Geist sah er wütend bewegte Aufstände, die mit Knütteln und Äxten auf den Götzen losfuhren und ihn in Stücke hieben. Der bürgerliche Staat war auch solch ein Götze. Der Lange stand auf dem Stuhl und forderte alle Anwesenden, die noch nicht organisiert waren, auf, sich einschreiben zu lassen. Er erinnerte an die Kräfte, die in der Tiefe einzeln heraufwirkten, um die Gesamterhebung des Menschengeschlechtes herbeizuführen, und die man als Disziplin, Opferwilligkeit und Ausdauer kenne. Er teilte mit, daß man zum Streik eine Lebensmittelzentrale einrichten werde, wo die Arbeiterfrau für wenig Geld Kohlen, Kartoffeln und Brot haben könne; aus dieser Zentrale solle dann der Arbeiterkonsum hervorgehen. Schließlich warnte er ausdrücklich davor, sich irgendwie am Eigentum der Aktiengesellschaft zu vergreifen, Fenster einzuwerfen oder Maschinen zu demontieren. Man wolle sich auf positive und fruchtbare Weise helfen und von den schädlichen Mitteln der passiven Resistenz und der Sabbotage gänzlich absehen, die keine deutschen und würdigen Mittel seien. Man solle nicht vergessen, daß man außer einem gekräftigten äußern Zustand auch eine Klassenehre und einen Standescharakter auf die Kinder zu vererben habe.

Diese Worte aus dem Mund des kinderlosen Mannes zu vernehmen, gab Viktor Pratteler einfach einen Stoß in die Herzgrube. Er schnappte nach Luft und hieb die Faust auf den Tisch. Dann zischte er auf wie eine Rakete; so gut wie der Lange konnte er auch noch reden.

Bevor sich's jemand versah, stand er mit den Füßen auf seinem Stuhl, winkte mit der Faust Aufmerksamkeit fordernd über die Gesellschaft und schluckte noch einmal heftig. „Achtung, der Garibaldi will reden," rief ein Arbeiter, der ihn kannte. Alle sahen verwundert dem landfremden Burschen entgegen. Viele lachten über seine Erregung. Seine Krawatte flammte düster wie ein Sonnwendfeuer vor seiner Halsgrube gegen die Bilder und Trophäen an der Wand. „Arbeiter, Proletarier," hob er an zu reden, „ich bin anderer Meinung. Denn wieso? Die Kapitalisten sind Blutsauger und Lumpenhunde. Was soll es da groß Vorsicht geben? Drauf und dran, wie die alten Schweizer, sag' ich. Wenn unsere Väter in der Schweiz erst zugewartet hätten, bis ein Konsumverein fertig war und die Zürcher und Basler Geld schickten, so wären alle Katzen auf ihren Schwänzen sitzen geblieben und wir zahlten heut mit österreichischem Geld unsere Schulden, Herrgottsdonnerwetter. Aber sie sind drauf gegangen mit Keulen und Schlegeln. Und wenn die andern ein neues Heer schickten, so gingen sie wieder drauf, bis keins mehr übrig war. Wir müssen alle eisernen und andern Götzen zusammenhauen, und die Götzendiener mit Tells Geschoß bedienen. Und wenn sie neue schicken und bauen, sodann hauen wir sie wieder zusammen. Das ganze Gerstlein muß unser werden. Wir wollen nicht für andere Frauen und Kinder Schweiß und Blut vergießen. Wir müssen den Kapitalismus solange herumkurranzen, bis es ihm verleidet und er kapituliert. Das ist der Sinn vom Kapitalismus, daß er kapitu-

16*

lieren muß. Alles andere ist gut für Leut, die keine Kinder haben und an keine Zukunft denken müssen. Die stellen sich dann so eine Klassenehre vor und so einen Standescharakter, in dem man nachher so wenig hat, wie vorher. Klassenherrschaft und Standesvermögen muß da sein; dann kommt ein Charakter von selber. Wie die Schweiz da war, da kam auch der Schweizercharakter. Aber Mut muß man haben, beim Hagel. Ich habe gesprochen."

Er nickte der Versammlung wichtig und erregt zu, besann sich noch ein Weilchen und stieg vom Stuhl. Als er den Arbeitern aus den Augen verschwunden war, blieb es einen Augenblick still. Dann erhob sich ein belustigtes und verwundertes Gemurmel, das sich zu einem wohlwollenden Gelächter steigerte. Aber auch dieses hielt nicht lange vor. Der alte Arbeiter, der die Versammlung eröffnet hatte, bestieg wieder den Stuhl, und die Köpfe drehten sich ihm zu; man ging vor Viktors gebirgiger Ansprache vorbei ebenhin zur Tagesordnung über, um von dem Alten das Schlußwort zu vernehmen.

Trotzdem merkte man sich den langhalsigen Schweizerkämpen, mit demselben Augenmerk, mit dem Spiele von ihm Kenntnis genommen hatte. Er war durch sein Debut zur bekannten Persönlichkeit vorgerückt, und seine Publizität fing unverweilt an, auf ihn zurückzuwirken und seine Persönlichkeit zu modifizieren. Der Spitzname Garibaldi wurde allgemein für ihn, doch verband sich nun mit der Ironie etwas wie zärtliche Achtung, und darüber schwebte jene mütterliche Er-

wartung, von der man nicht spricht; man betrachtete ihn als das hoffnungsvolle Kind der Familie. Viktor seinerseits spürte mit Unruhe die wohlgesinnte und nur wenig spöttisch verbrämte Nachsicht, die ihm die geduckte Masse von dem Tag an entgegenbrachte. Ihr Gelächter war ihm wie ein Donnerwetter in die Knochen gefahren. Er fühlte nur ganz unklar, daß er jetzt durch seinen Anteilnahme an ihrem Schicksal mit ihr verwandt geworden war. Nun feierte sie aber kein Fest, sondern begann ohne Umschweife mit der Korrektur und Erziehung, und das mißfiel ihm an dem Handel. Korrigiert und erzogen mußte sie werden, die Masse. Sie hatte kein Rückgrat und glaubte nicht an ihre Faust. Sie wollte alles mit der Organisation machen, und verschrieb sich Hilfe von Hans und Kunz. Ihr standen keine Kerle vor. Der Vorstand war ein rechnender und tuschelnder Jungfernverein, und die Organisation ein Mädchenpensionat, das am Bändel geführt wurde. Er dachte mit stärkstem Unmut an diese Zustände, bekam eine Wut, wenn er sich daran erinnerte, daß jene Unmündigen ihn ausgelacht hatten, und wandte sich von ihnen ab, der Schneiderstochter zu.

Höflinger bezog sich mit keinem Wort auf Viktors Jungfernrede. Auch den Spießstich auf die kinderlosen Leute schien er nicht empfunden zu haben, oder er nahm ihn nicht übel. Das brachte Pratteler noch mehr auf gegen ihn. Das lange Elend hatte kein Temperament im Leib; darum bekam es auch keine Kinder. Viktor griff mürrisch nach Spieles Wasserkanne und begoß ihre Salatsetzlinge, daß sie fast ersoffen. Er kratzte ihr

die Wege vom Unkraut sauber, rechte es zusammen und schmiß es verdrossen den Kaninchen hin. Er dachte grimmig, Höflinger habe gut schwatzen; ihn werfe die Fabrik nicht aus dem Häuschen, wenn er streike, er sei ein Hausbesitzer. Dann spuckte er wütend aus; immerhin hatte der Lange gespart und sich umgetan, daß er es soweit brachte. Und wenn er dabei vor der Organisation die Faust um den Beutel geklemmt hätte, so wäre er auch bei ihr nicht so hoch gekommen. Nein, opferwillig war er, das stimmte. Aber er hatte eine gute Stelle; was war da groß zu rühmen?

Viktor putzte Spiele das Rad. Er nahm es auseinander, wusch alle Teile in Petroleum, ölte sie und setzte die Maschine wieder zusammen. Da war noch ein Mensch, für den es sich lohnte, etwas zu tun. Er schlug ihr vor, die Lenkstange tiefer zu stellen; er selber fuhr mit der Nase fast auf der Straße und streifte mit dem Steiß die Baumzweige; er hielt das für sportgerecht. Als sie lachend dankte, lachte er mit; das war noch einmal hübsch und freundschaftlich gelacht. Aber eine Autohuppe sollte sie immerhin haben; vor der bezeigten die Kinder viel mehr Respekt, als vor einer dünnen Klingel. Wie sie auch dafür dankte, wollte er ihr die Schutzbleche abschrauben, wegen der größern Leichtigkeit. Er selber hatte sie sich ganz abgewöhnt. Wenn er bei Regenwetter heimkam, lag ihm ein richtiger Lurchpanzer auf dem Rücken von Straßendreck, den die Maschine heraufschleuderte. Nachdem das Spinatbeet abgeerntet war, grub er es um, und hätte Spiele gern geholfen Kohl setzen; aber es war schon getan, als er nach

Feierabend heimkam. Er maulte, sie lachte wieder, und er lachte mit.

Spiele erblühte sichtlich. Sie wurde lebhaft und gesprächiger. Am meisten fiel auf, wie oft und gut sie neuerlich lachte. Das merkte auch Höflinger und hörte es gern, ohne doch selber seinen steifen Rücken zu der neuen Munterkeit herabzubeugen. Er bewegte hundert Geschäfte und tausend Sorgen im Kopf, die den Streik und die Zukunft von anderer Leute Kinder angingen; von dem ungleichmäßigen Dreieck war er der entfernteste Winkel. Wenigstens sah es bei Tag und in Viktors Anwesenheit so aus. Pratteler hätte sehr gern gewußt, wie die Eheleute einander ansahen und was sie sprachen, wenn sie allein waren; er konnte es sich durchaus nicht vorstellen. Doch bemerkte er auch nicht, daß sie schlecht lebten oder kühl zueinander standen. Sie neckte ihren Mann gern mit allerlei Spitzfindigkeiten, wie sie einer Schneidertochter anstanden, oder auch manchmal mit seinen schwierigen sozialen Verantwortungen, und es kam nie vor, daß er ärgerlich wurde. Auch wenn sie wirklich einmal über die Stränge hieb, blieb er gelassen und zeigte höchstens einmal ein ironisches Lächeln in den Mundwinkeln. Dann wurde sie böse, schalt ihn einen Holzbock und forderte Viktor zum Kartenspielen auf. Aber der lange Diplomat hielt sich so vorzüglich dabei, daß sie es nicht lange ohne ihn trieb. Gewöhnlich schon beim zweiten, spätestens beim dritten Spiel mußte sie wieder lachen, und beim Ausgeben warf sie ihm seine acht Karten hin, die er dann gelassen in die Hand

nahm, auch wenn er gerade ein Buch vor hatte. Zu einem richtigen Verdruß oder gar zu einem verdorbenen Abend hatte Viktor eine Laune der hübschen Frau noch nicht führen sehen.

An schönen Sonntagen fuhr man miteinander zu Rad ins Land hinein. Die Männer nahmen Spiele in die Mitte. Beim Ausweichen fuhr der Lange vor und Pratteler blieb zurück. Manchmal mußte man ziemlich lange in dieser Formation vorrücken, weil viel Fußgänger auf der Straße waren. Dann klapperte vorn die alte, verdiente Maschine des Langen, die nicht einmal Freilauf hatte, und zeterte unausgesetzt die kleine runde Schelle, die er an der Mittelstange angeschnallt hatte. Er saß wegen seiner langen Beine sehr hoch; vom Sattel ging es dann noch einmal eine ganze Strecke bis zu seinem Mützenknopf. Spiele saß fast um zwei Köpfe tiefer. Erstens hatte sie keine langen Beine, und dann reichte sie auch sonst ihrem Mann nur bis an die Schulter. Den Schluß machte Viktor, der seinem Rad oblag, wie einem Bauchgrimmen. Von der vordern Hohlstange gingen ihm zwei lange geschwungene Kuhhörner aus, die er an den äußersten Enden hielt, so daß er gleichsam die Straße immer vor sich her mit ausgebreiteten Armen hinstürzte. Aber ab und zu hob er einen belebten Blick zu Spieles guter Gestalt auf, und manchmal blieb er zurück, um sich ins Zeug legen zu können und wie ein Eilzug wieder heranzubrausen. Das schönste schienen ihm Spieles kleine Füße, die so kräftig und geschickt mit den Pedalen umgingen, und die eine erhebliche Ausdauer an den Tag

legten, wenn es sein mußte. Sonst liebte sie die Bequemlichkeit in der Bewegung. Während sie aber so hinter ihrem langen Mann und vor ihrem kleinen bunten Anbeter die Straßen hinfuhr, heckte ihr Kopf allerlei Flausen aus uud sie wurde mit sich einig, Höflinger von einigen Seiten ein bißchen zuzusetzen, um ihn wieder näher an die Hand zu bekommen.

Sie fing damit an, daß sie ihn plagte, eine Automobilhuppe an seine Lenkstange zu schrauben, da die kleine Katzenschelle für einen Straßenverkehr nicht ausreiche. Sie berief sich auf Viktor und lobte ihn, wie vor seinem Ton die Kinder zur Seite stöben. Als sie auch die Sicherheit der Hintermänner ins Treffen führte und sich für die ihre besorgt zeigte, willfahrte er ihr und kaufte ein kleines Hörnchen. Jetzt klagte sie, daß ihr sein Rücken die halbe Aussicht versperre, weil er so hoch in den Himmel hinauf steche; er solle sich mit der Lenkstange herunterlassen. Er wollte hinten fahren, aber davon mochte sie nichts wissen; Viktor würde ein zu scharfes Tempo machen, und mit dem Langen fahre es sich doch sicherer. Er ließ die Lenkstange ein bißchen herunter. Nun konnte sie seinen krummen Rücken nicht sehen und verlangte ärgerlich lachend die Lenkstange wieder in die Höhe. Mit so ausgefallenen Menschen sei eben nichts zu wollen; wenn er ein wohlproportionierter Mann wäre wie Viktor, so gäbe es ein viel besseres Umgehen mit ihm. Pratteler hatte ihm für den durchgetretenen Gummi Sohlleder in die Pedale eingelegt, weil es länger vorhalte. Nun kam es vor, daß er auf der harten und glatten Unterlage ausglitt. Sie verlangte

von ihm, er solle weiche Sandalen tragen, wie Viktor; aber er liebte den festen Stiefel. Statt dessen verschaffte er sich Pedalhaken, die den Fuß festhielten und zugleich den Vorteil der Lederunterlage auszunutzen erlaubten. Nun war Spiele bedenklich, ob ihn die Haken nicht im Notfall am Abspringen hindern und in Gefahr bringen könnten. Sie fragte Viktor; der sagte, es sei je nachdem.

Aber eines Sonntag abends, als sie auf dem Heimweg waren, begegnete ihnen ein betrunkener Bauernknecht, ebenfalls zu Rad. Höflinger sah schon von weitem, daß er die ganze Straßenbreite einnahm und über die Balance doch nicht Meister wurde. Er warnte mit dem neuen Hörnchen. Spiele klingelte lachend. Viktor ließ wachsam seine Huppe brüllen. Alle drei hielten sich rechts. Einen Moment schien das Abenteuer glücklich vorbeigehen zu wollen. Aber plötzlich, als ob er einen Stoß ins Genick bekäme, erfaßte den Lümmel eine heftige Zuneigung zur andern Straßenseite. Er konnte sich nicht im mindesten helfen, er mußte geradeaus in Höflingers Rad fahren; sein Schicksal verlangte es von ihm. Höflinger wollte rasch abspringen, kam aber nicht so geschwind aus den Fußhaken heraus, wie er es wünschte und verlor die Herrschaft über das Rad, bevor noch der Knecht ganz bei ihm war. Spiele fuhr erschreckt zwischen ihm und dem Straßenbord vor; ihr Herz trieb sie so. Es war das verkehrteste, was sie für ihn tun konnte; sie brachte ihn um die Möglichkeit, seitwärts auszuweichen. Der Zusammenstoß war scheußlich. Mit gesenktem Kopf und eingezogenen Schultern

wie in tiefen Gedanken versunken schoß der Knecht gegen Höflingers Rahmen. Der Anprall schleuderte ihn über seine Lenkstange und Höflingers Vorderrad hinweg mit dem Kopf voran auf das Straßenbord, wo er wie ein Sack liegen blieb. Der Lange neigte sich zur Seite auf Spieles Rad. Räder, Frau und Mann und das Rad des Knechts dazu, das sich mit dem Horn der Lenkstange in Höflingers Speichen verfangen hatte, taumelten klirrend und rasselnd in den Straßengraben hinein. Der Lange fing sich mit der vorgestreckten Hand noch ziemlich geschickt auf; Spiele begrub sich wohl unter ihrer stürzenden Maschine, aber doch nicht unter den Fall ihres Mannes.

So blieb der Zustand einen Augenblick schweben, bis Pratteler bei der Hand war. Er tauchte mit käsefarbenem Gesicht neben den Verunglückten auf, und fing gleich an zu arbeiten wie ein Feuerwehrmann. Zuerst packte er die Maschine des Knechts an, hakte sie los und schmetterte sie auf den Straßendamm, daß es dem Knecht sehr leid gewesen wäre, die Musik mit anzuhören, die der kleine Wüterich mit ihr machte. Dann befreite er den Langen von seinem eigenen Rad, das ihm immer noch zwischen den Knien hing, und half ihm auf. Schließlich drang er zu Spiele vor. Sie war ein wenig bleich, hatte sich aber weiter keinen Schaden getan. Als er sie wieder auf den Füßen stehen hatte, begann er auf Höflinger loszubellen. Er sah direkt verstört und gemeingefährlich aus. Er bleckte die Zähne, maß den Langen von unten herauf mit den Augen, und schnatterte immer etwas von verrückten Fußhaken, Lebensgefahr und Stumpfsinn.

Höflinger sah ihm erstaunt entgegen und war darauf gefaßt, sich den Predikanten unter Umständen in aller Freundschaft vom Leib zu halten. Viktor hatte jetzt schon so oft Lob gehört von der Schneiderstochter, daß ihm der Kamm gestiegen und er der festen Meinung war, er sei nicht nur in ihrem Haus, sondern auch in ihrem launigen Herzen die neueste Einquartierung. Wie es nun einmal mit seinem undisziplinierten Kopf beschaffen war, vergaß er alle Maße und Landesgrenzen auf der Welt, und wollte nur zur Abrechnung ziehen wegen des erlebten großen Schrecks. Im Grund war die kleine Bestialität ein Mittel seiner Natur, sich der übergroßen Spannung zu entledigen; aber sie zeigte doch auch, was für wilde Tiere in dieser kurzweiligen und treuherzigen Schweizerseele umgingen. Schließlich tat er einen zufälligen Blick in Spieles sonderbares Gesicht, das sie zur Attacke machte, und verstummte wie auf den Mund geschlagen.

Sie fragte mit halber Stimme den Langen, ob er sich weh getan habe, und dann, wie es mit den Rädern stehe, und Höflinger bückte sich über die Fahrzeuge. Spieles Damenrad war ohne Blessur davongekommen. Höflingers bewährte alte Maschine hatte ihre Verdienste noch erhöht; er brauchte nur die Lenkstange wieder einzurichten, so konnte weiter gefahren werden; die Beule in der Schrägstange des Rahmens trug sie als ein neues Ehrenmal davon. Spiele dankte Viktor für seine Hilfe. Sie stand nun wieder in einem so offenen Licht von Klugheit und fraulicher Liebe, daß er am liebsten sein Herz in zwei Teile zerrissen hätte, um

das eine in ihre Hand zu geben, das andere aber dem Langen vor die Füße zu werfen. Die Tränen schossen ihm in die Augen unter ihrem teilnehmenden braunen Blick. Er drehte sich leidenschaftlich um, sah den Knecht sich rückwärts aus dem Gras aufkrebsen, gab dessen halb zertrümmerter Maschine noch einen Tritt, und warf sich auf seinen Wanderer. Das Ehepaar stieg auch auf. Eine Zeitlang fuhr man in unentschiedener Ordnung über die Straßenbreite verstreut der Abendsonne zu; dann kamen die Dorfspaziergänger und die Abendkühe und stellten die sinnreiche Formation wieder her.

Das Vorkommnis wirkte nun nicht sänftigend oder bremsend auf Prattelers Leidenschaft, sondern erschien seinem originellen Kopf als eine Art von erster Bestätigung seiner Ansprüche und Hoffnungen, und zugleich als ein Rechtstitel, mit dem er diese unterlegen und stützen konnte. Es hatte sich nun irgend etwas gezeigt, das man anerkennen und das seinen Weg weiter wirken mußte. Als der Lange auch zu Hause und in den nächsten Tagen nicht die erwartete Auseinandersetzung herbeiführte, hob Viktor reuig sein halbes Herz vor dessen Füßen auf und legte es zum andern in Spieles Hand. Nun besaß sie sein ganzes Herz, und das öffentlich, Gotts Wetter. Der Lange wußte es und sie wußte es, und beide wußten, daß er es wußte. Es gab eine wunderschöne Kette von fertigen Tatsachen, an der er die hübsche Schneiderstochter mit der freien Hand, die nicht sein Herz trug, sich träumerisch, lachend und erwartend ihm entgegentasten sah. Eines Tages mußte sie bei ihm ankommen; da half kein Gott. Dann

konnte der Lange sehen, wie er mit seinem Verlust fertig wurde.

Von da an tat sich Viktor keinen Zwang mehr an. Auch Spiele, schien ihm, ging nun mehr und mehr aus sich heraus vor ihrem Mann. Sie freute sich allem Anschein nach, Abschied zu nehmen. Sie fing an, allerlei kleine Lumpenliedchen zu singen, die sie aus ihrer Mädchenzeit wußte, unschuldige, neckische Dinger, mit denen sich die Bürgertöchter die Zeit vertreiben und den Geist wach halten in dem langen Warten. Sie war manchmal einfach hinreißend. Neuerlich tanzte sie vor den Männern. Man hatte von der Salome in der Zeitung gelesen. Sie saß eine Weile lächelnd still und Viktor merkte, daß sie sich etwas ausheckte im Kopf. Endlich sagte sie: „Wir können auch tanzen," und erhob sich. Sie faßte ihre Röcke mit je zwei Fingern und fing an, Schritte zu machen. Sie wiegte sich in den Hüften. Sie neigte sich vor und zurück. Sie lachte mit blühendem Mund, und Viktor dachte, kein Mensch könne wissen, wohin die Schneiderstochter jetzt blickte, wenn sie so aus leicht zusammengezogenen Lidern und gleichsam mit den Augen summend den verwandelten Wänden entlang sah, oder auch den Blick ins Licht der Hängelampe heftete, daß ihre Augen wie gelbe Margritten in gestrahlten Sternen aufgingen. Er war nur sicher, daß sie alles für ihn und im Namen der stummen Liebe tat, die sie zueinander hatten. Es fiel ihm auch nicht weiter auf, daß Spiele an Abenden, an denen ihr Mann einer der häufigen Komiteesitzungen beiwohnte, und sie mit Viktor allein ließ, sich nicht aus

ihrer Ecke entfernte. Sie betrieb dort still eine Näherei oder stopfte Strümpfe, und schien mit ihrem besonderen Leben völlig abwesend zu sein. Viktor fühlte sich selber bedrückt und konnte es mitempfinden, daß seine einzige Gegenwart sie irritierte und beängstigte. Daran mußte man sich erst gewöhnen. Wenn er es nicht länger aushielt, zerrte er seinen Wanderer aus dem Stall, zündete die große Azetylenlampe an und fuhr ins nächtliche Land hinaus, wobei er sich in dreifach glühenden Farben vorstellte, was sie jetzt tat und wie sie ihren Feierabend in die Nacht hinüberführte. Manchmal wurde er auch enttäuscht; wenn er zurückkam, sah er sie durchs Fenster noch mit Höflinger am Tisch sitzen und womöglich lachen. Das gab ihm dann einen Stich und ließ ihn lange nicht schlafen.

Von dem Streik erfuhr er nichts weiteres. Er merkte wohl, daß das große Vorhaben nicht schlief, und mit den geschärften Augen, die er jetzt hatte, begegnete er auch häufig in den Mittagsstunden dem wandelnden Geist zwischen den stählernen Bestien. Allein obwohl er der Organisation beigetreten war und allerlei persönliche Bekanntschaften von Sozialdemokraten und Gewerkschaftlern gemacht hatte, so lag das Geheimnis doch so wohl verschlossen unter den Händen des Vorstandes, daß keine Wissenschaft ins Volk hinausdrang, als die man ihm freiwillig mitteilte. Die unbekannteste Größe war die Zeit und Stunde des Losbruchs; je länger die Unwissenheit darüber andauerte, um so höher stieg die Erwartung und desto größere Formen nahm die Gestalt der befreienden Tat

an, die für alle am Horizont des nächsten Künftigen heraufleuchtete. Andererseits trug diese Unsicherheit vor dem Unausweichlichen mächtig zur Festigung und Vertiefung des Solidaritätsgefühls bei. Die Herde verstärkte den Herzschlag, und der Einzelne suchte unbewußt den Takt des Gesamten, um daran den eigenen Rhythmus zu steigern. Auch der querste Kopf erfuhr unvermutet eine Wendung ins allgemeine Erlebnis, und in den Umgangston der Glieder untereinander mischte sich ein leiser Stimmfall von Achtung und Teilnahme angesichts des gemeinsamen Feindes und des gemeinsamen Risikos. Zu diesen eigenwilligen Charakteren gehörte auch Viktor Pratteler. Den Führern mißtraute er kräftig weiter, und ging im Herzen nicht von seinem Wahlspruch ab: „Alles ist Schwindel.“ Sie machten sich wichtig mit Wenn und Aber, und ließen auf sich warten, damit sie nötig und ungeheuer erschienen. Allein der einzelne Mann interessierte Viktor sehr. Es wurde in diesen Tagen an ihm viel mehr zur Ausbildung einer sozialen Seele getan, als er selber vermutete. Seine Nase gewöhnte sich an den Geruch der Herde; er war, um mit dem Jäger zu reden, schon nahezu verwittert; er folgte, wenn auch manchmal noch etwas widerstrebend, dem Körperduft dieses allgemeinen Leibes, in dem er seinen neuen Herrn und Gebieter erkannte. Als dessen jüngster Zuwachs steckte er, mehr mit dem Instinkt als dem Verstand, auch noch am tiefsten in den heidenmäßigen Vorstellungen von persönlicher Aktionsmöglichkeit und Freiheit der Entschließung. Er versammelte mit seinem bunt gefärbten Wort einen kleinen

Verein von Überrevolutionären um sich, die als echte Gründlinge und Kindsköpfe schneidiger sein wollten als das Messer, zu dem sie das Heft bilden halfen. Einige unbelehrbare alte Knaben gehörten auch zu dieser Gemeinde, und trugen nicht wenig dazu bei, Viktors Selbstgefühl zu heben. Die erfahrenern Soldaten guckten ihnen ab und zu einmal nachsichtig über die Schultern, und Viktor hörte noch manches wohlwollende Lachen, das ihn aber nun nicht mehr anfocht. Die Führer hatten keine Zeit, sich um ihren Schwanz zu kümmern; und am Ende ist ja wirklich ein Schwanz dazu da, daß er um sich schlägt.

Spiele kämpfte in den nächsten Tagen wieder gegen ihren Mann. Sie beklagte sich, daß er ihr die Waren aus dem künftigen Konsumladen nicht billiger ablassen wollte, und fragte Viktor, ob er sie auch so mager durch die große Affäre ziehen würde. Dann hörte dieser davon reden, daß das Häuschen mit dem Garten verlassen und in die Arbeiterkolonie gezogen werden solle. Er wußte nichts um den Grund dieser Absicht, gab aber Spiele recht, daß es hier schöner sei, und daß sich jeder glücklich schätzen könne, der nicht in der Kolonie hausen müsse. Die Sache war, daß Höflinger als Materialverwalter im gleichen Haus zu wohnen begehrte, in welchem das Geschäft des Konsumvereins sollte eröffnet werden. Da er sich nicht auf Familie einrichten durfte, wollte er sich wenigstens dieser Sache vollständig zuordnen. Spiele mochte aber noch nicht die Hoffnung aufgeben, und Höflinger durfte ihr diese ebensowenig verreden. So schwebte der Kampf lange Zeit im Unentschiedenen,

während in das Verhältnis der Eheleute zueinander eine gesteigerte Wirklichkeit kam; sie wurde auf beiden Seiten als eine Art von süßer Bitternis empfunden, in der je nachdem bald das Süße und bald das Bittere überhand nahm. Spiele weinte sogar zu Zeiten; zu andern Zeiten trieb sie hundert Eulenspiegeleien, die sie von ihrem Vater und seinen Gesellen konnte. Sie verlor Geld und holte es Viktor aus der Tasche, wofür sie ihm ins Gewissen redete. Sie verstand sich auch aufs Kartenschlagen und aufs Tischrücken. Sie versprach Viktor eine liebe gute Frau, und setzte übermütig hinzu: „Eine wie ich.“ Dazu gab sie ihm vier gesunde, hübsche Kinder, und wurde stehenden Fußes schwermütig.

Viktor hätte sie am liebsten mit seinen Blicken in einen feurigen Busch gehüllt, damit sich ihr niemand mehr nähern konnte außer ihm. Eines Abends vergaß er sich in Gegenwart Höflingers. Spiele neckte ihn mit seiner roten Halsbinde, die anfing schwarz zu werden; sie fragte ihn, ob er denn ewig ein Garibaldi bleiben wolle, und machte sich anheischig, ihm eine andere zu nähen, wenn er sich die rote von ihr ausziehen lasse. Er sagte, es sei ihm recht; niemand bemerkte die gespannte Glut, die in seine Augen trat. Als sie ihm das rote Fetzchen ausgezogen hatte und sich damit lachend davon machen wollte, griff er schnell nach ihrer Hand und schlug seine einwärts gebogenen Pferdezähne hinein. Spiele schrie auf und riß sich los. Viktor lachte verlegen und erregt. Höflinger blickte befremdet auf. Die Schneiderstochter zeigte sich böse und schalt; Viktor tönte es wie Saitenspiel in den Ohren. Als er endlich Höflingers kühles

und ablehnendes Gesicht bemerkte, bleckte er wieder die Zähne. „Man wird doch noch einen Spaß machen dürfen," sagte er händelsüchtig. Dann hieb er die Faust auf den Tisch und lief hinaus.

Nachher ging Höflinger längere Zeit schweigend und zuhörend in der Stube auf und ab. Spiele nahm ihm einen doppelten Schleier von den Augen. Zuerst sagte sie ihm, was für ein abgewandter und entfernter Ehemann er sei, der nur die Geschäfte anderer Leute im Kopf und kein Herz für den Notstand und die Einsamkeit der eigenen Frau habe. Er sei hübsch nach andern Interessen gerichtet, und überlasse es ihrem freien Willen, ob sie weiter hoffen oder gleich ihm in jungen Jahren den Glauben aufgeben wolle. Sie sagte ihm sein Unrecht auf den Kopf zu, ihr sein Leben und seinen Willen schon zu entwenden, bevor sie nach dem Gebot der Natur den Kampf verloren geben müsse, welches Gebot aber, wie er wohl wisse, noch lange nicht zu erwarten sei. Sie ließ keinen Zweifel daran übrig, daß sie es auf jede Weise vermeiden wolle, durch ihn im Glück unter Umständen zu kurz zu kommen. Ein ganzes ausgebreitetes Organisationswesen sei einen einzigen unschuldigen kleinen Menschen nicht wert, auf den man dafür vielleicht verzichte. Und um es nicht an Trümpfen fehlen zu lassen, führte sie ihm ein Beispiel des feurigen jungen Knaben vor Augen, was es auf sich habe mit einem rechten Liebhaber. Sie zog ihn an der Nase allen Zeichen nach, die von der Entwicklung dieser armen Herzenssache an den Weg der Zeit gestellt worden waren. Sie versäumte nicht, ihm zu weisen, wie ein

guter, williger Bursch für die Treue einer Ehefrau gegen ihren abwesenden Ehemann leiden müsse, und wie ahnungslos und selbstgefällig dieser Ehemann fremden Dingen nachlaufe. Sie ließ einen solchen wohlgezielten Hagelschauer von guten Gründen und anschaulichen Beispielen auf den versponnenen Kopf ihres langen Hausherrn niederprasseln, daß sie wirklich darin Aufmerksamkeit schuf.

Höflinger blieb endlich stehen und schaute sie verwundert an. Es war ihm ganz entgangen, daß sich seine Frau aus einem blutjungen Mädchen in ein fertiges Weib verwandelt hatte. Es war das erstemal, daß er sie so reden hörte, auch daß es so wohl und voll tönte, und daß man ihr so ringsum recht geben mußte. Das freute den Mann der Wirklichkeit am meisten an ihrer Beweisführung. Seine Augen wurden immer heller vor ihr. Was ihre Tänze und Schnurrpfeifereien nicht vermochten, das bewirkte das gutfädige Donnerwetter. Nachdem er die erste Verblüffung überstanden hatte, begann er sich in allen Nähten zu freuen, und in seinem Gesicht erschien eine jugendliche und lebhafte Röte, die ihr außerordentlich wohl gefiel, so daß sie das Wetter nun langsam abziehen und dafür einen halben Regenbogen über ihm aufgehen ließ. Schließlich fuhr ihm ihre Elektrizität so tief in die Knochen, daß er über aller Eifersucht, die ihn nach ihrem Willen biß und zwickte, anfing zu lachen. Da er ganz freundliche und unternehmende Augen darüber machte, lachte sie mit, und so wurde aus Morgen und Abend wieder ein Hochzeitertag. Viktor, der hinter einem

Baum darauf lauerte, ob der Lange etwa seine Frau mißhandeln werde wegen dem Auftritt mit der Krawatte, bekam eine Szene ins Augenfeld, die ihn bis auf die Fersen hinab mit weißglühendem Elend erfüllte. Er sah Spiele sich ihrem Mann immer wieder entwinden und scheinbar lachend und die Haare aus der Stirn streichend ihm weglaufen, und glaubte fest, daß sie ihn in Wahrheit fürchtete und nur gezwungen seine verliebte Laune über sich ergehen ließ. Am Ende hörte Viktor jenen pfeifend die Haustür schließen und sah ihn mit dem Licht in der Hand seiner Frau ins Schlafzimmer folgen, nachdem er auch die Wohnstube verriegelt hatte. Viktor stand es fest, daß für diesen Abend Rache genommen werden mußte, in seinem eigenen und in Spieles Namen.

Eines Tages fuhr ein Blitz aus diesem bewegten Himmel vor seinen Augen herab. Höflinger ging drei Tage auf Urlaub, und Viktor blieb allein beim Götzen und beim Weib. Der Lange reiste seinem Konsumverein nach, für den es jetzt die Abschlüsse zu machen galt. Pratteler verbrachte halbe Nächte auf dem Rad außer dem Haus. Er aß nicht und trank desto mehr. In diesen Tagen suchte er mit den andern Arbeitern die Mittagsrast auf. Er warf sich auf den Platz des Langen, um zu ruhen; die vermehrte Aufmerksamkeit bei der Maschine brauchte seine ohnehin stark in Anspruch genommene Nervenkraft bis auf den Grund auf und machte ihn mürbe. Er suchte den Schlaf und wurde daran verhindert durch die wilde und betörende Einbildung, er nehme auch in der Nacht Höflingers Platz

ein. Dann sprang er wieder auf die Füße und trieb sich in den Werkhöfen und zwischen den stählernen Bestien um, wo überall der Geist des Aufstandes umging und ihm übersetzte, entfesselte Worte in die Ohren raunte. Er atmete erst auf, wenn die Sirene wieder schrie und die Herde an die Arbeit trieb. Seine Pflicht am Götzen erfüllte er mit einem dumpfen, gleichgültigen Haß; eigentlich verachtete er ihn. Manchmal sammelte er alle Bitternis und allen Abscheu in seinem Mund und spuckte in das umschwingende glänzende Gesicht. Es brachte nicht den kleinsten Effekt hervor; der Götze kreischte und wieherte weiter und langte gierig mit der Kralle nach dem nächsten Block. Dann wandte sich Viktor müde und voll Trauer ab und stieg die eisernen Treppen hinauf, um nach der Ölung zu sehen.

Spiele kam wie immer Mittags auf ihrem Damenrad durch das dunkle Tor gefahren, sprang in ihrer besonderen leichtfüßigen Art ab und kam nickend mit dem Rad zu Viktors Platz vor. Sie erschien in der letzten Zeit gern ein bißchen später; sie wartete nicht mehr im Schwarm. Am ersten Mittag stieß er im scheuen Bestreben, die Zeremonie der Übergabe möglichst schnell vorbeizuführen, mit ihrer Schläfe zusammen. Sie sah ihm, verwundert über seine Hast, ins Gesicht, das nur eine Spanne unter ihrem lachenden lag. Er erzitterte vor ihr wie eine Mauer im Schuß, und wußte nicht, sollte er rückwärts oder vorwärts, ihr an den Hals, fallen. Beide erröteten. Er sagte bestürzt: „Hopla“, und ließ das Essen stehen. Sie schalt mit ihm darüber, während er mit leise zitternden Fingern eine Zigarette

drehte und schwermütig schwieg. Am andern Mittag richtete er es so ein, daß sie alles allein machte. Dann aß er auch einiges, während sie anfing zu erklären, wie sein vieles Radfahren für ihn ungesund sei und er seine Lenkstange höher richten müsse; das könne für einen Magen unmöglich gut sein, wie eine Wolke über den Boden hinzuschweben. Auch erschüttere es das Nervensystem zu sehr, nur mit den Armen das ganze Körpergewicht von den Sprüngen und Stürzen aufzufangen, die der unebene Boden damit treibe. Er sagte nachgiebig und ein wenig lauernd, sie könne recht haben. Am Abend zerrte er gehorsam die Lenkstange eine Hand breit in die Höhe und setzte den Sattel herab. Es kam ihn verflucht hart an; aber da sie für seine Gesundheit sorgte, so floß ihm auch Trost davon. Er dachte, sie würde sich nicht sorgen, wenn sie ihn nicht ein wenig lieb hätte.

Als er spät aus einer Wirtschaft heimkehrte, übermannte ihn der Jammer der Leidenschaft. Er ging zur Tür der Wohnstube, durch die man zum Schlafzimmer mußte, und drückte entschlossen die Klinke herunter. Das tat er gar nicht besonders leise, sondern als ob er ein verdammtes Recht dazu hätte. Die Tür war verriegelt. Er klopfte. Nichts regte sich; die Tür blieb zu. An allen Gliedern zerschlagen stieg er die Treppe zu seiner Dachkammer hinauf; er hatte das Gefühl, aus seiner Lunge steige Rauch empor und seine Eingeweide brennten. Sein Kopf braute Gedanken wie Gewitter. Am Morgen trank er bleich und gemartert seinen Kaffee. Spiele ließ sich nicht blicken. Das lag auch sonst nicht

in ihrem Tageslauf; sie zog sich immer noch einmal zurück, nachdem sie den Männern das Frühstück bereitet hatte, und bevor Viktor erschien. Heute beargwöhnte er die Gewohnheit als eine Maßregel oder als ein Schuldbekenntnis; er hatte einen ganzen Tag Zeit, sich für das eine oder das andere zu entscheiden. Am Mittag fragte er Spiele beiläufig, ob Höflinger heute abend sicher zurückkehren werde, und beobachtete sie aus den Augenwinkeln. Sie bejahte seine Frage in einem etwas abwesenden Ton, den er als geheime Zustimmung zu seiner Ungeduld auffaßte. Hochatmend tat er alle Türen auf, auch die Hinterpforten, um jeder helfenden Idee den Eingang leicht zu machen. Nach Feierabend beschäftigte er sich noch einige Minuten um den Götzen, als müsse er irgend etwas daran in Ordnung bringen; in Wirklichkeit lockerte er einige Schrauben und löste eine Bindung. Dann warf er sich wieder aufs Rad. Heute kam er nicht zum Nachtessen heim. Er saß in einer Wirtschaft ziemlich weit im Tal droben, und bestieg den Wanderer erst wieder, als er sicher sein konnte, daß der Lange zurück und das Ehepaar zu Bett war.

Am andern Morgen, als er mit Höflinger am Frühstückstisch saß, streifte ihn dieser mit einem prüfenden Blick. „Ist alles gut gegangen an der Säge?“ fragte er anteilnehmend. „Weshalb sollte es nicht gut gehen?“ erwiderte Viktor verdrießlich und stand auf; der letzte Bissen blieb ihm im Hals stecken. Als er neben dem Langen nach den Werken fuhr und dieser die Veränderung an Viktors Rad bemerkte, nickte er. „Es ist recht, daß du meiner Frau gehorchst, Pratteler,“ sagte

er. „Du solltest nur auch noch das übermäßige Rasen und Stundentrampeln aufgeben.“ Viktor schwieg. Nachher gesellten sich andere Arbeiter zu ihnen, die den Langen interessiert begrüßten; aber er war so wenig mitteilend wie sonst.

Dann kam man in die Maschinenhalle. Im Hintergrund vor der Giebelwand ragte der Götze auf. Seine ungeheure Scheibe glänzte tückisch im Morgenlicht. Viktor schlug das Herz. Die Sirene heulte. Die Transmissionen knickten und rollten in der Höhe. Der erste Schuß krachte auf hinter den Hallen. Der Lange drückte den Hebel herab und ließ den Götzen anlaufen. Er läutete und pfiff; dazwischen knirschte es leise. Höflinger horchte auf und warf hastig den Hebel zurück; die Scheibe schwang schleifend aus. Schweigend bestieg er die eiserne Galerie. Nach einer Zeit, die Viktor wie eine Stunde erschien, kam er wieder herunter. Sein Gesicht war ernst; seine Augen suchten Viktor. „Hast du etwas an der Maschine gemacht, Pratteler?“ fragte er unruhig. „Ist was kaput?“ entgegnete dieser überlaut und ärgerte sich über seine gellende Stimme. „Gestern lief sie bis schlags Feierabend. Nachher bin ich nicht mehr dran gewesen.“ Höflinger räusperte sich. „Dann ist das Sabbotage,“ erklärte er gepreßt. „Aber eine unsinnige, mörderische Sabbotage. Hätte ich nicht gehört, daß etwas los ist, so liefen wir beide nicht mehr lange hier auf eigenen Füßen herum.“ Er ging nach dem Werkzeugkasten und bestieg wieder die Galerie.

Viktor getraute sich nicht, zu folgen, bis ihn Höflinger rief. Sie brachten miteinander den Schaden in Ord-

nung. Viktors Hände waren kalt wie Eis. Ihn fror in aller Hitze, die von den zum Teil noch halbglühenden Eisenblöcken aufstieg. In diesem Moment haßte er Höflinger furchtbar und war nahe daran, ihn von der Galerie hinabzustürzen. Zugleich überlief ihn ein Schauder nach dem andern, wenn er daran dachte, daß er sein eigenes Leben mit dem des Langen in Gefahr gebracht hatte. Höflinger sagte weiter nichts mehr, als daß man den Täter aus der Organisation ausschließen müsse, wenn man ihn entdecke. Das Wort wirkte wie ein Gerichtsspruch auf Viktor; es faßte und erschütterte ihn in einem Fundament, von dem er noch gar nichts geahnt hatte. Erst jetzt fing er an zu zittern. Er stand unbewußt bereits unter jener Macht, welche die soziale Moral heißt, und sein hochfahrender Demokratensinn war ihm schon so stark gewendet, daß nicht viel fehlte, so gestand er Höflinger sein Vergehen. Trotzdem kam bei der ganzen Bewegung zunächst nichts Neues heraus, als daß sie seinen Haß gegen den Menschen, der ihm eine Freiheit nach der andern durch sein lakonisches tief-geordnetes Dasein aus den Händen nahm, zur unerträglichen Qual steigerte. Sein Herz hatte er bereits an Spieles Liebreiz verloren, über den der Feind unbeschränkt gebot. Nun ging auch sein Eigenwille in die Brüche, und geriet hingestoßen unter die Füße der marschierenden Masse. Es mußte irgend etwas geschehen, um der Welt wieder zu Atem zu verhelfen. Ein Kernschuß mußte den ganzen verruchten Plan, in dem sein Leben untergehen und versinken sollte, in die Luft sprengen.

Etwa acht Tage später, in der kurzen Neunuhrpause, sagte Höflinger beiläufig, daß Spiele jetzt nicht mehr mit dem Mittagessen kommen werde; man müsse fortan dafür nach Hause fahren. Einen Grund für die neue Übung gab er nicht an, und als ihn Viktor mit einem Blick streifte, schien er ihm auch nicht so auszusehen, als ob er darüber gefragt zu werden wünsche. Viktor sagte, es sei gut, und starrte düster vor sich hin. Plötzlich faßte er seine Tasse und schmiß erregt den Kaffee auf den Boden aus. Es schien ihm gewiß, daß der Lange von dem Vorkommnis am ersten Mittag und in der zweiten Nacht seiner Abwesenheit erfahren hatte, und daß die Änderung damit zusammenhing. Er sollte wieder gemaßregelt werden. Der Lange zog befremdet die Brauen in die Höhe: „Weshalb schüttest du den Kaffee weg?" „Er schmeckt mir halt nicht, Sakrament." Viktor stand rasch atmend auf und trat weg. Zur Seite glinzte die kalte Scheibe der Säge; er tat einen zornigen Blick nach der Kralle, die im Emporgreifen stehen geblieben war. Was für ein Tyrann war dieser lange Schleicher. Alles erfuhr er; alles entpreßte er der wehrlosen Frau. Obwohl ihm das tägliche Heimfahren mittags lästig sein mußte, ordnete er es doch an, um auch ihn, Viktor, seine Macht fühlen zu lassen. Mit seiner Ergebenheit an Spiele sollte er gestraft und gequält werden. Und ein solcher Kerl saß im Vorstand, hatte Gewalt in den Händen und war bei der Masse angesehen.

Plötzlich zuckte er zusammen, erzitterte und wandte die Augen scheu von der Kralle weg. Wer in diesen

eisernen Griff geriet, war ein verlorener Mann, auch wenn er Höflinger hieß und im Vorstand saß. Außerdem hörte er dann auf seine schöne Frau zu tyrannisieren und das unberatene Proletariat an der Nase herum zu ziehen. Ein großer Schwindel hörte auf, und die Luft war nachher viel reiner, als sie vorher gewesen war. Pratteler seufzte, knirschte hinterher mit den Zähnen und maß den Götzen von oben bis unten mit einem schnellen, mißtrauischen und doppelt haßerfüllten Blick. Wenn man nachher auch noch ihm das Handwerk legte, welch eine Erlösung gab das! Zwei Halunken waren dann still gelegt. Seine Augen flimmerten. Er mußte sich einen Moment am Hebel halten; aber im nächsten Moment stand er wieder fest und in allen Sehnen gespannt auf seinen trainierten Radfahrerbeinen. Darauf schrie die Sirene. Das Läutewerk schrillte durch die Säle. Nach fünf Minuten donnerte wieder ein Schuß hinter den Maschinenhallen. Ingenieure gingen wachend ab und zu. Wesenlos versanken die Arbeiter hinter den stählernen Bestien; man sah nur blanke Metallglieder sich regen. Es dröhnte hier; es krachte dort. Jetzt fuhr ein eiserner Aufschrei durch die Räume. Ein unholdes, grelles Glockengeläut folgte ihm. Gelächter brachen klirrend von den Wänden herunter. Die Transmissionen knickten und rollten. Die Riemen schwankten. Kalte bläuliche Blitze zuckten allenthalben über die Maschinen hin. Der Götze kreischte und wieherte.

In der letzten Zeit mehrten sich die Fälle von Sabbotage. Verschiedene Attentäter hatte man ertappt, aus der Organisation gestoßen und gezwungen, die Eisenwerke

zu verlassen. Wenn sie sich weigerten, wurden sie der bürgerlichen Gerichtsbarkeit ausgeliefert. Höflinger war der erbittertste Gegner der Sabbotisten. Eines Tages fand er am Götzen wieder Schrauben gelockert und sogar Teile entfernt. Die dunklen Brüder versuchten sich auf diese Weise an ihm direkt zu rächen. Von unten herauf drängte eine Strömung auf Desorganisation. Eine Gruppe von heimlichen Anarchisten und geborenen Marodören hoffte durch den Streik eine allgemeine Unordnung zu erregen und teils dann im Trüben zu fischen, teils den Untergang des ganzen Betriebes herbeizuführen. Wenn Viktor auch nicht zu ihnen gehörte und durch seine angeborene bürgerliche Ehrenhaftigkeit von den Chaotischen direkt durch eine Kluft getrennt war, so ging doch eine Brücke über diese von dem nur unzufriedenen Ufer der Jungen und Unbelehrten nach jenem geradeaus räuberischen, und es war immer einiger Verkehr darauf von Überläufern und Sendboten. Viktor sah die Gefahr der Sabbotage ein, konnte sich aber doch nicht leidenschaftlich darüber aufbringen, da er andrerseits auch den Schaden der Kapitalisten wünschte.

Diese seine Anschauung war natürlich Höflinger nicht unbekannt geblieben. Viktor hatte ein schlechtes Gewissen, obwohl er diesmal unschuldig war. Er argwöhnte, daß Höflinger ihn im Verdacht habe, und hielt es schon im voraus für möglich, daß dieser nun die Gelegenheit benützen werde, um ihm den Prozeß zu machen. Er half ihm einen halben Tag lang voll Haß und Qual den Defekt reparieren, während die Ingenieure erregt ab und zu gingen. Es gab an diesem Tag keinen

Augenblick, in dem Viktor dem Langen nicht den Tod wünschte und ihm in Gedanken nach dem Leben trachtete. Die Eingeweide taten ihm weh. Er empfand seine Lunge wie in eiserne Ringe eingespannt. Von Zeit zu Zeit klapperten ihm die Zähne aufeinander. Und manchmal mußte er sich gewaltsam wieder auf sich selber besinnen; dann wunderte er sich, daß er noch da war und lebte. Das ganze Lokal bewegte sich um ihn wie eine wilde, verräterische Traumwelt. Nichts war mehr wirklich darin, als seine übergroße Liebe und sein unerträglicher Haß. Sein böses Gewissen schlug immer neue Verbindungen in seinem verwirrten Kopf, und war eifervoll tätig, die unwahrscheinlichsten Vermutungen und Phantasien wahrscheinlich und gegenwärtig zu machen Wenn er noch an die Hölle geglaubt hätte, so würde er in den Momenten der größten Versunkenheit gewähnt haben, sich darin zu befinden. So war seine Jahreszeit genügend gefördert, um die Saat des Kummers zum Keimen zu bringen, die er in seinem Acker liebe- und leidvoll bisher gehegt hatte.

An einem Samstagabend, als er dem Langen das Kostgeld bezahlte, sagte ihm dieser die Station auf, da man fortan keine Kostgänger mehr haben wolle. Der Ton der Ankündigung war freundschaftlich und wohlwollend; Viktor hörte ihn heuchlerisch und tückisch. Er erbleichte und starrte den Langen feindlich an. Der fügte noch hinzu, es tue ihm leid, da er Viktor gern gehabt habe, aber jeder müsse sich nach seinen eigenen Bedürfnissen einrichten. Das waren wirklich auch mehr gute Worte, als Viktor je von ihm vernommen hatte,

und sein Verdacht, daß die neuerliche Sabbotage und ein geheimer Beschluß der Kommission, durch den Langen herbeigeführt, hier tätig seien, steigerte sich schnell zur Gewißheit. In seinem Kopf erstand die höhnische Formel: „Wir wollen sehen, wer das Haus zuerst verläßt.“ Er nickte krampfhaft und ging mit steifen Knien aus dem Zimmer. Er dachte: „Er läßt mich seine Macht spüren,“ und: „Er hat mich denunziert, um mich von seinem Weib wegzubringen. Er ist ein niederträchtiger Schuft, den man hinrichten muß.“ Diese drei Kapitalsätze bestimmten von da an sein Denken und die Richtung seiner Spekulation. Immerwährend erschien vor seinen Augen die Kralle des Götzen, die aus dem Boden auftauchte und nach ihrem Fraß langte. Zwischen dem Weib und dem Götzen stand jetzt nichts mehr, als ein verurteiltes Opfer. Alles übrige Gewimmel hatte sich verzogen, wie das Wild vor dem nahenden Tiger. Die Welt hatte sich wieder furchtbar vereinfacht.

Viktor saß voll schweren Trübsinns auf der ersten Stufe der Galerietreppe und starrte aus eingesunkenen und schwarzumränderten Augen vor sich hin. Ein Arbeiter ging vor ihm vorbei und sagte lachend: „Du moßt din Hoor schnide lohn, Garibaldi.“ Er sah ihm verwundert und verständnislos nach. Höflinger trat an. Die Sirene schrie auf. Das elektrische Läutewerk gellte durch die Säle. Leise setzten sich die Transmissionen in Gang. Die stählernen Bestien begannen sich wieder zu regen. Ein erstes Zittern lief durch die Hallen. Hundert schimmernde Metallglieder stemmten

sich in die Höhe, schlank, unwiderstehlich, sieggewohnt. Ellbogen und Fäuste erschienen und verschwanden. Ein leises, spöttisches Knacken, Klingen und Pochen folgte den ersten Bewegungen. Ein dumpfes Dröhnen wälzte sich langhin darüber. Die Transmissionsriemen sausten und schwankten. Die Maschinen waren wieder Herr.

Höflinger sah erstaunt nach Viktor, der immer noch versunken mit zwischen den Knien zusammengelegten Fäusten auf der eisernen Treppenstufe saß. „Na, Pratteler, willst du uns heut' zusehen?" fragte er mit halbem Lächeln. Viktor fuhr auf. Er orientierte sich mit einem verwirrten Blick, rückte sich in den Schultern zurecht und ging an die Arbeit. Das Streikkomitee hatte von sich aus Wachen und Patrouillen abgeordnet, um dem Sabbotistenwesen entgegenzuwirken; seither war es still davon. Höflinger kam eben vom Rapport und freute sich. „Den Tunichtguten haben wir die Finger ruhig gelegt," sagte er nun zu Viktor. „Die Maschinen laufen wieder wie am Schnürchen." Viktor schoß das Blut ins Gesicht. Er hörte nur die Tunichtgute aus der Ansprache, deren Sinn er mechanisch nebenher umdeutete; darin hatte er eine traurige Übung. Er fühlte sich verhöhnt und ringsherum verraten, und griff auflodernd im Geist nach einer Rache. Die Kralle stieg vor seinen innerlichen Augen wieder aus dem Boden herauf; er wartete mit geducktem Nacken, bis sie in Wirklichkeit erschien. Dann tat er drei hastige Schritte gegen Höflinger. Zur Seite sehend, wie aus Ungeschick, stieß er ihn mit der Schulter gegen die Kralle und die schwingende Scheibe, und wartete blind

vor Erregung, was weiter geschah, sechs, acht, zwölf Herzschläge lang. Endlich, als er keinen Schrei vernahm, sah er wieder hin. Höflinger stand, eine Hand auf das Treppengeländer gestützt, das Gesicht zu ihm gewendet, da und betrachtete ihn unruhig und prüfend, wie damals auf der Straße. „Da hinten scheint doch wieder der Teufel los zu sein," schrie Viktor überlaut und geschüttelt vor Angst. „Sie stehen um eine Maschine herum und raten." Das verhielt sich so. Höflinger wandte die Augen dahin. Seine Miene schloß sich wieder und er biß sich auf die Lippe. Er stieg die eiserne Treppe nach der Galerie hinauf und blieb ziemlich lange droben.

In wahnwitzigem Gleichmaß ohne Seele und Atem drehten die eisernen Sphinxe die dreimal gehärteten Glieder. Sie stießen schimmernde Fäuste in die Höhe und jagten die Wellen herum, daß sie pfiffen und stöhnten. Kalter Übermut glühte in allem Metall. Sinn- und haltlos flogen die Riemen. Periodisch donnerte die Explosion auf. Der Götze stand in einer ständigen Glut von dem Funkenstrom, der unter seinen Zähnen hervorschoß. Das Eisen schrie. Der Tag sah bleich und unwirklich durch die hohen Fenster herein. Wo die Sonne mit einem Strahl hintraf, brannte Pein auf. Durch den Mittelgang hinab schritten gemessen drei ältere Arbeiter. Hinter allen Maschinen tauchten Köpfe auf und sahen ihnen nach. Dann kamen die Ingenieure des Weges und die Köpfe versanken wieder. Viktor bediente den Götzen und wartete auf Höflinger.

Höflinger stieg die Treppe hinunter. Pratteler zählte seine Tritte und horchte auf ihren Klang. Es schien ihm, er habe Angst; das erfüllte ihn mit heißer Freude und mit der Zuversicht des guten Gewissens. Das Opfer wußte, daß es ein Opfer war. Alles klärte sich von selbst. In der Ferne schwebte und winkte Spieles Dasein; das war der Preis. Von ihrem Sein und ihrem Himmeln machte er sich glühende Vorstellungen. Seine Liebe entartete wie ein Wolkenbild, und die verehrte Gestalt der Geliebten ging in seinem unordentlichen Brand durchaus unter. Er hoffte nachher einen Engel daraus auferstehen zu sehen; aber im besten Fall erwartete ihn eine verkohlte Leiche.

Der Götze wieherte. Seine schwingende Scheibe klang und dröhnte. Die Funken strömten. Jetzt erlosch das Feuer; das bedeutete, daß der Block durchsägt war und gleich die Kralle leer erschien. Eben betrat Höflinger den Boden. Pratteler näherte sich ihm hastig und faßte ihn am Arm. „Komm, sieh geschwind," schrie er ihm durch den Lärm heiser vor Erregung zu, und versuchte ihn mit sich zu ziehen. Höflinger schlug ihm die Hand herunter und trat einen Schritt zurück. Er nahm den jungen Menschen nun aufmerksamer unter den Blick. Viktor warf sich mit Leidenschaft auf ihn. Er begann ihn ganz ohne System zu stoßen und schütteln und an ihm zu zerren. Höflinger hieb ihm die Faust über den Kopf, doch immer noch nicht mit seiner ganzen Kraft. Trotzdem brannte nun die langverhaltene Wut und das ganze Elend in Prattelers Seele auf. Er sprang dem Langen wie eine Katze an den Hals, stieß

ihn mit den Knien und verwickelte sich mit seinen Füßen in dessen Beine, um ihn zu Fall zu bringen. Er schlug ihm nach den Augen und unter das Kinn, und suchte ihn an der Kehle zu fassen. Höflinger stand insofern im Nachteil gegen ihn, als er nicht in einem Zorn handelte, und von seiner etwas gemessenen Art auf wenige gerade und ehrliche Griffe beschränkt war. Die Kralle zog sich leer zurück und erschien von neuem. Die Scheibe läutete und dröhnte. Die Rollwagen kamen beladen her und fuhren unerleichtert weg. Viktor dachte nun schon nicht mehr an den Preis; ihm schwebte nur noch der Untergang Höflingers vor. Alle Mittel waren ihm recht dazu. Er hatte nichts mehr dagegen, daß er mit jenem den Untergang fand, wenn nur er nachher tot und in Stücken hinter dem Götzen lag und die Welt von ihm erlöst sich wieder ihrer wahren Bestimmung zuwenden konnte. Da er merkte, daß er am meisten Aussicht hatte, Höflinger mit sich auf die Kralle zu reißen, vereinigte er alle Anstrengungen auf diese Absicht. Höflinger begriff nun wohl den bittern Ernst der Stunde, und seine Faustschläge gewannen an Wucht und Absicht. Aber wenn er Viktor mit einem Hieb gegen das Geländer warf, so sprang ihm der von da wieder an den Leib oder gegen die Beine, und war so verzweifelt flink, brutal und gerissen, daß der Lange den Moment kommen sah, in dem er ihn durch einen letzten wohlgezielten Faustschlag gegen die Schläfe zur Ruhe brachte. Er glaubte, der Schweizer sei irrsinnig geworden.

Schon vorhin war es ihm aber gewesen, als ob

der Gesang des Götzen an Stärke abnehme. Jetzt trat ihm die Wahrnehmung deutlich zum Bewußtsein. Sogar Viktor in seiner gottverlassenen Verfassung bekam etwas davon ins Gehör. Er kämpfte noch eine Weile dagegen und mit Höflinger weiter, doch ging schon die erste Befremdung durch seinen Kopf, und seine Anläufe fielen sozusagen zerstreuter aus. Die Scheibe pfiff und ging gerade zum Geläute über. Da ließ Viktor wie aufs Herz geschlagen die Hände von Höflinger sinken und blickte nach dem Götzen. Er sah sich weiter um und ernüchterte sich immer tiefer. Hinter den Hallen donnerte noch eine Explosion auf. Die Transmissionen schleiften und knickten. Das Werk stand. Er besann sich aufrichtig. Es war noch lange nicht Feierabend; man befand sich kaum in der Mitte des Nachmittags. Fragend wandte er die Augen nach Höflinger, glitt bestürzt von ihm ab, und sah nach den Sonnenstrahlen, unter denen die Pein brannte. Die Sirene schrie. Sie heulte. Sie posaunte und jauchzte. Sie machte Kapriolen wie die Dampfpfeifen auf den Bergundtalkarussellen. Endlich stand der Ton still; sie schrie nun aus vollem Hals, ohne auszusetzen, eine halbe Minute nach der andern in der gleichen Höhe und Stärke. Die Scheibe glänzte tückisch und zitterte. Hinter allen Maschinen tauchten Arbeitergestalten auf. Viktor verwunderte sich darüber, wieviel Menschen in dieser Halle verborgen gewesen waren. Wieder sah er nach dem Langen, der ihn teilnehmend und nun doch halb erzürnt betrachtete. Er hielt Höflingers Blick eine Sekunde aus und senkte den seinen vor dessen lange Füße, des Urteils gewärtig.

Sein Herz ging in kleinen, schüchternen Stößen weiter; beinahe stand es still wie das Werk. Man hätte ihn sofort zum Tod führen können, ohne ein Wort oder eine Bitte von ihm zu vernehmen.

Höflinger räusperte sich. „Was ist mit dir, Pratteler? Handelt auch ein organisierter Arbeiter so an seinem Kollegen?" In seiner Stimme schwang verhaltene Erregung. Viktor horchte auf. Diesem Ton war seine falsche Ruhe nun doch nicht gewachsen. Auf den Anruf der Organisation reagierte er jetzt schon in vielerlei Lagen. Er glaubte, daß Höflinger alles wisse, und als er ihn seine Haltung weiter bewahren sah, ließ er mutlos den letzten Anspruch fallen und blickte anschauend an dieser menschlichen Größe hinauf, obwohl sie immer noch aus tiefern Gründen gewachsen und nach höheren Gesetzen gefügt war, als er meinte.

Viktor seufzte tief auf und erhob seine trüben Augen zu Höflinger. „Verzeih' mir, ich war verrückt," sagte er kopfschüttelnd. „Ich begreife das alles nicht. Wenn du kannst, so stoße mich nicht aus der Organisation. Hörst du? Ich will sofort abreisen, wenn du es willst."

Höflinger betrachtete ihn verwundert. „Ist dir denn etwas an der Organisation gelegen?" fragte er. „Ich verstehe dich nicht. Warum sollte ich dich ausstoßen? Davon abgesehen, daß ich das gar nicht kann."

Viktor ließ den Kopf sinken; plötzlich gab er sich selber auf. „Ich habe die Maschine das erstemal demontiert. Aber das zweitemal nicht. Du mußt mich jetzt doch anzeigen, Höflinger. Hast du es nicht gewußt? Weshalb soll ich denn bei dir aus dem Haus?"

Höflinger riß die Augen auf, als könne er gar nicht genug Erkenntnis über diesen merkwürdigen Menschen darein bekommen. „Weil meine Frau Mutter wird und jetzt allein sein will, damit und mit mir," erwiderte er voll Spannung. „Warum meintest du?"

„Ich meinte, aus Rache oder so." Viktor fuhr sich mit zitternden Händen über die Stirn und das Haar. „Es ist alles Schwindel," erklärte er dann bitter.

Höflinger kam langsam zu Einsichten. „Der Einzelne ist ein Schwindel, Pratteler," präzisierte er, und nickte ihm wissend zu.

„Und doch willst gerade du Vater werden," warf ihm Viktor vor. „Dein Kind wird auch nichts besseres."

Höflinger griff nach seiner Jacke; er sah, daß sich alles anzog und zusammenlief. „Unsereiner wird nicht Vater, sondern Bruder, wenn seine Frau zu Kindern kommt," lehnte er ab. „Weshalb wolltest du dich aber an mir vergreifen? Habe ich dich vielleicht unwissend beleidigt?"

Viktor schüttelte heftig errötend den Kopf. „Ich kann's nicht sagen," erwiderte er und griff nun ebenfalls nach seinem Rock.

Ein Arbeiter kam den Gang hergelaufen. „Streik!" schrie er schon von weitem und schwang seinen Hut. „Streik, Höflinger!" Der Lange nickte; ihm kam es nicht so überraschend. Für ihn bedeutete es hauptsächlich, daß er heute die Lebensmittelzentrale auftat und seine Idee in die Wirklichkeit umsetzte. Viktor vergaß stehenden Fußes seinen Rock, als er das Wort

vom Streik vernahm. Es überlief ihn kalt und heiß, und er stand jetzt als ein ganz kleines, bescheidenes Arbeiterlein in dem großen Datum, das die andern gemacht hatten. Nachdem er etwas davon mit Augen erblickte, erkannte er nun auch die Trefflichkeit der Anordnung und die Kraft der vorangegangenen Wartezeit. Er ging mit der Jacke in der Hand kleinlaut hinter den beiden Arbeitern her und machte sich eine Menge Gedanken, von denen kein einziger töricht oder neidisch war.

Zu seinen beiden Seiten und rings in der Runde lagen und ruhten die eisernen Bestien, lauernd, regungslos, die unbarmherzigen Glieder lässig ausgestreckt. In den schönen, brutalen Leibern spielte ein verhaltenes Glühen. Wie zu allen Zeiten, lagen sie da mit dem lüsternen Schimmern der ruchlosen und graziösen Formen. Aber kein belebtes Haupt dachte einen schöpferischen Gedanken, kein Auge blickte beseelt. Kalte, gemütlose, geköpfte Bestien füllten die Hallen mit ihrer Herrschaft. Daher brachte der kleine langhälsige Mann mit dem struppigen Schopf und den gelben Radfahrersandalen eine Menge ernsthaften Wert auf zwischen ihnen, und überwog sie alle an Schönheit. Man konnte diese Herrschenden in Stücke schlagen, so war nichts verloren; man ersetzte sie durch andere. Wenn Viktor Pratteler durch einen traurigen Zufall ums Leben kam, so war die Welt ärmer um Liebe, guten Willen, Reue, Glauben, Demut und Ehrlichkeit. Bevor er die Halle verließ, warf er noch einen Blick auf den Götzen zurück, und wunderte sich über sich selber. Der Götze war ihm kein Symbol mehr; er konnte ihn mit ganz ruhigen

und sachlichen Blicken betrachten. Ein scheues Gefühl beschlich ihn noch im Andenken an die letzte halbe Stunde; aber die erlebte Not stand so mächtig und die Erlösung so einfach und verständlich in ihrer Größe vor seiner Seele, daß darunter auch die Macht des Götzen zusammengeschmolzen war. Die Sirene heulte fort. Die Heizer hatten die Schnur niedergebunden, den Heizraum abgeschlossen und die Schlüssel in die Fenster hineingeworfen, damit sie sagen konnten, sie hätten sie nicht. Man brachte die Stimme durch die Feuerwehr nach einer Stunde zum Schweigen. Indessen wälzte sich der Arbeiterstrom dem Versammlungslokal zu.

Mit denselben ruhigen, sachlich-freundlichen Blicken und scheuen Nachgefühlen, unter denen er sich vom Götzen verabschiedet hatte, trat Viktor dann vor Spiele, nachdem er mit Höflinger heimgekehrt war. Er bemerkte jetzt mit seinen gereinigten Augen, daß die Schneiderstochter eigentlich gar nicht so schön war, wie er immer geglaubt hatte. An der Nase liefen ihr ein paar Falten herunter vom häufigen Rümpfen. An den Augen hatte sie auch schon ein paar Krähenfüße. Daß diese Augen schön braun waren, blieb zwar im Halbdunkel bestehen, aber wenn man sie gegen das Licht betrachtete, so lief darin doch viel Grün mit unter. Ihre Hände waren ziemlich verarbeitet und hatten innen kleine Schwielen vom Handhaben der Besen und Gartenwerkzeuge. So tröstete sich Viktor über seinen Verlust, und brachte seinen Kopf wieder aus der Schlinge. Abends machte der Lange einen Scherz: „Denk' mal, Spiele, der Pratteler wollte uns nicht aus dem Haus. Ich

glaube, er hatte Bedenken, dich mit mir allein zu lassen."

Spiele warf ein Kinderhemdchen herum, an dem sie nähte. „Es ist auch nicht immer ein Vergnügen, mit dir allein zu sein," gab sie lächelnd zurück. „Aber ich will's in diesem Haus mit dir weiter versuchen."

Acht Tage später gehorchte Viktor dem Marschbefehl, den er von der Organisation bekam. Alle unverheirateten Arbeiter mußten den Platz räumen, um die Streikkasse zu entlasten und den Sieg oder die Niederlage den Familien allein zu überlassen. Nachher mochten sie wieder zuziehen. Er verließ Höflingers Haus, dem er zu neuem Leben verholfen hatte, dankbar und mit Glückwünschen von der allerbesten Sorte, und zog wohlbewußt und tatbereit und mit geschnittenen Haaren in eine Welt hinaus, die sich überall vor seinen Augen frisch organisierte.

Die neue Laterne

Im Dorf Prattelen bei Basel hatte sich ein Bauer, wie alle Leute wußten, eine böse und unhäusliche Frau angeheiratet. Obwohl er ein großer und starker Mensch war, die Staatsschule mit Auszeichnung durchlaufen, die Sakramente der Taufe und Konfirmation empfangen hatte und genau wußte, daß die christliche Religion zu Trost und Aufrichtung und Gott als Ziel des Lebens für ihn bestand, zog er doch vor, für sein Unglück im Trunk Trost zu suchen und kein anderes Ziel zu haben, als sich mitsamt seinem Weib zu ruinieren. Er brachte es fertig, in kurzer Zeit sechs Schweine, zwei Kälber, drei Pferde, einen schönen Bernhardinerhund, fünf große Äcker, einen Hektar Wald, drei Wässerwiesen, einen Weinberg und sieben Kühe durch seine weite Gurgel laufen zu lassen. Er lag vor seiner eigenen Existenz wie ein Berg vor dem Fluß, und soff sich selber mit seinem ganzen Hab und Gut aus der Welt weg. Aber er wäre nicht so rasch damit von der Stelle gekommen, wenn nicht das halbe Dorf mitgesoffen hätte.

Während einer milden Vollmondnacht nun trat der Bauer, er hieß Franz Jauslin, mit einer brennenden Laterne in der Faust aus der Wirtschaft zum Engel auf die Straße, und seine Trinkbrüder, meist junge Leute, torkelten ihm lärmend und lachend nach. Manche hatten ihre frisch gefüllten Gläser auf den Weg mitgenommen; sie blieben zuweilen stehen, nahmen einen Schluck, teilten andern mit und setzten sich mit den grotesken Gebärden

der Betrunkenen wieder in Gang. Jauslin bewegte sich, selber etwas schwankend, dem Zug voraus und duldete nicht, daß jemand an seiner Seite oder vor ihm her ging; er wollte heute die unbedingte Hauptmannschaft behalten. Er sang und schwang die Laterne dazu. Mit der freien Hand fuchtelte er über seinem Kopf, der unbedeckt und mit einem wilden Schopf angegrauter Haare bestanden war. Man sah weder Rock noch Weste an ihm. Sein Hemd leuchtete weiß im Schein des Mondes und der Laterne; die Ärmel trug er bis zu den Achseln aufgekrämpelt; darunter kamen schwere, sehnige Ringerarme zum Vorschein. Dunkel verschwitzte schmale Tragbänder hielten über seinen Schultern eine alte Soldatenhose aus blaugrauem Halbleinen fest; in die vier Enden waren mit dem Messer Risse gestochen, worin die Knöpfe hingen. Seine Füße staken barfuß in breiten genagelten Schnürschuhen ohne Schnüre; ihre Oberteile fielen zu beiden Seiten tief herunter. Der Hemdkragen stand offen und ließ eine gewaltige Brust voll brauner, nur leicht angegrauter Haare sehen. Über all dem blickten ein paar Augen begeistert und voll Zuversicht in die Mondnacht hinein. Wenn er zu seinen Gesängen auflachte, so zeigte er zwei Reihen scharfer, unverdorbener Zähne, die ihm einen tüchtigen, zuverlässigen und hoffnungsvollen Anschein gaben.

„Ich versoffenes Luder," sang er, „bin ein mordsversoffenes Luder. Nesbah, gòwulewu? Ein Bierhund, ein Weinmagen, ein Likörwurm, ein Baselbieterkaib. Anno dreiunddreißig haben wir die Baselstädter im Galopp durch die Hardt nach Hause gejagt. Und dann

gab es ein Erdbeben und das Münster fiel ihnen zusammen, weil sie so stark mit den Beinen zitterten. Nesbah, gòwulewuh?" Er drehte sich nach seiner Gefolgschaft um und schwang die Laterne. „Ist's wahr oder ist's nicht wahr?" „Ist wahr," schrien alle. Zwei begannen ihrerseits zu singen: „In der Schweiz, in der Pfalz, in Tirol." „Maul halten!" schrie Jauslin und schüttelte die Faust über dem Kopf. „Das ist ein Schwabenlied, und ihr seid Schwabenköpfe. Ihr singt im Militärdienst: ‚Meiner zu erwarten brauchest du ja nicht', wie deutsche Handwerksburschen. Der Teufel soll das Bataillon holen, wenn es Schwabenlieder singt. Warum gibt es keine Baselbieterlieder? Wir hauen die ganze Schweiz zusammen, wenn man jetzt nicht gleich Baselbieterlieder macht." Er begann wieder zu singen, drehte sich um und bewegte sich weiter. „Der Teufel hat meine braunen Pferde geholt, heidi. Der Teufel hat meinen grünen Wald geholt, heidi. Ist das keine schöne Laterne? Es ist eine nigelnagelneue Stallaterne. Hergottsdonnerwetter, ich hab' meine Küh' noch nicht gemolken, und es ist schon sieben Uhr. Der Käser nimmt mir die Milch nicht mehr ab. Es geht unrecht zu. Wir haben die Deutschen besiegt; wir sollten sie beherrschen. Warum beherrschen wir sie nicht? Sag' mir doch einer, wozu ich meine neue Laterne gekauft hab'. Ich weiß es mein Seel' nicht mehr."

Der ganze Haufen grölte vor Vergnügen. „Du wolltest deiner Alten zeigen, wo du deine neuen Küh' hinstellst im Stall," schrie einer. „Du willst morgen auf den Viehmarkt nach Liestal und wieder einen großen

Bauern anfangen," erklärte ein anderer. „Profit Hans, du Satan; lebst du auch noch?" Ein halbwüchsiger Bursch, dem das Hütchen schief auf dem Kopf saß, taumelte auf Jauslin zu. „Du wo—wolltest dich be—bessern und nicht mehr sa—saufen," stammelte er und verbeugte sich tief vor dem Bauern. Jauslin blickte einen Moment still über den Haufen weg und es sah aus, als wolle er zu sich kommen. Aber dann spuckte er aus, gab dem Burschen einen Stoß, daß er sich rückwärts auf die Straße setzte, und warf mit einer herrischen Kopfbewegung die Anwandlung hinter sich. „Dabei ist gar nichts zu lachen, Affenbande," schrie er. „Wer hat denn von euch mehr zu verlieren als Flöhe und Wanzen? Ich hab' die besten Äcker in der ganzen Gegend verloren. Ich kann einen Pritschenwagen vom Kopf bis zum Schwanz eigenhändig aufzäumen, und wenn der Schmied keine Zeit hat, so schlag' ich auch noch die Reifen darum. Ich habe mir einen neuen Dachstuhl aufs Haus gesetzt, selber ausgerechnet, gemessen und die Pläne gezeichnet. Was könnt ihr? Saufen, wo andere zahlen, und das nicht recht. Ich saufe euch in jedes Mausloch hinein, das ihr mir zeigt, und dann geh' ich aufrecht nach Hause und werfe meine Frau aus dem Schlafzimmer. Ich will allein schlafen. Das bin ich, Franz Jauslin. Meine Kühe sind dreimal prämiiert und meine Säue fünfmal. Ich hatte einen Eber, nach dem kamen sie aus dem ganzen Kanton. Ich hab' alles versoffen und verludert; schön. Aber wenn ich will, so hab' ich übers Jahr wieder einen Stall voll Vieh, vor dem euch das Wasser im Maul

zusammenläuft. Derweil habt ihr immer Läus' und Flöh'. In euch Jungen steckt nichts, als Alkohol und Unzucht."

Die Burschen johlten. Der halbwüchsige Lümmel mit dem schiefen Hütchen, der noch immer auf der Straße saß, quietschte wie ein Schwein. „Ein Eber ist mir ein ko—kolossaler Stolz. Zu einem Stier ha—hat's schon nicht mehr gereicht." „Jawohl, Jauslin," höhnte ein anderer hinten im Haufen: „Und mit deinen Stuten bist du doch weit herum gereist. Warum hattest du nicht selber einen Hengst, wenn du doch ein so berühmter Bauer warst? Aber das Maul war immer das größte an dir."

Jauslin drehte verwundert den mächtigen Kopf herum und hob die Laterne in die Höhe. „Es soll doch einer dem Buben auf den Magen springen," sagte er ruhig. „Mir kommt es so vor, als ob er ganz hinten stände und ich ganz vorne. Hab' ich meinen Dachstuhl mit dem Maul gebaut, Aff'? Und wenn mir nicht Gott ein Hausleiden auf den Hals gesetzt hätte, so wäre ich doch auch zu einem Zuchtstier und zum Hengst gekommen. Hatte ich schöne Füllen oder nicht? Und wer poussierte mich wie eine Jungfer, daß ich ihm ein Kalb ablasse? Der sah doch deinem Alten verdammt ähnlich. Aber mir waren sie immer noch nicht gut genug. Ein Dorf voll Esel und Viehzucht! Ha! Ihr meint, ihr braucht nur zu singen: ‚Ich bin ein Schweizerknabe', so wächst euch der Stall voll Heldenvieh. Ich hab' euch die Milchgenossenschaft fertig gebracht und den Konsumverein auf die Beine gestellt;

ich, Franz Jauslin. Aber ich fange an zu saufen und die ganze Wirtschaft schläft ein; ihr dürft einander nicht über den Weg trauen. Wir müßten die Welt kommandieren, wenn wir so gescheit wären wie stark. Warum befehlen wir nicht heute den Österreichern, die wir vor vierhundert Jahren zwanzigmal auf den Schädel hieben? Und den Burgundern? Weil immer der Franz Jauslin bei euch ein Kreuz auf den Hals bekommt. Euch kenne ich, Rotte Korah. Ich hab' einen einzigen Fehler gemacht und muß ihn büßen bis an meinen Tod. Ihr fallt von einer Schlechtigkeit in die andere und seid freie und geehrte Burschen. Ihr freßt und sauft auf meine Rechnung. Ihr lauft den Mädchen nach auf ihre Rechnung; wenn sie in die Wochen kommen, ist nie einer im fremden Bett gelegen. Ihr geht euren Alten an die Hälse wegen dem Sonntagsgeld, und seid immer weiter geehrte Burschen. Wer von euch kann mehr als der Knecht seines Vaters? Der soll vor mich treten; der darf mich in die Visage hauen. Wo bleibt der Kerl?"

Die Burschen murrten; sie verloren die gute Laune. Einer schmiß fluchend sein Glas auf die Straße, daß es in Scherben zersprang. Aus dem Murren erhob sich Schimpfen. Eine Stimme wurde über den andern laut. „Du kannst von Glück sagen, daß wir dir nicht den Schädel einschlagen, Sakerment. Du bist kein Baselbieter, wenn du auf die Baselbieter schimpfst. Du bist ein Preuß oder ein Italiener." Nun schrie alles durcheinander auf Jauslin ein. Jeder war ein besserer Baselbieter als der andere. Sie fielen mitsamt dem Bierrausch in den Rausch der Vaterlandsliebe, und es

war nur ein Wunder, daß keiner der Helden auf die Idee verfiel, den gegenwärtigen Feind der Heimat zu bekriegen und zu erlegen. Aber der Respekt vor seiner sieghaften Riesenkraft und eine gewisse Rührung angesichts seiner verkommenen Menschengröße steckten ihnen so tief in den Knochen, daß sie eher einander selber an den Kragen gegangen wären, und im Grund spürten sie Mann für Mann, daß drei Kerle von diesem Kaliber in jeden Kanton gesetzt und frei in Bewegung gebracht das ganze Vaterland in zehn Jahren umgruben wie einen Garten, und was dann nach zwei Generationen daraus wurde, konnte kein Mensch absehen. Der Halbwüchsige mit dem schiefen Hütchen saß noch immer auf dem Boden. „Ha, wenn du doch so ein großartiger Bursch bist," kreischte er nun, „warum hast du dir die giftige Leber ins Haus gesetzt, die kein anderer mochte? Alle Hu—Hunde im Dorf machten einen Bogen darum. So etwas soll mir nicht passieren, ihr Buben. Wenn einer ei—eine solche Viecherei macht, so sag' ich halt, er i—ist ein Viech."

Die Burschen wurden plötzlich still und reckten die Hälse. Das Wort kam ihnen bedenklich vor und keiner wagte zu lachen. Als der Kleine die allgemeine Stille bemerkte, wurde es ihm unbehaglich in seinem großen Witz. Er blinzelte verlegen zu Jauslin hinauf und erwog, ob er sich wohl schnell werde auf die Beine bringen können, wenn jener Anstalten traf, ihn auszuzahlen. Inzwischen näherte sich ihm Jauslin langsam mit der Laterne in der Faust und sah ihn an mit jener Schwermut, die an starken Männern, wenn sie getrunken haben,

lebensgefährlich ist. Der Kleine erblaßte. Die andern rückten von ihm ab und zogen sich zurück; er war so gut wie ausgeliefert.

Jauslin bückte sich zu ihm nieder, streckte ohne Hast die Hand nach ihm und erfaßte ihn mit einer Art von Vorsicht an der Jacke. Dann hob er ihn wie grübelnd vom Boden auf, hielt ihn in Augenhöhe von sich und leuchtete ihm ins Gesicht, wozu er ihn aufmerksam betrachtete. Sein weißes Hemd leuchtete und seine behaarte Brust schimmerte warm und golden wie ein Bärenfell. Der Kleine blinzelte und verdrehte die Augen nach den Burschen um Hilfe. Er leckte die roten Lippen, weil sie ihm trocken wurden vor Furcht. Jauslin nickte ihm zu; seine Züge hatten einen sorgenvollen und beschämten Ausdruck.

„Dich kenne ich doch, sollte ich meinen," sprach er langsam. „Du denkst, weil ich immer besoffen bin, merke ich nicht, was im Dorf vorgeht? Dein Vater ist ein Walzbruder aus Schlesien; er hat die letzte Woche bei uns die Verpflegung genommen. Ist's nicht so? Und deine Mutter war eine bettwarme Magd aus Tirol. Büblein, du mußt den Schnabel halten, wo Schweizer miteinander disputieren. Laß dich nicht mehr an meinem Tisch im Engel sehen, sonst setzen dich meine Burschen an die frische Luft, in aller Höflichkeit, denn die Ausländer müssen wir gut behandeln. Siwupläh." Er öffnete die Hand, und der kleine Tiroler sank lautlos in sich selber zusammen. Jauslin lachte leise auf. „In einem leeren Sack ist wenig Halt," sagte er zu den andern. Die lachten mit, und über die ausländische Leiche hinweg

wurde die landsmannschaftliche Zusammengehörigkeit repariert. Die Burschen drängten sich schau- und spottlustig um den kleinen Kerl, rühmten laut, was für ein verfluchter Satan der Jauslin sei, und spürten mit fröhlichem Grausen ihre eigene Stierenkraft über dem Häufchen Liederlichkeit am Boden. Sie zwangen dem Tiroler den Mund auf und schütteten ihm Bier ein, um ihn zu stärken. Sie stellten ihn auf den Kopf und gossen ihm die letzten Gläser in die Hosenbeine aus. Sie schoben ihn wie eine Stoßkarre an den Füßen über die Straße hin und her; wenn er nicht ein zerschundenes Gesicht davon behalten wollte, so mußte er hurtig auf den Händen laufen. Er tat es und weinte laut dazu.

Jauslin sah das Treiben an und ergrimmte darüber. Er vertrug keine Art von Ausführlichkeit mehr; sie erregte ihm immer Totschlägeranwandlungen. Wütend spuckte er aus, machte auf dem Absatz kehrt und setzte sich wieder in Gang. Die Burschen stutzten: „He, wohin, Jauslin?" Als er keine Antwort gab, sondern nur schweigend mit seiner Laterne die Straße hinschritt, besannen sie sich nacheinander, gaben dem Kleinen noch schnell einen Fußtritt und machten sich ihrem Anführer nach; die letzten warfen den Tiroler in den Straßengraben und hoben sich in der besten Stimmung hinter den andern drein.

Jauslin führte den Trupp nun geradewegs zu seinem Hof, der etwa zehn Minuten vor dem Dorf lag. Er sang jetzt nicht mehr und verbot auch den Burschen den Lärm. Die dachten, es solle eine Überrumplung geben. Kichernd und auf den Fußspitzen schwankend

näherten sie sich dem Haus und umstellten es. Alle hatten rote Köpfe. Ihre Gesichter glänzten animiert im Mondschein. Ihre Augen blitzten töricht und lebensfroh. Jauslin verschwand mit der Laterne in der Faust breitschultrig und voll tiefer Weltbeziehung in der Haustür. Eine Weile blieb es still. Einige der Burschen guckten sich derweil auf dem Hof um und machten ihre Nachbarn auf das elende Mistchen aufmerksam, das noch vor dem leeren Stall lag. Andere hießen sie das Maul halten. Dann gab es ein Geräusch von Schritten, und Jauslin trat, seine Frau stumm vor sich hertreibend, wieder in die Haustür.

Die Frau war eine große und etwas hagere Erscheinung. Ihr Gesicht sah kalt und feindlich gerade vor sich hin. Mit einem aufglimmenden Blick streifte sie die versammelte Burschenschaft, und einigen schien es, als werde sie blaß. Sie war nur notdürftig angezogen, aber in ihrer Haltung lag soviel Entschiedenheit des Hasses, daß die jungen Kälberseelen pünktlich darüber erschraken und sich das erhoffte Vergnügen unter der Hand in eine unruhige Spannung verwandelte. Man kannte das Weib eigentlich nur aus seiner Jugend als die Tochter eines durch den Trunk heruntergekommenen, unruhigen und prahlerischen Bauern; alles andere war Gerücht. Kurzsinnig, wie ein Gemeinwesen ist, wußte man nicht mehr, daß Jauslins Jugendgenossen, während er sich lernlustig in der Welt umtat, ihren Witz und ihre freie Zeit dazu anwandten, das von Hause aus stolze und einspännige Mädchen, nachdem es verarmt war, mit tausend Bauernstreichen und Lümmelschikanen mehr

dumm als verdorben in das frühe Unglück der Einsamkeit hinein zu hetzen. Dort erfüllte es sich bis in den vorletzten Winkel seines Wesens hinein mit Menschenhaß und Rachelust. Darüber starb der alte Bauer, und da niemand sich mit der herben Waise befassen mochte, schickte sie sich mit weniger Würde als Verdruß an, die bittere Verkommenheit ihres Vaters auf ihre Art fortzusetzen; sie streckte vor dem Elend die Waffen. Indessen kehrte Jauslin aus der Fremde zurück und begann tatkräftig sein Haus zu zimmern und seinen Hof zu bevölkern. Eines Tages stieß er auf die Sünde seiner Generation, und da er die Verwandlung nicht miterlebt, sondern immer noch das großzügige Mädchen von ehemals im Kopf hatte, sagte er sich, es müsse noch vorhanden sein, und machte die Waise zu seiner Frau. Nun hatte die einsame Seele, um weiter bestehen zu können, und da immer wieder die Existenz die Hauptsache und die Form nur eine untergeordnete Frage ist, sich reuelos in die reine Lebensschnödigkeit gerettet, wo sie sich freilich streng erhielt. Da der Bauer Jauslin jedoch, ungeduldig wie er war, nicht warten konnte, bis sich unter seiner offenen Sonne die Rückverwandlung vollzog, verdarb er das vielversprechende Geschäft. Vor ihrem eisigen Frost, den sie noch verdichtete, als sie seine Verdrossenheit bemerkte, erkrankte ihm sein ganzer sommerlicher Lebensplan, und das Rätsel des Seins war wieder einmal klar in seinem unversöhnlichen Doppelsinn aufgerollt. Die Ehe blieb ungesegnet.

Jauslin stieß das Weib nach dem leeren Stall. Das Erlebnis mit der nackten Gemeinheit der Burschen

warf ihn auf sich selber zurück. Der Anprall war so stark, daß er ihn als eine Erschütterung seiner Gesamtpersönlichkeit empfand. Weil aber dieses wie bei jedem naiven Genie auf Vertrauen und Glauben gestellt war, berief er sich kurzerhand auf seine alte Tatkraft, ohne danach zu fragen, was zwischen ihm und seiner Vergangenheit an Schuld und Mißverständnis über dem Weg lag. Er öffnete die Stalltür, schlug sie weit auf und schob die Frau hinein. Draußen drängten sich die Burschen zusammen und reckten die Hälse. Jauslin hielt vor dem Pferdestand. Er hob die Laterne in die Höhe, daß die ganze Leere des Raumes überzeugend zur Anschauung kam. Seine hochgereckte Erscheinung erweckte den Eindruck, als hätte sie die Gewalt, jenen durch ihren reinen Willen mit den Gestalten zu bevölkern, die des Bauerns Herrlichkeit ausmachen. Es fehlte nur eine gläubige Seele, so wurde das Wunder, und weil er sie dazu brauchte, glaubte er an sie; er achtete jetzt so wenig auf die fernstehende Unfruchtbarkeit seines Weibes, wie er sich bisher darum bekümmert oder sie in ihrem letzten Sinn begriffen hatte.

„Frau," sagte er gesammelt, und seine Augen leuchteten prophetisch und fordernd auf: „Frau, hier haben sich zwei Rappen in die Ohren gebissen. Schau diese Laterne an. Ich habe sie funkelnagelneu von einem Hausierer gekauft. In einem Jahr führe ich dich in den Stall und zeige dir wieder zwei Rappen, die sich in die Ohren beißen. Diese Laterne wird es bescheinen." Er lehnte es trotzig ab, auf ihre Antwort zu warten, und wandte sich zum Verschlag, in dem ehemals die Kühe standen.

Die Frau folgte ihm nicht; sie blieb mit dem Gesicht am Pferdestand vorbei an ihrem Platz stehen und drehte Jauslin jetzt den Rücken. Er nahm sich zusammen und tat vor sich selber, als merke er nichts. „Hier haben Tag und Nacht vier Kühe wiedergekäut und mit den Schwänzen um sich geschlagen," sprach er unter aufsteigender Erregung fort; der ganze weitläufige Schmerz seines Lebens arbeitete sich in seiner Stimme herauf; er erhob sie. „In einem Jahr sollen vier neue Kühe da stehen. Ich will es schaffen, und die Laterne soll es bescheinen. Hier lagen zwei Kälblein; da liefen Füllen herum," wandte er sich weiter, und überall leuchtete sein unruhiges Licht hin. „Es werden wieder Kälblein da liegen und Füllen der Laterne entgegen laufen, wenn ich vor dem Schlafengehen in den Stall sehe." Seine Bauernsehnsucht rannte ihn an, wie ein Stier. Er warf seine ganze Inbrunst auf die herbe Frau. Seine Stimme bat und warnte, obgleich er wußte, daß jene ihn nicht anhörte. „Ich bin heruntergekommen und habe verloren. Ich war ein Narr; ich wollte für andere Leute Hof halten und ein Vorbild sein; man muß dem Hof zulieb hofhalten. Die Bande kenne ich jetzt; aber der Franz Jauslin darf nicht zugrund gehen. Er ist zu gut dazu und die Baselbieter haben ihn nötig, ob sie wollen oder nicht. Jetzt hassest du mich noch. In einem Jahr wirst du mich wieder estimieren, und vielleicht bist du glücklich und wir haben ein Kind. Das kann man alles bei der Laterne sehen. Dafür hab' ich sie gekauft, verstehst du?"

Er kehrte sich plötzlich ihr zu und nahm sie unter

den Blick. Seine Augen flackerten gebietend; aber auf dem Grund des Feuers glühte die Angst, und in seiner Seele brauste der wüste Bodensatz des Lebens, seine ursprüngliche Wut, Not und Verfolgtheit, auf. Er war vergiftet durch die höhnischen Worte der Burschen, und ertrug das Gift schlecht. Er sollte hoffen, und argwöhnte. Er bedurfte jetzt der Aufrichtung durch den Glauben eines andern, und zitterte schon vor der Katastrophe, die einbrechen mußte, wenn ihm der Glaube verweigert wurde.

Die Frau schickte sich zum Weggehen an. „Ich meinte, du wolltest deinen Saufbrüdern zeigen, wie man mich über Nacht in den Kuhstall sperrt,“ sagte sie mit ödem Spott. „Wenn du nichts besseres weißt, als schwatzen, will ich wieder in mein Bett steigen.“

Sie wollte einen Schritt tun, doch Jauslin kam ihr zuvor. Seine gewaltige Gestalt geriet in Bewegung. „Halt!“ rief er und ließ seine Hand auf ihre Schulter fallen mit einem Griff, unter dem sie nun doch erschrak, zwar ohne es sich ansehen zu lassen, und in der tiefsten Tiefe ihrer Augen, wo sie noch Mädchen war, mit einem wohlgefälligen Aufblitzen der Erwartung; aber der Schreck war echt; er war der Gemütsanfall des irrtümlichen Menschenfeindes, der sein Versteck entdeckt und sich mit entschlossenen Worten hervorgezogen sieht. „Halt, Weib!“ rief Jauslin. „Jetzt mußt du Farbe bekennen. Über den Kuhstall reden wir noch allerlei; über die Saufbrüder nicht. Hast du mir aber keinen andern Bescheid? Ich verspreche dir, es soll alles werden, wie es war; ich, Franz Jauslin, bringe dir mehr zurück, als ich dir

verliederlicht habe. Wir werden wieder angesehene Leute, von denen ein Grüßgott Geld wert ist. Ich brauche nur noch ein gutes Wort dazu. Was hast du mir heut zu sagen?"

Die Frau sah immer noch gerade aus; aber das Licht in der Tiefe ihrer Augen war erloschen. „Mache hier, was du willst," erwiderte sie rätselhaft. „Was habe ich mit deinen Plänen zu schaffen? Plan ist Plan und ich bin ich. Da hast du mein gutes Wort."

Vor der Tür im Mondschein stießen sich die Burschen durcheinander; sie blickte ihnen mit kalter Verachtung entgegen. Für die Zeitspanne von einer halben Minute verlautete kein Ton. Der Bauer hielt sein Weib noch immer an der Schulter fest. Sie wartete; dann hörte sie hinter sich die Laterne aufklirren. Draußen streckten die Burschen wieder die Hälse; sie sah, daß sie plötzlich alle einen Ruck nach vorn und Miene machten, hereinzudringen.

Der Bauer stöhnte tief und knurrend, wie ein Tier. Noch während sie dem Ton nachhorchte, fühlte sie sich von einer Faust zwei, drei Schritte vorwärts gestoßen, und im nächsten Moment schmetterte die Laterne auf ihren Kopf herunter. Sie empfand fast keinen äußerlichen Schmerz, so stark war der Ansturm des inneren Leides, der sie erschütterte. Ein wüstes Getöse von brechendem Glas und Blech umklirrte sie auf einen Augenblick; dann war es unnatürlich still. Die Burschen guckten mit bleichen Gesichtern und glühenden Augen in die Scheune herein. „So wird die Laterne also nichts bei uns bescheinen," sagte Jauslin gleichsam erstorben. Nun erkannte er, warum er

diese Frau geheiratet hatte; doch er erkannte nicht, weshalb sie seine Zukunft nicht als ihre Angelegenheit betrachtete. „Ich habe sie aus Großartigkeit genommen," dachte er bitter; „die Großartigkeit hat nicht lange vorgehalten." Im Grund hatte der Schatten in ihm ihren Schatten gesucht; seine Schwermut war von ihrem Unglück angezogen worden. Außer ihm gab es niemand im Dorf, der schwermütig war; außer ihm gab es auch kein Genie. Er sah sie mit Verwunderung aufrecht von ihm weg auf die Tür zugehen. „Sie hat einen harten Schädel," ging es ihm durch den Sinn und er empfand Respekt vor ihrer Haltung. Die Burschen machten ihr mit einer Art von Ehrfurcht Platz; sie beachtete sie nicht. Noch eine ganze Weile nachher war es, als ob eine verratene hochgestellte Persönlichkeit hier durchgekommen wäre. Schließlich schritt Jauslin auf die Tür zu, ergriff sie wortlos und warf sie vor den törichten Augen der Burschenschaft ins Schloß. Er schob auch den Riegel von innen.

Zunächst saß er eine halbe Stunde auf einer Krippe und kämpfte gegen den kleinen Tiroler und das Gift, mit dem er vergiftet war. Unruhig dachte er auf Gegenmittel; mit widerwilligem Stirnrunzeln wehrte er den Gedanken an Alkohol ab, weil er fühlte, daß es jetzt auf einen klaren Kopf ankam, und daß dies Leiden durchgelitten werden mußte. Er erinnerte sich an seine Frau und an das erhoffte neue Leben, das sie ihm im Keim zerstört hatte. „Sie haßt mich wie ein Krebsgeschwür," erkannte er finster und erschrak über die ungeheure Größe ihrer Abneigung. Grübelnd klaubte

er ausgebröckelte Mörtelstücke von der Mauer neben seinem Sitz. „Alles fällt zusammen,“ murmelte er. Einen Augenblick bereute er, daß er den kleinen frechen Burschen nicht niedergeschlagen hatte, aber sofort erhob sich sein angeborener Edelmut und sagte ihm, daß er recht gehandelt habe. Seine Miene erheiterte sich etwas und er begann mit halb befreitem Blick zu erwägen, was jetzt geschehen müsse. Er überschaute seine Umstände; tiefe Schwermut überkam ihn angesichts seines verlorenen Lebens, und vor der Zukunft legte seine Seele die Hände in den Schoß; sie wollte Feierabend.

Jauslin wurde plötzlich müde, und eine einfache, sichere Sehnsucht stieg in ihm auf, zu schlafen und für immer Ruhe zu haben vor den unnützen Beschwernissen eines Daseins, dessen Früchte nur Unglück und Hohn sind. Er sah sich als ganz kleinen, unschuldigen Knaben durch die Dorfstraße laufen, die Lehren seiner Eltern im Kopf und das Herz voll Liebe zu Gott und den Menschen. Von seinem Hut hingen hinten zwei weiße Bänder herab, und ein weißes Tüchlein war vorn unter seinem breiten Kinderkragen zu einem hübschen Knoten geschlungen. Seine Mutter ging mit dem Gesangbuch in den Händen lächelnd und ihm zunickend die Kirchgasse hinauf, und ein junges Perlhuhn lief schreiend schräg vor ihr her. Bei Sonnenschein begrub man seine Mutter auf dem Kirchhof, und ein halbes Jahr später seinen Vater; da regnete und schneite es. Nachher schnitt man ihm die Bänder vom Hut, und von da weg begegnete ihm das Leben feindlich. Eine Zeitlang verstand er es, ihm zu trotzen; und jetzt

machte er ihm ein Ende. Im Todesjahr seiner Mutter hatte es sehr schönes Heu gegeben. Dies Jahr war das Heu gering, aber die Frucht stand gut im Halm.

Ohne daß er es gewahr wurde, fing sein Kopf an, neben diesen Erinnerungen her die Technik seines Weltuntergangs zu spinnen. Seine alten blauen Augen gingen hellsehend durch den Raum und erwogen die Möglichkeiten, die er darbot. Halb träumend glitt er von der Krippe herab und begann mit den Vorbereitungen; der Mond leuchtete ihm dazu durch das Oberfenster der Stalltür. Sein Gesicht hatte jetzt einen ruhigen und weisen Ausdruck. Mit priesterlichem Ernst trug er Reisig her, sammelte Stroh und schichtete es an mehreren Orten die Holzwände hinauf. Er suchte das Gefäß der zerbrochenen Laterne, das ihm der Wirt mit Petroleum gefüllt hatte, und goß Öl über das Reisig. Unter einem Schweigen, das wie ein Abgrund überallhin mit ihm ging, nahm er Schwefelhölzer aus dem Hosensack, strich eins an der Hose an und entzündete die Reisighaufen einen nach dem andern. Als er sah, daß alles richtig brannte, nickte er, tat einen weltfernen und erschütternden Blick an der Holzdecke des Stalles hin, und verschwand in der Richtung nach dem Futtergang. Eine Zeitlang waren die Feuer allein. Sie leckten an den Holzwänden hinauf, breiteten sich aus und reichten einander die Hände, bis sie einen bewegten, weissagenden Ring bildeten; in ihrer Mitte irrte eine Maus hin und her, die die zunehmende Wärme aus ihrem Loch getrieben hatte.

Nach einer Weile erklangen auf dem Boden über

dem Stall schwere Tritte, die nach vorn kamen. Sie hielten an, suchten, kamen noch weiter vor, und damit begann es in der Höhe zu knirschen und zu wühlen. Ein Brett bewegte sich, richtete sich auf und wurde seitwärts weggehoben. In der nun geschaffenen Öffnung erschienen die Füße des Bauern, der dort noch eine Zeitlang saß und fortschaffte. Manchmal flog ein Feuerschein über seine zusammengekauerte Gestalt; dann leuchtete sein weißes Hemd, selber eine Flamme, lebendig auf, und sein offenes, kluges Gesicht schimmerte voll tödlicher Friedfertigkeit in den unruhig beglänzten Raum herab. Eine Kette klirrte und erschien mit schwachem Licht in der Öffnung. Darauf sagte Jauslin tief beruhigt und erwartungsvoll zugleich: „Abfahren!" schaute noch einmal flüchtig um sich und glitt still von seinem Sitz ab. Im nächsten Moment schwebte er feierabendmäßig und aller unlösbaren Fragen entledigt inmitten der Flammengeschäftigkeit, die sich nun rasch zum Großfeuer aufwirbelte.

Der Hof brannte vollständig nieder. Die Frau rettete mit Mühe ihr nacktes Leben, um den Rest der Nacht halb bewußtlos auf den Feldern herum zu irren. Man fing sie ein und setzte sie in Untersuchungshaft, weil die Burschen einstimmig gegen sie zeugten. Aber man fand die Leiche des Bauern mit der Kette am Hals; die Feuerschau erklärte mit Bestimmtheit, daß der Brand im Stall ausgebrochen sei, und das Gericht in Liestal sprach die menschenscheue Witwe frei. Sie wurde von reichen Verwandten notdürftig wieder ausgestattet. Der Verkauf des Grundstücks, auf dem

die Brandstatt lag, warf einen armen kleinen Überschuß zu ihren Gunsten ab. Sie hauste noch acht Jahre einsam mit ihrem Todesschreck und ihren Erinnerungen in einem Mietsstübchen unten im Dorf. Der Bach rauschte Tag und Nacht unter ihrem Fenster vorbei.

In periodischen Zeiten ihrer körperlichen Schwäche sah sie am hellen Tag den Bauern Franz Jauslin die Straße herauf schreiten, barhaupt in allem Wetter, hochgewachsen, breitschulterig, ohne Rock und Weste und mit offenem Hemd. Seine blauen Augen blickten voll Begeisterung und Zuversicht in den Tag hinein. Seine haarige Brust schimmerte golden und warm wie ein Bärenfell. Er sang laut und herzlich und schwang dazu eine brennende Laterne, die ihn jedesmal besonders und vielsagend machte. Sobald sie ihn hörte, klopfte ihr altes Herz in Sehnsucht, und sie sah ihm durch die Gardinen nach; ihre Augen leuchteten in ihrer tiefsten Tiefe, wo sie noch Mädchen war, erwartend auf. War er oben um die Ecke, so dachte sie über ihn nach, und dabei kam ihr die mit ihm verlebte Zeit lieb und gut vor; das waren ihre besseren Tage. Später stand sie nicht mehr auf, sondern ließ ihn in einer leise spöttischen und mütterlich wohlwollenden Heiterkeit unten vorbei singen. Nie bis an ihr vorzeitiges Ende — sie erlag einer Gehirnentzündung — fiel es ihr ein, daß sie so, hochschulterig, plänevoll und eigenwillig, das Genie der Baselbieter zum Mann gehabt hatte.

Sakerment, der Waldhas

Mitten im Wald hatte ein Häher sein Nest ins Gezweig einer Buchenkrone hinein gebaut. Drei Tage lang war er in aufgeregtem Eifer mit Moos und Reisig im Schnabel hin und wieder geflogen. Als nach unendlichem Schwanzwippen die Heimstätte bereitet war, fand sich durch das Gewicht des Nestes ein Zweig aus seiner Lage gedrückt, wodurch im Laubgewölbe der Buche eine Lücke entstand. Durch diese grüne Lücke brach ein Sonnenstrahl, durchdrang bis auf den Grund das klösterlich kühle Bruderbehagen der hundertjährigen Waldmönche, und traf zuletzt ganz in der scheuvergnügten Tiefe das Hauptblatt eines besondern Huflattichs, der am Ufer eines Baches wuchs und nach Vermögen gedieh. Am Sonnenstrahl auf und ab webte und schwebte ein blauer Mückenschwarm. Auf dem Huflattich unter dem goldgrünen Sonnenflecken saß ein Frosch und blinzelte nach den Mücken. Vor ihm stand auf den Hinterbeinen im Gewässer aufgerichtet seine liebe Frau, die Vorderfüße auf den Blattrand aufgestützt, wo sie holdselig trockneten, und sah aus freundlichen Augen ihrem Eheherrn ins wohlbekannte Gesicht. Indessen kroch von der Seite her bedächtig ein ausgewachsener Krebs auf sie zu. Und am Bachrand saß der junge Waldhase Sakerment auf seinem Schwanz, treu, wohlgesinnt, normal und nicht übermäßig intelligent, und beobachtete mit blonder Zerstreutheit das Vorrücken des Krebses.

Sakerment war der einzige Sohn und die nachgelassene arme Waise der reg- und wendsamen, etwas

brausekõpfigen und romantischen Häsin Kunigunde, die einem Fallensteller in die Schlinge gegangen und darin elend erwürgt war. Sein Vater war vom Jäger erschossen, und mit seinen Geschwistern hatte schon vorher der Uhu Hackmann seinen gefräßigen Bälgen die Bäuche gestopft. Wenig hatte gefehlt, so wäre Sakerment Kunzen, dem Habicht, in die Krallen gefallen; doch kam die Witwe Kunigunde eben zu rechter Zeit dazu, um den Räuber zu überrennen und trotz ihrer großen Trauer um ihren dahingegangenen Gatten mit ihren wehrhaften Pfoten so stürmisch zu tölpeln, daß er erheblich verprügelt und zerzaust die Flucht ergriff. Dann galt es für die Mutter freilich Krämpfe zu stillen, die der Schreck beim Sohn verursachte. Lange konnte Sakerment danach keinen Sauerampfer vertragen. Auch seine geistigen Fähigkeiten entwickelten sich zunächst nicht mit der Lebhaftigkeit, welche die Mutter für ihn wünschen mußte. Er begriff erst spät den Unterschied zwischen Rübkraut und Schierling. Es ging ihm schwer ein, daß der Jäger argen Gemüts sei, und daß man nicht pflege, das Maul mit den Hinterfüßen zu wischen. Daß sich der Umgang mit des Nachbars ordinärem Nachwuchs für ihn nicht schicke, begriff er überhaupt nie.

Immerhin hatte sich Sakerment unter allen Nöten Leibes und der Seele zu einem sittsamen, bescheidenen und hoffnungsvollen Jüngling herangewachsen. Er konnte sich vor den Fräulein sehen lassen, wenn er auch keine Partie war. Waldhasen sind nie reich, und er gehörte zu den ärmsten. Seine Tugend war sein Schmuck. Und eine rechte liebenswürdige Wohlgestalt machte schließlich

auch ein Guthaben aus, nicht wahr. Von seinem einzigen kleinen Schönheitsfehler konnte man wahrhaftig absehen; er hatte kein rechtes Hasenschärtchen, auch war sein Schwanz ein wenig zu lang geraten. Aber was bedeutete das im Hinblick auf den ganzen großen wunderbaren Wald und gegen den ausnehmenden Umstand, daß er das rechte Ohr nach alter Hasenart aufgerichtet zu tragen pflegte, während ihm das linke einsichtsvoll und kaninchenmäßig schwermütig über den Kopf herabhing!

Die Mücken turnten um den Sonnenstrahl, der Frosch äugte nach den Mücken, die Fröschin bewunderte den Frosch, der Krebs kroch auf die Fröschin los, und Sakerment sah dem Krebs zu. Er dachte dabei an des Nachbars vortreffliche Tochter Schönhupf, an diese unbegreiflich auserwählte Deszendenz eines wirklich mittelmäßigen Hasen, und kam zu Einsichten. Seine verstorbene Mutter hatte immer ein Wesen davon gehabt, was für schöne Fräulein in manchen Nestern säßen, zum Beispiel bei Hundsbangs, bei Schollenduckers, bei Kohlmanns, bei Weitsprungs, nur nicht bei Nachbar Kleemauls. Kleemauls galten nichts; sie waren unvermögend und wurden als ordinär angesehen. Aber ihm trübte man den Blick nicht, von keiner Seite. Zugegeben, es ging auch ein bißchen unordentlich zu bei Kleemauls; Gott, sie wußten es nicht besser. Aber was hieß das, unordentlich? Es war eine Relation, sonst nichts. Was hieß arm? Was hieß ordinär? Das waren ihm Vorurteile, über die er hinwegsprang. Mit einem schönen, gedankenleidenschaftlichen Hackensprung setzte er darüber hinweg. Den Reichtum er-

kannte er als einen Zufall in jedem Sinn. Das Herz war das ewige; darauf kam es an. „Bitte sehr, stolze Fräulein“, dachte er, „haben Sie die Güte, treten Sie her und tragen Sie Ihre Schönheit auf einen Haufen zusammen: auf einen Haufen! Was gilt's, der, den Schönhupf Kleemaul allein daneben macht, ist doppelt so groß als der Ihre?“ Ganz richtig, Sakerment hatte noch keine der Verehrlichen in der Nähe betrachtet; desto besser für diese. Und was kam darauf an? Ein Ding war vollkommen, oder es war nicht vollkommen. Vollkommener als vollkommen konnte es nicht sein. Schönhupfs Pfoten, um davon zu sprechen, waren vollkommen. Er verstand das zu beurteilen. Ihr Hasenschärtchen war auch vollkommen; wozu also die Begutachtung der andern Seite? Ach, nein, beste Mutter, seligste Mutter, auch Ihre nunmehrige Unkörperlichkeit ist kein Beweis, wenn Sie etwa die ins Treffen führen wollten! Annähernd Vorzügliches und andere Vollkommenheiten mochte es gewiß geben; ein Narr und Finsterling, wer es bestritt. Hier handelte es sich aber um einen Reigen des Vollkommenen, s'il vous plaît! Sie geben doch zu, verewigte Mama, man kann als Dame passable Ohren haben, sogar begeisternde Ohren, und hinten dafür einen desto trivialeren Schwanz. Womit sich unter völliger Unwidersprechlichkeit Schönhupfs seltene Erlesenheit feststellen ließ. Sie konnte nicht nur an Pfoten und Nase, sondern auch an Ohren und Schwanz jede Prüfung und Nachfrage ertragen, und hatte alsdann immer noch einen Überschuß in der Seligkeit ihrer allerbraunsten Mädchenaugen. Über-

legen Sie es sich, hochverklärte Mama. Von Romantik ist nichts dabei; das ergibt nämlich in den Augen Ihres Sohnes einen Vorzug, verzeihen Sie; er liebt und verehrt das vernünftige Leben. Schönhupf wird nicht in einer Schlinge enden; Ihr Sohn kann Ihnen den leisen Tadel nicht ersparen; er ist eine Waise, verstehen Sie.

Zwar mit der Seligkeit der allerbraunsten Mädchenaugen war es, wenigstens so viel davon auf die Rechnung dieses Waisensohnes kam, in der letzten Zeit nicht mehr so weit her. Die junge Dame Kleemäulchen, wie Sakerment sinnig Kleemauls fertige Tochter getauft hatte, war ab und zu übler Laune, kein Hase wußte warum, und nahm beim Gaukeln, wenn sie sich überhaupt noch darauf einließ, öfter als früher Gelegenheit, ihm einen Possen zu spielen, der jetzt auch merkbar empfindlicher ausfiel. Es lag eine gewisse Schärfe bei ihr in der Luft, die nun schon fast mit Nasen zu riechen war. Daß sie ihn mit ihren langen, goldfarbenen Nagezähnen ins Fell zwickte und biß, wollte am Ende nichts heißen; es konnte direkt von der heißen Liebe herkommen. Aber sie zankte viel, behandelte ihn verächtlich, wenn andere Leute da waren, und schimpfte ihn mit Leidenschaft einen albernen Klepper, einen Katzenkopf wegen der fehlenden Hasenscharte, und einen Ochsen wegen des zu langen Schwanzes. Neuerlich versetzte sie ihm Ohrfeigen, wenn er zärtlich werden wollte. Wenn es ihr einfiel, so stieß sie ihn sogar ins Wasser. Umgekehrt sprach sie dann wieder tagelang keinen Pfiff mit ihm und guckte ihn nicht einmal an, auch wenn er ihr soeben noch den schönsten Büschel Hasenklee ge-

bracht hatte. Den Klee fraß sie freilich, aber wenn sie ihn im Magen hatte, so legte sie sich damit vor die Tür verdauen und drehte ihm, der drinnen im Nest dunkel saß, das Hinterteil zu. Er hätte viel junges Baumgrün dafür gegeben, wenn er gewußt hätte, was sie ihm damit sagen wollte. Ob es ihr unmöglich war, sich deutlicher auszudrücken? Es kam wohl davon her, daß sie nicht im mindesten gebildet war. Das fiel jedoch nicht ihr zur Last, sondern ihm; warum hatte er noch nichts dazu getan, sie in einen höheren Zustand zu erheben? Darum besaß er auch nicht den kleinsten Grund zur Klage, sondern mußte noch dankbar sein, daß ihn ihre üble Laune, die vielleicht gerade in dieser ungerechten geistigen Distanz ihre Ursache hatte, an seine Pflicht erinnerte. Und dann: das Feuer der Trübsal kam über jeden hoffnungsvollen jungen Hasen einmal; es gehörte in den Verlauf einer Haswerdung. Bei der Haswerdung blieb Sakerment hängen mit seinen Betrachtungen. Weiter kam er nicht, keinen Hupf, und es mußte nun schon etwas geschehen, damit ihm wieder etwas einfiel.

Inzwischen war der Krebs in nächster Nähe der jungen Fröschin angelangt. Sakerment konnte beobachten, wie er einhielt und seine schwarzen Augen tückisch und unter dämonischer Befriedigung auf ihre gestreckten Schenkel richtete. Eine hellgrüne, fast durchsichtige Faser Wassermoos kam im Bach hergetrieben und blieb an seinem Schwanz hängen. Er achtete nicht darauf. Er spielte, etwas aufgeregt, wie zu sehen war, mit seinen Fühlern, streckte seinen Kopf aus dem Panzer hervor

und zog ihn wieder ein, was ihm irgendwie ein Ansehen gab, als ob er schluchze, schob seine geöffnete rechte Schere hervor, brachte sie behutsam hinter den linken Schenkel der Fröschin, und klappte freudig zu. Die Fröschin stieß einen wehmütigen Schrei aus und tat mit aufgeworfenen Händchen einen Luftsprung, der sie jedoch nicht in die Höhe und Weite brachte, die sie sich vorgestellt hatte; sie fiel vorzeitig hinterwärts ins Wasser zurück, zeigte flüchtig dem Wald ihren weißen Bauch und verschwand in den Wellen. Ein kleines trauriges Strudeln, das von ihrem Umsichschlagen herrührte und sich ziemlich rasch nach der Bachmitte verlor, deutete den weiteren Weg an, den ihr Schicksal mit ihr nahm.

Der schofle Frosch hatte sich gleich beim Aufschrei seiner Gattin mit einem mächtigen Satz mitten durch den Sonnenstrahl hindurch kopfüber in ein Binsendickicht gestürzt. Sakerment hörte, wie er mit dem Bauch auf das Wasser klatschte, und es schien ihm eine elende Selbstanwendung von einem Ehemann. Dazu hatte sowas nun Beine; aber zum Tölpeln war man zu nichtsnutzig. Obwohl hier doch mit Tölpeln alles zu retten gewesen wäre! Ha, er wünschte sich einmal eine recht ausbündige Gelegenheit, mit der Heldennatur, die unstreitig in ihm steckte, an den Tag herauszufahren! Alle Idealisten waren Helden: und er war ein Idealist! Er wollte gerade diesem Gedankengang tiefer nachgraben, als der Sonnenfleck von dem Huflattichblatt verschwand. Zugleich erhob sich in der Höhe im Buchenlaub ein mißtöniges Schreien und Flügelschlagen, daß Sakerment erschrocken zusammenfuhr, weil er dachte, es sei

wieder der Habicht. Er vergaß sofort seine Heldennatur und fürchtete sich; auch Helden können Angst haben. Sein Idealismus lag plötzlich nur noch als eine ungewisse, allgemeine dunkle Traurigkeit in ihm, die wahrscheinlich das Leiden des Waldes bedeutete. Er duckte sich, zog die Ohren an, schmiegte sich frierend und schnuppernd ins braune Laub, und dachte nur noch an Krallenschläge und Flügelhiebe. Nebenher ging es ihm von ungefähr durch den Kopf, daß es ein Jammer sei mit einer solchen Einrichtung des Lebens. Man mußte dem Habicht Friedensvorschläge machen. Alle Geschöpfe waren Brüder und Schwestern, besonders die im Wald wohnten. Er sollte sich auf dem Feld Beute suchen. Er sollte überhaupt Laub und Gras fressen. Auch dem Jäger und dem Hund mußte man Vorschläge machen. Sämtliche Tiere sollten sich von Laub und Gras nähren, damit es endlich eine wahre Friedensbotschaft gab und man seines liberalen Daseins froh wurde.

Unterdessen wurde es still in der Buchenkrone, und der Sonnenfleck erschien wieder vor Sakerments Augen auf dem Huflattich. Da erschien auch das Licht des Idealismus wieder in seinem zärtlichen Rundkopf, und darüber der schöne blaue Rauch seiner Heldennatur. Und er hatte eine Idee. Wie, wenn der Habicht bloß deshalb von ihm abgesehen hätte, weil er eine bequemere oder lockendere Beute erblickte? Möglicherweise befand sich gerade Kleemäulchen zu ihm unterwegs, um abzubitten, und sie hüpfte zur Zeit so maienfett und rundlich über den grünen Rasen, daß jedem Habicht

das Wasser im Schnabel zusammenlaufen mußte, wenn er ihrer ansichtig wurde. Ha, man konnte nicht daran zweifeln, daß Gefahr in der Luft lag! Man mußte jedenfalls sehen gehen, ob es etwas zu tölpeln gab! Er stellte zwar in seiner Person einen abgesagten Feind von Gewalttätigkeiten vor; seine Instanz war für alle Meinungsverschiedenheiten die einfache Hasenvernunft; allein wenn man sich immer darauf berufen wollte, so wurde man unter Umständen der Schurkerei des schnöden Gleichmuts schuldig und verlor die sittlichen Attribute.

Er befand sich schon feurig und eilfertig auf dem Weg der Rettung, als er mit holdem Erschrecken dieser edlen Regungen seiner Seele inne wurde und noch einmal anhielt, um des näheren darüber nachzudenken. Nein, sein inneres Leben funktionierte normal; er hatte bei aller Differenziertheit die Grundlage nicht verloren. Außerdem war da aber auch der Ausweg aus seinen Liebesnöten aufgegangen. Nur der Sprung konnte helfen. Wie hatte er diese alte Hasenweisheit vergessen können! Das Heil der persönlichen Dinge lag in den Beinen, nicht im Kopf. Im Kopf gingen allein die höheren Angelegenheiten vor. Die Liebe zu einer hübschen Häsin war zwar ein süßes Gut, aber wahrscheinlich doch keine höhere Angelegenheit, sondern bloß eben eine Episode für den Mann. Indessen wenn er jetzt angeflogen kam: „Liebchen, ich nahe! Lebst du noch, Einzigstes? Wo ist der schauerliche Schurke?“ so mußte sie doch merken, wie oder was. Nur der Sprung konnte helfen.

Begeistert setzte er sich wieder in Lauf. Er schnellte über den Boden hin wie ein Pfeil. Die Luft rauschte

ihm volltönig um die Ohren. Es überlief ihn kalt und warm von dem dumpfwirbelnden Rhythmus, den seine Füße, die Füße des Retters, die flinken Füße des eilenden Erlösers, auf den Waldboden trommelten. Die Gräser unter ihm flüsterten und bückten sich ehrfurchtsvoll unter der prachtvollen Energie seines Heldenwillens. Und ab und zu tanzte ein Laubwirbelchen hinter seinem mutig aufgestellten Schwanz her. Bei der Eiche mit den Krähennestern war schon die Hälfte des Weges zurückgelegt, er wußte selbst nicht wie. Gleich nachher wich die junge Tannenschonung neben und hinter ihn. Und nun leuchtete die Lichtung auf, an deren Rand gerade gegenüber Kleemäulchen zu Hause war. In zwölf Sätzen konnte man drüben sein, wenn man ein leichtes Herz hatte, ging die Rede. Er brauchte immerhin dreizehn. Er hatte auch gar kein leichtes Herz; er leistete nur das Unmögliche, das war alles. Als er die Lichtung durchmessen hatte, mäßigte er seinen Lauf ein wenig, um mit frischem Atem zum Tölpeln zu kommen. Auch mußte man zuerst einen Blick auf die Sachlage werfen, was sich hinter einer gewissen bekannten Haselstaude hervor am besten bewerkstelligen ließ. Er hüpfte lebhaft dahin, bewerkstelligte, nahm Einsicht, und verwunderte sich. Denn erstens war da, wie es schien, weit und breit kein Habicht zu sehen, und zweitens lag sein Kleemäulchen, für das er so viel Kummer ausstand und eben noch Herzklopfen ertragen hatte, neben Bratebalds, des berühmten Feldhasen, berüchtigtem jüngsten Sohn Dauerlauf in der weichsten Ecke des Nestes, hatte einen richtigen Salatkopf zwischen den Pfoten und ließ

sich von dem unerfreulichen Burschen das Schnäuzchen lecken.

Dieser Anblick gab Sakerment einen Riß in die Seele, der, um darauf einzugehen, vom Kopfansatz in der ganzen Länge bis zur Schwanzwurzel über die linke Lunge und Niere hinweg gerade durch lief, und er mußte sich setzen. Nicht als ob er die Veränderung und neue Orientierung, die mit seiner Liebesepisode vor sich gegangen war, sogleich begriffen hätte: wer sollte so etwas gleich begreifen? Er war ein Kulturbringer; was hatte er mit Hausfriedensbrüchen zu schaffen? Er bemerkte nur und stellte jammervoll fest, daß der Eindringling ohne Stimmung und ganz roh und dilettantisch leckte. Sakerment machte das zierlich und heimlich mit der empfindungsvollen Zungenspitze; jener fuhr ihr immer mit der vollen Länge und Breite des Muskels über die Nase, oder schlug ihr das ganze Ende wie einen nassen Lappen ums Gesicht. Freilich, einen Salatkopf vermochte Sakerment nicht. Aber was Salatkopf! Was Riß in der Seele! Auch mit einem Riß in der Seele mußte man vorn das edle Feuer des Heldentums leuchten und hinten mit Erlaubnis Schwanz und Blume des Ideals entschieden schimmern lassen. Und Gewalt litt man nicht, nicht an sich selber, nicht an andern. Er stellte entschlossen die Ohren, erhob sich und stellte auch den Schwanz. Zwischen Schwanz und Ohren hing die stumme Größe der Persönlichkeit. Zwar stutzte er noch einmal. Eben strich Kleemäulchen dem fatalen Kumpan mit der Pfote über die Wange, mit derselben zierlichen Pfote, die ihn schon so bitter ge=

tölpelt hatte, nicht zu vergessen. Und was war das für eine Wange, die ein solches Heil erfuhr? Es war eine ganz gewöhnliche Fresser- und Schädlingswange, die Wange eines Materialisten, die Wange eines gottlosen, höhnischen Schuftes, die Wange eines vollkommenen Ignoranten. Mein Gott, was mußten da für Roheiten vorausgegangen sein, bis der Wüstling den Engel Gottes so weit gebracht hatte! Nein, nein, nein, da gab es keinen Aufschub mehr! Da gab es kein längeres Zusehen, sondern nur ein schleuniges und plötzliches Gericht! Er stemmte die Hinterfüße in den weichen Boden und hob sich vorne zum Absprung in die Luft, ließ sich aber noch einmal herunter, weil gerade sein Name genannt wurde, und die beiden Nesthocker in Heiterkeit ausbrachen. Er erschrak. Erst meinte er, er sei gesehen worden; allein sie schauten gar nicht her, sondern einander kurzweilig an; und dann hätte auch das nichts erklärt. Er war gerade dabei, in große Verlegenheit zu geraten; da fiel Dauerlauf plötzlich aus der Heiterkeit und nahm rauh das Wort.

„Genau betrachtet ist da gar nichts zu lachen," sagte er mit gerunzelter Stirn und schaute seine Nestgenossin düster an. „Du meinst, Vergangenes ist vergangen; ich meine das nicht. Es paßt mir nicht, daß er noch hier 'rumstreicht, wenn auch mit hängenden Ohren. Das ist Melancholie, und auf Melancholie fällt heutzutag alles herein, besonders die Weiber. Wenn ich ihm einmal begegne, so haue ich ihn im Wald herum, bis alle Melancholie von ihm abfällt und nur noch das bare Elend übrig bleibt! Ich will sehen, ob ihr dann noch

mit den Ohren um ihn herumwinkt! Es ist Zeit, daß man in der Welt die Gerechtigkeit wieder herstellt und das Gleichgewicht."

Er stützte finster die linke Pfote in die Seite und nagte an seinem Schnurrbart. An seinen Wangen traten harte neidische Wülste hervor, und er schluckte unausgesetzt und heftig vor Eifersucht. Kleemäulchen beunruhigte sich und suchte einzulenken.

„Ach, liebster Dauerlauf, eigentlich kann er doch nichts dafür, daß es so windig bestellt ist um ihn," erwiderte sie und hob ein schönes, seelenvolles Mitleidsauge zu dem jungen Rauhbein auf. „Warum willst du ihn denn schlagen? Er frißt dir keinen Klee weg. Und die Mädchen —? Lieber Gott, ich habe dir gesagt, daß ich für meine Person dein bin; die andern müssen dir doch gleichgültig sein, wenn ich bitten darf! Aber mit einem Unzurechnungsfähigen auf diese Weise ins Gericht zu gehen ist eine Roheit! Er hat ja nicht einmal eine Hasenscharte!"

Sie hielt die wirklich zierlichen Pfötchen vors Gesicht und gab Töne von sich, von denen Sakerment nicht wußte, war es gekichert oder geschluchzt. Dauerlauf zischte ungerührt und höhnisch durch die Nagezähne.

„Ganz egal," knirschte er. „Geprügelt wird. Roh oder nicht roh, der Wald muß wieder sauber werden. Es geht Dekadenz um. Läusejammer geht um, und Pfoten wachsen an dem Boden fest, wo er vorbei schleicht. Schrot und Pulver, es ist schon weit gekommen mit den Waldhasen!"

Kleemäulchen nahm die Pfoten vom Gesicht, und nun sah Sakerment, daß sie lachte. Sie zeigte neckisch

und mit kindlicher Grausamkeit ihre schlanken goldgelben Schneidezähne zwischen der Scharte, und ihre sanften allerbraunsten Mädchenaugen standen ihr reizend schief im Kopf vor zartem Übermut. Sie legte ein Vorderbein um Dauerlaufs Schulter, lehnte leicht ihren Kopf daran und knabberte ihm unschuldig an den ärgerlich zurückgelegten Ohren.

„Man muß sich nicht gemein machen, bester Dauerlauf," sprach sie ihm weiter zu, „auch wenn es noch so weit gekommen ist mit den Waldhasen. Willst du die Waldhasen bessern? Wie heißt es doch: ‚Des Hasen Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding.' Gegen Trotz kann man nichts machen, und gegen Verzagtheit auch nicht. Aber ich muß dir jetzt etwas mitteilen, das sich zwar mit der Anmut meiner Jungfrauenehre ungern verträgt, das heißt, es möchte sich schon vertragen, aber meine Jungfrauenehre sträubt sich. Nur der Zwang der Stunde ist noch stärker und die Liebe zu dir, sowie die Sorge um deine Ruhe. Jedermann weiß, daß Kunigundes Sohn keine Scharte hat, und daß sein Schwanz zu lang ist. Du mußt bedenken, Kunigunde war immer exaltiert, ja sogar exotisch, gewissermaßen wenigstens. Das erhellt schon aus dem übertiebenen Namen, den sie dem armen Kerl gegeben hat. ‚Sakerment' — ich bitte jemand! Denn wieso, nicht wahr? Nämlich der betrübte Junge stammt von des Jägers Kater ab. Meine Mutter sagt, man kann es durch Zeugen beweisen; die Kunigunde ist dabei gesehen worden. Ich verstehe das natürlich nicht näher; Gott, denn wieso? Aber du siehst jetzt hoffentlich ein, daß

sich ein Mann wie du auch in der Abneigung nicht mit einer solchen Fraghaftigkeit abgeben kann. Fraghaftigkeiten läßt man auf sich beruhen."

Kleemäulchen hatte sich zum vollen Reiz ihrer ergreifenden Schönheit hinaufgeredet, und in ihre Augen war eine tiefe, sanfte Glut getreten, die Glut ihres sittlichen Bewußtseins. Sakerment, der sich wieder hatte setzen müssen, sah und hörte alles, aber er hielt es für möglich, daß das jemand außerhalb seiner war, der diese Erkenntnisse einnahm; er wollte sich auch gar nicht wundern, wenn er jetzt gleich entdeckte, daß er aus einem Mittagsschlaf aufwachte. Möglicherweise hatte er nun doch noch in seinen alten Tagen Schierling gegessen; nach Genuß von Schierling gingen ja Veränderungen mit einem vor. Er wischte sich mehrmals über Augen und Ohren, erst überlegt und gehalten, und dann hastiger und bestürzt, weil trotzdem alles blieb, wie es war. Er biß sich auf die Pfoten, um sich zu wecken, stieß seinen runden Kopf gegen einen Baum, und schnappte verständnislos nach Luft. Schließlich dachte er sich dem Anblick zu entwinden, aber seine Beine versagten zurzeit, und er mußte dem elenden Erlebnis weiter beiwohnen. Übrigens schien dieser Dauerlauf wirklich ein verzweifelter Querkopf zu sein. Er zeigte sich von Schönhupfs Erklärungen nicht im mindesten befriedigt. Er zischte noch böser und höhnischer als vorhin durch die Zähne und schlenkerte wegwerfend die rechte Vorderpfote.

„Pah!" machte er beleidigend. „Beruhen lassen! Mann wie ich! Was für ein besonderer Mann bin

ich denn auf einmal geworden? Jawohl, unsereiner soll sich nicht damit abgeben, weiß der Hund, warum. Aber euereins, was? Wie oft hat er dir die Scharte geleckt? Oder habt ihr nur vom Mond und vom Jäger gesprochen miteinander, he? Heraus mit der Sprache!“

Schönhupf nahm die zierlichen Vorderpfoten von Dauerlaufs Schulter und stellte sich entrüstet darauf. Sie streckte zornig die Ohren nach hinten, und ihr Schwanz zitterte aufgeregt. Ihre Augen standen nicht mehr neckisch schief im Kopf, sondern geradeaus rund und zurechtweisend.

„Du, Dauerlauf, sei so gut!“ erwiderte sie mit fliegender Stimme. „Denn wieso? Als ich ihn kannte, wußte ich nichts von ihm. Aber als ich etwas von ihm wußte, da kannte ich ihn nicht mehr. ‚Also deshalb stieben bei Nacht Funken aus Ihrem Fell?‘ sagte ich. Und: ‚Gehen Sie nur, mein Herr!‘ sagte ich, ‚putzen Sie sich, wo Sie wollen; unser Nest sollen Sie nicht anzünden dabei!‘ Ich konnte ihm nicht einmal genau sagen, warum; denn wieso? Die Anmut meiner Jungfrauenehre, nicht wahr? Aber er mußte doch Bescheid merken. Und von da an ließ er das linke Ohr hängen. Erst nachher fiel mir noch ein, daß er sich putzt wie des Jägers Kater; ich habe ihn sogar einmal dabei schnurren hören mit diesen meinen Ohren! Ein Irrtum ist also absolut ausgeschlossen.“ Sie stockte einen Augenblick; dann sträubte sie leicht das Haar und errötete lieblich, und ihre Augen nahmen wieder die reizende schiefe Stellung ein in ihrem Kopf. „Und die Scharte hat mir vor dir niemand geleckt, mein Bester.

Denn wieso? ‚Dem Verdienst die Krone,‘ sagte ich. Vielmehr dachte ich es, und sagte nur: ‚Danke schön, mein Herr Sakerment, das ist nichts für Kinder.‘ Das war kurz und unwidersprechlich, nicht wahr? O bitte, es ist kein Verdienst dabei; ich ahnte doch immer deine Existenz, und daß du einmal kommen werdest. Da lag es freilich nahe, die Anmut meiner Jungfrauenehre unversehrt zu bewahren. Meine Scharte ist nur für Einen Mann im Wald, respektive auf dem Feld, gemacht, für dich, du guter, prächtiger Dauerlauf!“

Sakerment brauchte nun nicht weiter abzuwarten, was etwa sonst noch gesprochen wurde und geschah. Er sah, daß es in Kleemauls Nest zum Frieden nicht mehr weit war. Schönhupf leckte verliebt und auch etwas verlegen ihr Pfötchen, und Dauerlauf kratzte nachdenklich den Boden und schielte sie von der Seite an; offenbar suchte er nach dem versöhnenden Wort. Eben meldeten sich bei Sakerment die Beine wieder zum Dienst. Er stand auf, wenn auch noch etwas schwächlich, schob sich herum und wandte sich matt auf den Weg zurück, den er hergekommen war. Er begriff nichts und glaubte nichts; was gab es da groß zu glauben? Es war zum mindesten eine grobe Übertreibung, daß er beim Putzen schnurrte. Es war eine Täuschung oder ein Zufall, daß aus seinem Fell Funken stoben. Und wenn er wirklich von des Jägers Kater abstammte, so mußten ihm doch auch die Zähne nach Mäusen stehen; dieser Geschmack war ihm seiner Lebtage noch nie gekommen. Zwar den hübschen Namen Kleemäulchen, den er für Kleemauls Tochter aufgebracht

hatte, behielt sie und ließ sich von andern dabei nennen. Aber ihn, den Erdichter, trieb sie aus dem grünen Klee ihrer Liebe und brachte ihn um die Ehre. Sie hatte ihn wieder ins Wasser gestoßen, und es nahm ihn nun selber wunder, ob er diesmal darin ertrank.

Traurig schlich er über die Lichtung nach dem gegenüberliegenden Waldrand zurück. Er lief nicht mehr, dachte auch nur mit tiefer Bitterkeit an seine vorigen Luftsprünge, und hielt herzwenig von allen Freuden des Waldes und leider auch von den Idealen und Heldenhaftigkeiten. Denn wieso? um mit Kleemäulchen zu sprechen. Was nützten sie, wenn man sie nicht ausführen konnte? Er glaubte jetzt, daß man dazu auserwählt sein müsse; und das Schicksal wählte leider nicht die Besten dazu aus, wie es schien. Seine Ohren hingen ihm erbärmlich hüben und drüben vom Kopf herunter. Er ließ auch den Kiefer hängen; was sollte jetzt noch eine gute Haltung helfen. Das Laub tanzte nicht mehr in Wirbeln hinter ihm her, sondern raschelte enttäuscht unter seinen vielleicht wirklich etwas zu scharf bekrallten, kummerschweren Rückzugsfüßen. Die Augen standen ihm vor dem Kopf ganz eng zusammen, als ob sie sich fürchteten oder als ob sie frören. Und den Schwanz trug er gramvoll abwärts angedrückt. So jammerlappte er still und beklagenswert unter den Krähennestern vorbei und verschwand unbedeutend in der Tiefe des Buchenwaldes. Aber war das eine Antwort auf die Herausforderung des Lebens?

Werke von Jakob Schaffner

Irrfahrten. Roman. Zweite Auflage.

Mit wahrem Entzücken versenkt man sich in diese Kleinkunst, die so herzenswarm und sinnig, so frisch und schelmisch, nur allein deutschem Geist entspringen kann! (Die weite Welt)

Die Erlhöferin. (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane.)

Mit großer künstlerischer Meisterschaft weiß Schaffner dem alten Stoffe des Bruderzwistes neue Seiten abzugewinnen, neue Töne weiß er anzuschlagen in dem alten und doch ewig neuen Liede von der Liebe des echten und unechten Sprossen desselben Vaters zu dem gleichen Mädchen. (Straßburger Post)

Die Laterne. Novellen. Zweite Auflage.

Der Novellenband wird eingeleitet von einer Erzählung „Grobschmiede", und sie ist das Schönste, was ich seit langem gelesen habe. Würde diese Erzählung in den Werken Gottfried Kellers stehen, so würden wir sie zu dem Schönsten rechnen, was dem Meister gelang. (Velhagen und Klasings Monatshefte)

Konrad Pilater. Roman. Dritte Auflage.

Erschrecke niemand vor dem Umfang dieses Buches! ... Lasset lieber drei andere Bücher weg, aber dieses müßt ihr zu eigen haben, denn es ist bei weitem das beste Buch, das mir die letzten Jahre unter die Hände gekommen. (Münchener Zeitung)

Der Bote Gottes. Roman. Dritte Auflage.

Der „Bote Gottes" ist ein halbentgleister wissenschaftlicher Landstreicher, den Abenteuerlust und die tief verborgene Sehnsucht nach einem echten Lebensinhalt, nach großem Wirken, auf die Landstraße treibt, bis er seine Aufgabe darin findet, ein von den Kriegsstürmen des deißigjährigen Krieges beinah zerstörtes Dorf wieder herzustellen. In diesem Roman steckt etwas von dem aus tiefen Abgründen sich emporringenden neuen Glauben unserer Gegenwart, und darum wirkt's wie ein Frühlingssturm, brausend und mit Hagelkörnern vermischt, aber der Vorbote kommenden lachenden Sonnenscheins, blühender Bäume und grünender Flur. (Münchener Neueste Nachrichten)

Druck von Wilhelm Hecker in Gräfenhainichen.


Princeton University Library
32101 067515047

